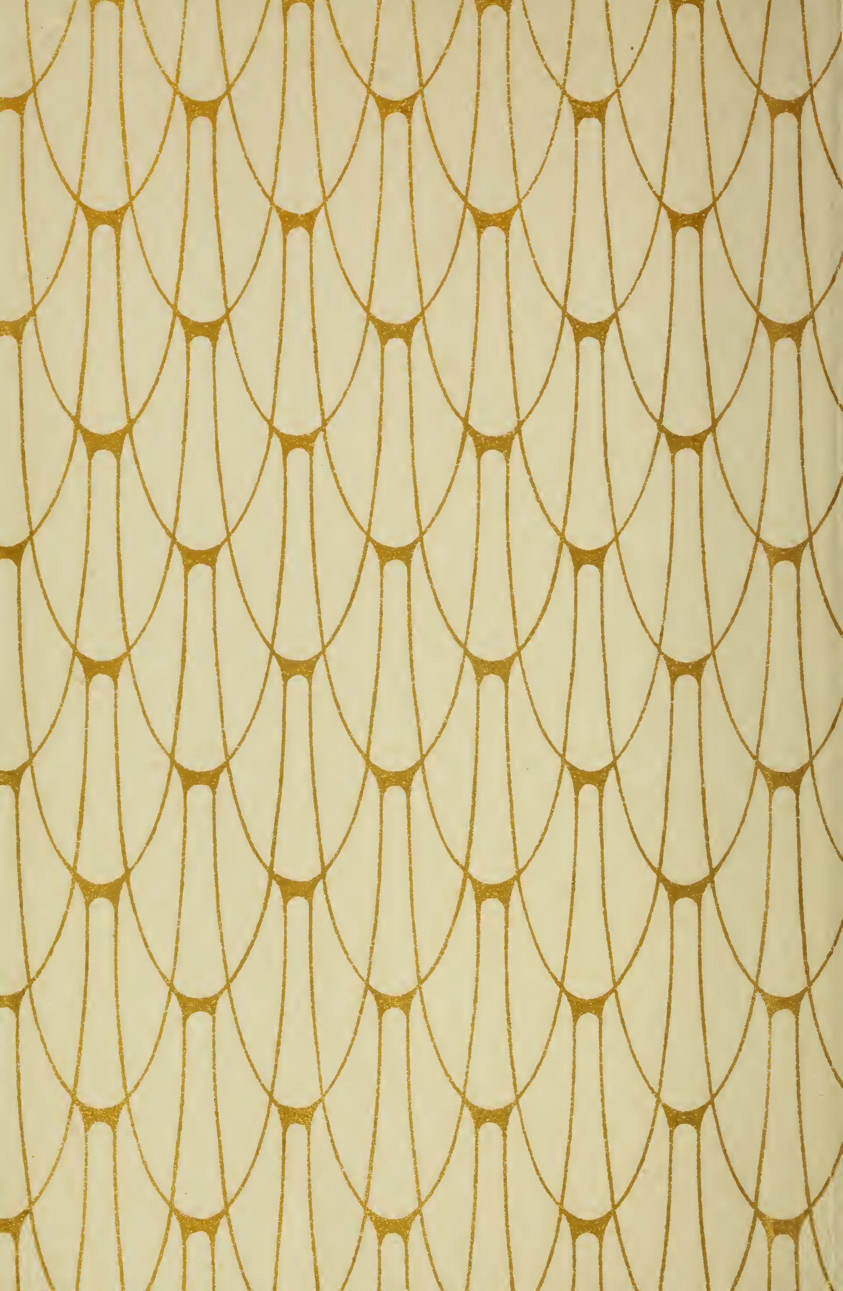
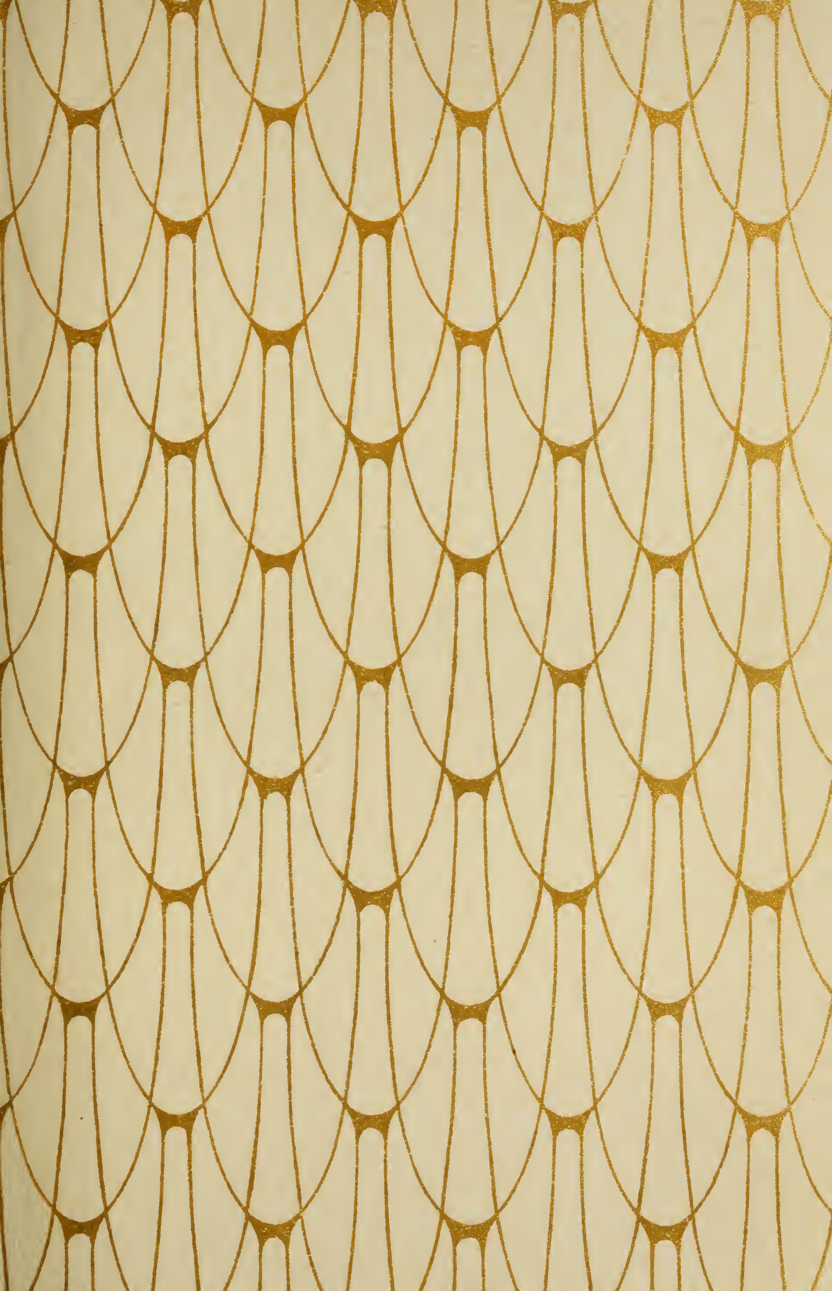


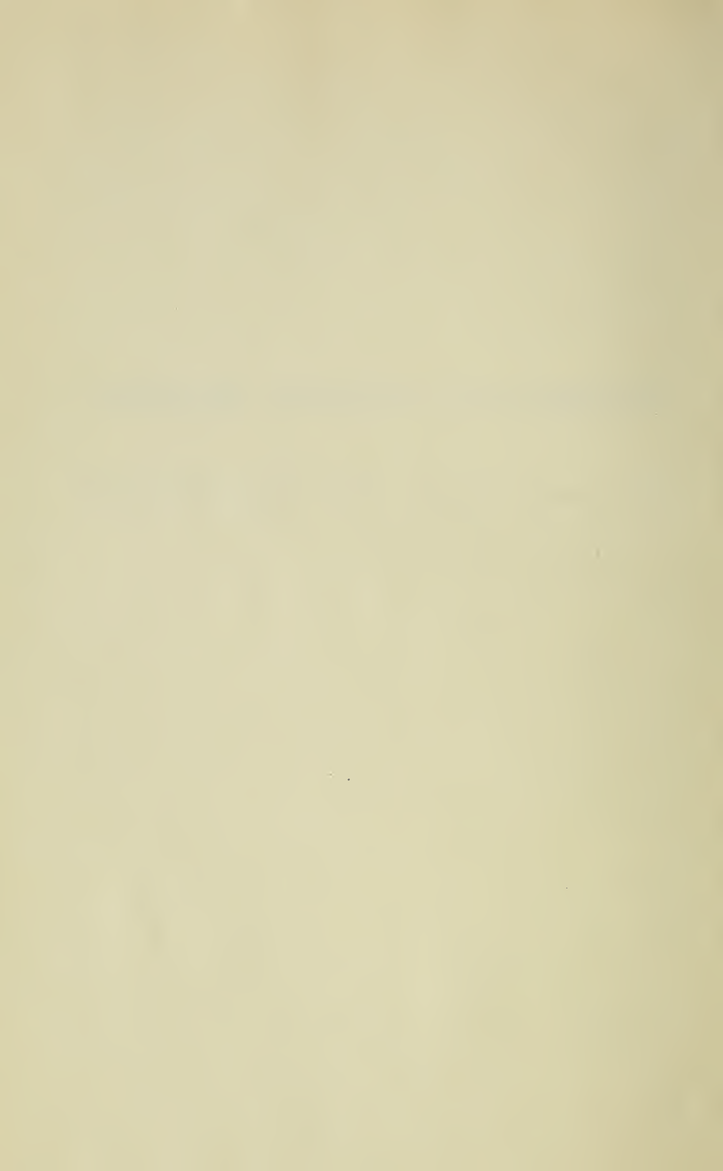
Meisterwerke berühmter Erzähler





Meisterwerke berühmter Erzähler

Voll Dampf voraus. Von August Niemann



Voll Dampf voraus

Roman

von

August Niemann

Motto:
Dem Kühnen hilft das Glück



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

In der Schule 1

Das Alter hat moosige Auswüchse der Schwäche,
die Jugend die grünenden der Kraft.
Jean Paul

Otto, ich habe mit dir zu reden!" so rief die Stimme des Rektors durch die halbgeöffnete Tür in das Arbeitszimmer der Pensionäre.

„Ich komme, Onkel," antwortete mit hellem Tone ein frischer junger Mensch und stand von seinem Platze auf.

Die vier andern Knaben blickten empor und sahen Otto Gerding mit einem Ausdruck an, worin Spannung und zugleich ein wenig Schadenfreude zu lesen waren. Die Reden des Rektors in dessen Allerheiligstem, seiner Bibliothek, erfreuten sich keiner Beliebtheit bei den Pensionären. „Der Alte", wie die Zöglinge ihn nannten, obwohl die Sitte des Hauses die Bezeichnung „Onkel" vorschrieb, pflegte derartige Dialoge, wie deren einer jetzt bevorstand, den Missetaten folgen zu lassen, welche nur zu oft aus dem Widerstreit zwischen der strengen Hausordnung und dem übermütigen Temperament junger Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren entsprangen.

Aber Otto Gerding hatte ein verhältnismäßig reines Gewissen. Er überschlug rasch, indem er

sich in des Rektors Bibliothek verfügte, seine Vergangenheit auf etwa drei bis vier Tage zurück und vermochte darin zwar einiges zu entdecken, was nicht völlig tugendhaft war, aber nichts, was zur Kenntnis des Alten hätte kommen können. Er hatte geraucht, aber das war hinter einem undurchdringlichen Gebüsch bei der Badeanstalt geschehen. Er besaß eine Übersetzung von Xenophons Memorabilien, aber der dünne Band war sorgfältig zwischen dem Boden und dem Überzuge seines Koffers versteckt. Er hatte gerade heute außer der Zeit ein Wurstbrötchen gegessen, aber das hatte ihm die Haushälterin heimlich zugesteckt. Er hatte einer gewissen jungen Dame, die den Konfirmandenunterricht besuchte, eine seidene, schön bemalte Karte zum Geburtstage geschickt, aber er wußte bereits, daß der Glückwunsch sicher an seine Adresse gelangt war. Was konnte der Alte wollen?

Der Alte ging mit gesenktem Haupte, die Hände auf dem Rücken, schweren Schrittes auf und nieder. Er war ein Mann, der im Grunde nicht so schrecklich aussah, wie die Phantasie der Pensionäre sich ihn ausmalte, und gar so alt war er auch noch nicht. Er war ein rüstiger Fünfziger mit graugemischtem Haar und Vollbart, der eine Brille trug, und zwar ein gelehrtes Gesicht und eine strenge Miene zeigte, aber eine gewisse Gutmütigkeit nur schwer aus seinen Zügen verbannen konnte. Gegenwärtig jedoch bewegte ihn offenbar eine sehr ernste und traurige Angelegenheit. Er schien kaum Worte finden zu können, um seiner Entrüstung Ausdruck zu geben.

Nachdem er mehrere Male auf und ab geschritten war und dabei von Zeit zu Zeit einen ernsten, vorwurfsvollen Blick auf Otto gerichtet hatte, nahm er einen Gegenstand vom Schreibtisch und hielt ihn nahe der Lampe vor Ottos Augen.

„Erkennst du diese Adresse als die deinige an?" fragte er.

Otto sah eine Postkarte in des Rektors Hand und las: „An Herrn Gymnasiasten Otto Gerding bei Herrn Rektor Professor Doktor Schückelmeyer in Neustadt."

„Diese Karte ist allerdings an mich gerichtet," sagte er.

„Und was bedeutet die verschlungene Gruppierung lateinischer Lettern, welche gleichsam kabbalistisch eine seltsame Zierde der Adresse bildet?"

„Wo denn, Onkel?"

„Hier, du siehst es doch!"

„Ah, hier. Das kann ich selbst nicht gleich entziffern."

„Wirklich nicht? Sieh schärfer zu! Verstehst du es jetzt?"

„Es scheint mir so, als ob es hieße: Vivat, floreat, crescat Hercynia."

„Aha! Und was ist diese Hercynia?"

„Wir hatten eine kleine Verbindung in der Sekunda, lieber Onkel, und ich denke, diese Postkarte wird von einem meiner früheren Verbindungsbrüder sein."

„Aha! Eine kleine Verbindung! Und nun wende dieses erbauliche Schriftstück um und lies laut!"

Otto gehorchte, doch stockte er schon nach der Anrede und wußte nicht, was für ein Gesicht er machen sollte, um sein Lachen zu verbergen, während er doch zugleich voller Verlegenheit und Schrecken war. Sein Gemütszustand war höchst verwickelter Art. Doch der Rektor verlangte lautes Vorlesen, und Otto las:

„Ulkiger Zapp, wir sitzen hier beim Frühschoppen in dem ulkigen ‚Schwarzen Bären' und disputieren darüber, ob die Mali oder die Kathi schöner ist. Schade, daß du nicht zugegen bist, um dein ulkiges Urteil abzugeben. Sei gegrüßt und bleibe gesund! Schnirps und Baldewein."

Der Rektor nahm die Karte wieder an sich.

„Mit solchen Menschen soll man brechen!" sagte er nachdrücklich, indem er seinen gedankenvollen Spaziergang im Zimmer wieder aufnahm.

„Aber, Onkel, was kann ich denn dazu tun? Ich bin doch ganz unschuldig," bemerkte der junge Mensch.

„So wir sagen, wir haben keine Sünde, betrügen wir uns selbst," entgegnete der Rektor. „Diese Zuschrift höchst frivolen Inhalts ist doch in der Ansicht und Voraussetzung an dich gerichtet worden, daß du ein Gesinnungsgenosse seiest und Vergnügen empfinden würdest an dem übersandten Gruße. Diese sauberen Burschen haben in der Höhle des Lasters deiner gedacht als eines Jünglings, der zu ihrer Gesellschaft passen würde, und es springt in die Augen, daß du während deiner Ferien mit derartigen Genossen vereint Spelunken besucht hast."

„Der ‚Schwarze Bär‘ ist keine Spelunke und auch keine Lasterhöhle. Darin irrst du dich, Onkel. Es ist ein sehr anständiges Lokal.“

„Pfui!“ rief der Rektor.

„Es ist aber wirklich so, Onkel. Es verkehrt dort die anständigste Gesellschaft.“

„Du hast meine Ansicht gehört,“ sagte der Rektor mit entscheidendem Tone. „Es bleibt dabei, du wirst deine Ferien nicht wieder in Magdeburg zubringen dürfen, wenn nicht eine Gewähr für soliden Verkehr geboten wird. In diesem Sinne werde ich an deinen Vater schreiben. Die Sache gilt mir nunmehr für erledigt. Es ist neun Uhr. Rufe deine Kameraden zum Abendgebet.“

Der junge Mensch begab sich wieder in das Arbeitszimmer, wo die andern ihm neugierig in sein gerötetes Gesicht blickten.

„Ich komme als Muezzin,“ sagte Otto mit möglichst gleichgültiger Miene. „Der Alte schickt mich, euch zum Abendgebet zu rufen.“

„Was wollte der Alte denn von dir?“ fragte einer der Schüler, Graf Karl von Berkfeld.

Aber Otto antwortete nicht, sondern warf nur einen bezeichnenden Blick auf Theophil, des Rektors Sohn, welcher der jüngste und fleißigste der jungen Gesellschaft war, bereits zum Studium der Theologie entschlossen, obwohl erst fünfzehn Jahre alt.

Theophil durfte manches hören, die Älteren genierten sich nicht, in seiner Gegenwart den Rektor den Alten zu nennen, und einige dumme Streiche machte Theophil gelegentlich wohl auch selbst der

Kameradschaft halber mit, aber in alle Geheimnisse durfte der ernste Knabe, der für einen Duckmäuser galt, doch nicht eingeweiht werden.

„Laßt uns hinübergehen!“ sagte Otto.

Die Bücher wurden zugeklappt, alles wissenschaftliche Handwerkszeug wurde in die bestimmten Schubladen gelegt, und dann gingen die Schüler in das sogenannte Refektorium. Hier stand ein Harmonium, hier stand eine lange Tafel, woran die Mahlzeiten eingenommen wurden, und große Holzschnitte erbaulichen Inhalts bedeckten die Wände. Bibel und Gebetbuch lagen vor dem Platze des Rektors auf dem Tische, und eine Hängelampe mit großem Schirm hing in der Mitte von der Decke herab.

Die Schüler stellten sich an ihren bestimmten Plätzen hinter ihren Stühlen auf, und dann traten in feierlicher Prozession die erwachsenen Personen herein.

Voran ging eine Dame mit strengem, beinahe viereckigem, knochigem Gesicht, die Frau Superintendentin Schmidt. Man konnte ihr die Ähnlichkeit mit ihrem Bruder, dem Rektor, ansehen, doch fehlte ihr das Wohlwollende. Ihre kleinen dunkeln Augen blickten forschend, beinahe inquisitorisch auf das junge Volk, das durch seinen Übermut schon oft ihren Zorn erregt hatte. Der Rektor hatte sie nach dem Tode ihres Mannes nebst ihren beiden Töchtern bei sich aufgenommen, weil er selbst seine Gattin verloren hatte und die Hoffnung hegte, sie würde ihm den Haushalt führen. Aber die Frau

Superintendentin interessierte sich viel zu sehr für Theologie und Kirchenstreitigkeiten, um den irdischen Bagatellen Geschmack abgewinnen zu können. Sie war so wenig achtsam auf den Leib, daß sie schon unordentlich genannt werden konnte, und der Zustand ihrer Wäsche wie ihrer Hände gab den Pensionären häufige Gelegenheit zu geringschätzigen Bemerkungen. Der Rektor hatte sich genötigt gesehen, neben seiner Schwester und deren erwachsenen Töchtern auch noch eine Haushälterin ins Haus zu nehmen. Denn auch die Nichten hatten keinen Sinn für das Häusliche, und es gab doch viel zu tun und zu rechnen in einem Hause, wo Pensionäre gehalten wurden.

Des Rektors Nichten, die nun hinter ihm feierlich-gemessen eintraten, während er selbst hinter seiner Schwester ging, standen im Alter von dreißig und zweiunddreißig Jahren. Die ältere hieß Elisabeth, die jüngere Anna. Sie sahen der Mutter sehr ähnlich, und sie gaben vor, daß sie sich um die Dinge dieser Welt nichts kümmerten, sondern höhere Ziele verfolgten. Nur waren diese Ziele verschieden. Elisabeth hatte eine Schule eingerichtet, worin sie kleine Mädchen unterrichtete, Anna schrieb Erbauungsschriften und sammelte eine Bibliothek, woraus sie an die Kinder des Städtchens zu deren Belehrung verlieh. So taten beide Schwestern Nützliches und Gutes, nur waren sie dabei nicht ganz frei von geistlichem Hochmut. Sie sahen auf solche weibliche Wesen, welche sich um Küche und Keller kümmerten, mit einem Mitleid hinab, das

schon an Verachtung grenzte, und von den persönlichen Vorzügen gar, wodurch weibliche Wesen Männerherzen an sich fesseln, dachten sie äußerst gering. Sie hielten die Schönheit für einen Fallstrick des Satans.

Die Haushälterin trat zuletzt ein. Sie war eine wohlbeleibte tüchtige Person, in steter Fehde mit den drei Damen, wegen ihres niedrigen Geistes über die Achsel angesehen, aber vermöge ihres Schlüsselbundes viel zu wichtig, um ignoriert zu werden.

Der Rektor nahm seinen Platz ein, dann gruppierte sich der ganze Kreis nach der bestimmten Ordnung. Elisabeth setzte sich an das Harmonium. Ihrem Spiel war anzumerken, daß die Musen ihr nicht hold waren, doch spielte sie ihren Choral schlecht und recht herunter, und die Tafelrunde sang mit.

Alsdann faltete der Rektor die Hände, machte sein besonderes Gebetgesicht und sprach: „Du lieber, freundlicher, himmlischer Heiland, wir danken dir recht innig und herzlich dafür, daß du uns an diesem Tage wiederum in deinem Namen weitergeführt hast. Laß uns immer besser und deutlicher erkennen, daß in dir allein die Wahrheit ist. Vor allem laß uns, die wir noch jung und unerfahren sind, die rechte Scheu vor allem Bösen tragen, daß wir der Verführung der Kinder dieser Welt zu widerstehen vermögen. Laß uns ernst und eifrig auf unsre Arbeit, auf unser Studium sehen, daß wir alle frivolen Nebendinge, Spielereien und Tand

verachten. Laß uns bedenken, daß wir uns dadurch schon unmerklich dem Bösen nähern, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge."

Der Rektor heftete bei diesen Worten einen besonderen Blick auf Otto Gerding, um ihn an die Postkarte aus Magdeburg zu erinnern, aber Otto hatte gerade in diesem Augenblicke große Mühe, das Lachen zu verbeißen.

Der junge Graf von Berkfeld hatte ihn heimlich ins Bein gekniffen und auf den Sitz der Frau Superintendentin hingewiesen, wo sich ein seltsames Phänomen zeigte. Stets zu Neckereien und Torheiten aufgelegt, hatte der junge Graf einen mit Wasser gefüllten Schwamm mit zum Abendgebet gebracht und auf den Stuhl der verehrungswürdigen Dame gelegt. In der ungewissen Beleuchtung der Hängelampe hatte sie den Schwamm nicht bemerkt, sondern sich arglos darauf gesetzt, und nun stand eine kleine Pfütze unter ihrem Stuhle, und sie selbst rückte unbehaglich auf ihrem Sitze umher.

„Vor allem, du freundlicher, lieber Heiland," fuhr der Rektor fort, indem er sich, unbefriedigt von Ottos Gesicht, wieder zu der Allgemeinheit wandte, „gib, daß wir nicht grübeln und denken, wo doch deine Wahrheit sichtbarlich leuchtend vor uns steht. Denn wir jungen, unerfahrenen Leute sind nur allzuoft geneigt, selbst zu denken, selbst zu forschen, selbst zu suchen, anstatt gläubig dem Worte unsrer Lehrer zu folgen. Hierzu werden

wir leicht verführt durch das Studium der alten heidnischen Schriftsteller, die wir Klassiker nennen. Aber gib, daß wir immer nur an die Sprache denken und uns fleißig alle Formen derselben einprägen, als welche der eigentliche Untergrund aller höheren und feineren Bildung sind, daß wir aber den Inhalt dieser Schriften nicht beachten, sondern ihn als ein törichtes Geschwätz übersehen. Deine Wahrheit steht fest, daran wollen wir uns halten; aber der Anfang des Denkens ist auch der Anfang des Irrens, eines entsetzlichen Irrens, an dessen Ende der Abgrund ewiger Verdammnis gähnt. Nichts Gefährlicheres gibt es ja für junge Leute, als selbst denken zu wollen. Das Denken ..."

An dieser Stelle seines Gebets, das er gewohnheitsmäßig zu einer Ermahnung für die Pensionäre gestaltete, ward der Rektor durch ein lautes Pfeifen unmittelbar vor den Fenstern des Refektoriums unterbrochen. Schon seit fünf Minuten war ein entferntes leiseres Pfeifen sowie auch Blasen vernehmbar geworden, und die Schüler hatten schon mehr hierauf als auf des Rektors Gebet geachtet. Nunmehr aber war der Ton so durchdringend und so nahe, daß der Rektor sich unterbrach, ans Fenster ging, es öffnete und hinausfragte, was es gäbe.

Die Pensionäre sprangen, froh über die Störung, auf und eilten ebenfalls an die Fenster.

Draußen stand ein Lakai in der Livree des Fürsten von Ensbruck und hielt ein Pfeifchen in der Hand. Obwohl Neustadt nicht sehr vornehm erleuchtet war, sondern sich nur einzelner weit

verstreuter Laternen an den Straßenecken erfreute, war es doch hell genug, um deutlich sehen zu können, denn die Mondsichel und funkelnde Sterne standen am unbewölkten Augusthimmel.

„Herr Professor, der Affenpinscher Ihrer Durchlaucht ist verschwunden," antwortete der Lakai auf des Rektors Frage.

„Nun, und . . ."

„Alle Bedienten vom Schlosse suchen, und die Gendarmerie ist aufgeboten, und die Nachtwächter — das ganze Schloß ist in Aufruhr," sagte der Lakai, und damit wandte er sich zum Weitergehen und pfiff.

Otto Gerding und Graf Berkfeld stießen sich einander an.

„Oh, der Affenpinscher der Frau Fürstin!" rief der junge Graf dann mit ängstlichem Tone. „Wir wollen mitsuchen, Otto, komm!"

Schnell begriffen auch die andern Zöglinge, Hans von Levetzow und Friedrich Baron von Rosencron. Es galt, der Fortsetzung des Abendgebets zu entrinnen und sich womöglich einen Spaß zu machen.

„Oh, der Affenpinscher der Frau Fürstin!" riefen sie im Tone lebhafter Aufregung und Bestürzung, und damit rannten alle vier Zöglinge der Türe zu und hinaus.

Nur Theophil, des Rektors Sohn, blieb starren Blickes zurück, erstaunt über die Keckheit der Kameraden und zugleich wie gebannt durch die Gegenwart der Frauen und namentlich seines Vaters.

Dieser versäumte nicht, indem er sogleich die List der jungen Leute durchschaute, mit starker Stimme zu rufen und sie zum Bleiben aufzufordern.

„Otto!“ rief er. „Du setzest dich wieder auf deinen Platz! Hans! Friedrich! Karl! Hiergeblieben! Nicht eures Amtes ist es, den Hund zu suchen!“

Aber die Schüler gehorchten diesmal nicht. Otto und Karl waren schon draußen und schrien beharrlich:

„Der Affenpinscher, der Affenpinscher, Ihrer Durchlaucht Affenpinscher ist weg!“

Auf die andern wirkte der Ruf gleichsam begeisternd.

„Herr Rektor, Ihrer Durchlaucht Lieblingshund!“ riefen sie, „den müssen wir suchen.“

Und so liefen sie hinterher, ohne sich halten zu lassen. Ehe noch der Rektor und die Frauen recht zur Besinnung kommen konnten, war das behende Völkchen auf und davon. Mit hellem Rufe und schrillem Pfeifen stürmten die ausgelassenen Burschen durch die Straße.

„Ha, die törichten, wilden Buben!“ sagte der Rektor zornig und schloß das Fenster.

„Das wird ein schöner Zustand im Schlosse sein,“ bemerkte seine Schwester kopfschüttelnd.

„Ach, das dumme Vieh läuft ja alle Augenblicke weg,“ sagte Elisabeth.

„Ich begreife nicht, wie man sein Herz an solch ein Tier hängen kann,“ fügte Anna hinzu.

Währenddessen stürmten die jungen Leute im höchsten Jubel weiter. Es fiel ihnen nicht ein, den Hund zu suchen. Wie hätten sie auch in der Dunkelheit suchen sollen? Sie fanden viel mehr Vergnügen daran, den Lärm zu vermehren, der Neustadts Frieden schon erheblich gestört hatte. Überall erweckten die Pfeifen der fürstlichen Dienerschaft, die Hörner der Nachtwächter und das Suchen der Gendarmen, die zu Fuß und zu Pferde unterwegs waren, die Bevölkerung aus ihren Abendbeschäftigungen und aus dem Schlafe. Denn ein Teil der Einwohner lag, da es nicht mehr weit von zehn Uhr war, bereits in den Federn, und die übrigen befanden sich im Familienkreise in einem Zustande, der sich vom Schlafen nicht sehr unterschied.

Neustadt war ein stiller Ort und stand im Rufe großer Tugendhaftigkeit. Deshalb waren auch die jungen Leute hierher in Pension gegeben worden. Professor Schückelmeyer dirigierte das berühmte Neustädter Gymnasium, das von etwa dreihundert Schülern besucht war. Diese dreihundert Schüler aber waren das belebende und zum großen Teil ernährende Element der Stadt. Das Gymnasium spielte hier dieselbe Rolle, welche in Städten wie Göttingen und Jena die Universität spielt. Die Unternehmungen der Gymnasiasten bildeten den Gesprächsstoff, und die besseren Familien, die Honoratioren, hatten sämtlich junge Leute in Pension. War nun aber das Gymnasium interessant, wichtig und nahrhaft, so gab es doch noch

etwas Interessanteres, etwas Höheres, und das war das fürstliche Haus Ensbruck.

Inmitten der lieblich an einem klaren Flusse zwischen Hügeln gelagerten kleinen Stadt erhob sich auf einer kleinen Anhöhe ein stolzes Schloß. Dasselbe überragte alle Gebäude um ein Beträchtliches und bildete für den Wanderer weithin über Berg und Tal mit seinen spitzen Türmen ein Merkzeichen. Hier residierte das ehemals reichsunmittelbare, nunmehr mediatisierte Geschlecht der Fürsten von Ensbruck, und ganz natürlich war es, daß alle Begebenheiten auf dem Schlosse Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit für Neustadt waren.

Als sich heute abend die Nachricht verbreitete, daß Ihrer Durchlaucht Affenpinscher, ein stadtbekanntes Tier, von dessen Klugheit viele Geschichten umliefen, verschwunden sei, war die allgemeine Aufregung nur den Verhältnissen angemessen.

Mit der lebhaften Neigung für das Verbotene, wodurch manche der Neustädter Gymnasiasten sich auszeichneten, und mit dem scharfen Instinkte, der sie bei ihren Übeltaten leitete, wandten sich die vier Pensionäre des Rektors zunächst nach dem Stadtkeller. Nicht, daß sie dort etwa hätten einkehren wollen. Eine andre Absicht führte sie hin. Im Stadtkeller pflegte sich abends derjenige kleine Teil der Honoratioren männlichen Geschlechts aufzuhalten, welcher dem Urteil der Welt trotzte und der Sinnenlust frönte. Hier saßen die hartgesottenen Bösewichte, denen Weib und Kind und

stilles Familienglück nichts galten, sondern die oft bis elf oder gar bis Mitternacht, in dichten Tabaksdunst gehüllt, ihr Bier tranken. Wie eine Schar von Teufeln warf sich nun der Trupp der Pensionäre an die Fenster des Kellers, trommelte, pfiff und schrie laut, so daß die Trinker dort unten emportaumelten von ihren Sitzen und die Treppe emporkamen, um zu fragen, was es gäbe.

„Der Affenpinscher Ihrer Durchlaucht ist weg!" schrien die jungen Leute ihnen entgegen und stürmten weiter.

Sie wandten sich nun einer Straße zu, welche zu betreten ihnen ein für allemal untersagt war. Es war die Hauptstraße von Neustadt, deren eigentlicher Name „Der breite Weg" lautete, die jedoch bei den Gymnasiasten den Namen „Babelstraße" führte. Hier lagen die elegantesten Läden, hier befand sich sogar eine Konditorei, und wohl fünfzig bis sechzig Personen durchwogten die Straße im Laufe eines jeden Tages. Um die Gymnasiasten vor der Verführung der Welt zu bewahren, hatte ihnen das Direktorium verboten, jemals diese Straße zu beschreiten. Sie war ihnen als eine Straße des großen Babels vorgestellt und zum abschreckenden Beispiel mit den Hauptstraßen großer sündhafter Städte, Unter den Linden in Berlin, den Boulevards in Paris und der Ringstraße in Wien verglichen worden. Um so größer war natürlich der Reiz, und oft liefen Erzählungen von kecken Burschen um, die dem Verbote getrotzt hatten. Aber auch Geschichten von den dort drohenden

Gefahren wurden unter den Schülern erzählt. Mehrere dort wohnende Bürger standen im Rufe der Spionage.

Da war namentlich ein würdiger alter Herr, von dem Übles berichtet wurde. Er war ein Materialwarenhändler, aber er stand nicht selbst im Laden, sondern sein Reichtum gestattete ihm, sich einen Kommis zu halten, der das Geschäft verwaltete, während er selbst aus dem Fenster sah. Dies war seine eigentliche Beschäftigung, Inhalt und Zweck seines Daseins. Es wurde von ihm behauptet, daß er mindestens zehn Stunden im Sommer und acht Stunden im Winter aus dem Fenster blicke, und deshalb hieß er auch auf dem Gymnasium ganz allgemein nur der Fenstergucker, obgleich er mit Tauf- und Familiennamen Christian Tovote hieß. Im Sommer steckte er ein kahles Haupt hinaus, bei kaltem Wetter trug er ein gesticktes Hauskäppchen, immer lag er auf beiden Ellbogen und hatte eine lange Pfeife im Munde, deren bemalter Kopf etwa so weit auf das Trottoir herabhing, daß ein kleiner Knabe noch hätte darunter hin gehen können. Herr Tovote stammte ursprünglich aus Hannover. Sein Großvater war dorther eingewandert und hatte das Materialwarengeschäft gegründet. Noch jetzt hielt Herr Tovote verwandtschaftliche Beziehungen zu einem andern Zweige der Familie, der in Hannover geblieben war, aufrecht. Ein Vetter von ihm, der sich als Bäcker eines großen Rufes erfreute, besuchte ihn von Zeit zu Zeit, und gegenwärtig be-

fand sich in seinem Hause ein Wesen, das hauptsächlich die Veranlassung dazu war, daß des Rektors Pensionäre gerade die Babelstraße aufsuchten. Ja, Otto Gerding und Graf Berkfeld hatten den ganzen Aufruhr beim Rektor wesentlich deshalb angestiftet, weil es sie gelüstete, zu des Fenstergucker Hause zu laufen. Das hieß gewissermaßen den Löwen in seiner Höhle aufsuchen. Der Fenstergucker galt dafür, daß er jedermann betrachte, der die Babelstraße durchschreite, insbesondere aber auf Gymnasiasten achte und niemals versäume, den ihm befreundeten Gymnasiallehrern Bericht über solche Frevler abzustatten, welche das Verbot mißachteten.

Aber ein gewaltig starker Magnet zog trotzdem die jungen Leute hin. Der Fenstergucker hatte eine Nichte, und diese war ein reizendes Mädchen. Sie war die Konfirmandin, der Otto die zarte Gratulationskarte geschickt hatte, und sie war ein heller Stern, der die Herzen vieler Schüler, besonders aber Otto Gerdings und des jungen Grafen, mit dem strahlendsten Lichte erfüllte. Vielleicht war es möglich, sie heute abend zu erblicken, vielleicht wurde sie vom Lärm ans Fenster gelockt. Aber auch nur das Haus zu sehen, worin sie weilte, war schon ein Glück.

Mit dem größten Tumult, den sie hervorzubringen fähig war, stürmte die ausgelassene Schar die Babelgasse hindurch, die bereits durch das Pfeifen und Blasen ein wenig ermuntert worden war, und in der Nähe des Tovoteschen Hauses, wo sie helle Fenster bemerkten, blieben sie stehen,

pfiffen und riefen laut den Namen des Affenpinschers: „Fidel! Fidel! Fidel!“

In der Tat öffneten sich zwei Fenster im Erdgeschoß, und mehrere Köpfe erschienen am Fenster. Hier war die weiße Haube der tugendsamen Gattin des Fenstergudkers zu erblicken und daneben der Kopf von Fräulein Laura Tovote, an dem andern Fenster ein allerliebstes Gesicht, vom Goldglanz blonder Locken umgeben, das Gesicht von Fräulein Gretchen Calderon, der Nichte des Fenstergudkers.

In Gretchens Erscheinung vereinigte sich der Reiz deutscher und spanischer Schönheit. Von ihrer Mutter, einer geborenen Tovote, hatte sie das blonde Haar, von ihrem Vater, dessen dichterischer Name die Firma eines großen Tabakgeschäfts bildete, ihre dunkeln Augen und die langen dunkeln Wimpern geerbt. Sie war von der Havanna nach Deutschland geschickt worden, um in dem frommen Neustadt im rechten Glauben unterrichtet und konfirmiert zu werden, und hier hatte sie nun das Herz mehrerer Schüler der oberen Gymnasialklassen, besonders aber das Herz Otto Gerdings, berückt.

Mit freudigem Herzklopfen gewahrte der junge Mensch das geliebte Mädchen am Fenster und führte alsbald einen Plan aus, den er in der Schnelligkeit der Flucht von des Rektors Hause geschmiedet hatte. Er trug ein Gedicht bei sich, das er in der Arbeitsstunde verstohlenerweise verfaßt hatte. Das Gedicht war Gretchen gewidmet, und er hatte es in die Umhüllung einer Tafel Schokolade gesteckt. Die Schokolade sollte durch

ihre aromatische Süße den Eindruck der zarten Verse noch verstärken und zugleich durch ihr Gewicht das Werfen des Papierblättchens begünstigen. Nun war ein Werfen nicht notwendig, aber die Schokolade blieb doch sicherlich ein angenehmes Vehikel der Poesie. Otto streckte seinen Arm empor und überreichte das Päckchen. Gretchen kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen, und dann sprang der Jüngling, ganz heiß ob seiner Kühnheit und verschüchtert in schamhafter Liebe, vom Fenster zurück.

„Ah, die Herren Gymnasiasten!" so ertönte eine knarrende Stimme plötzlich in der Nähe. „Dacht' ich's doch! Die Herren Gymnasiasten haben den Lärm gemacht! Was gibt es denn? Was suchen denn die jungen Herren hier vor meinem Hause?"

Es war Herr Christian Tovote selbst, der aus der Dunkelheit aufgetaucht war. Er hatte im Keller beim Bier gesessen und gehörte zu jenen Männern, die emporgeschreckt worden waren und sich nun auf dem Heimwege befanden. Aber die Schüler ließen sich auf Antwort und Erklärung nicht ein. Sie zogen eilige Flucht vor, und während der erzürnte Herr noch fragte, waren sie schon im Dunkel zerstoben. Nur das Getrappel ihrer schnellen Füße blieb für eine Weile zurück.

„O Zeus, du Vater der Götter und der Menschen," rief Otto im Fortlaufen seinen Kameraden zu, „gib, daß der alte Esel das nicht gesehen hat!"

Das fürstliche Hündchen

> Jedes Menschen Treiben, Tun
> Ist nur Traum —
> Calderon

Während da drunten die Stadt in Unruhe lebte und die Zeit des Zubettegehens für manches ehrsame Bürgerhaus sich erheblich verzögerte, herrschte droben im Schlosse keine geringere Aufregung.

Seine Durchlaucht der Fürst von Ensbruck saß im Spielzimmer mit seinem Kammerdirektor, dem Generalsuperintendenten und dem Landrat des Kreises bei einer Partie Lomber, und da er ein vollendeter Kavalier war, der gerade Niedrigeren gegenüber niemals die Gebote der Höflichkeit außer Augen setzte, bemühte er sich, gelassen zu erscheinen und Interesse am Spiel zu nehmen. Aber er konnte eine gewisse Zerstreutheit doch nicht ganz bemeistern und machte Fehler.

Von Zeit zu Zeit erschien der Kammerdiener, glitt auf seinen weichen Sohlen mit Katzenschritten über das Parkett daher und flüsterte dem hohen Herrn ins Ohr. Dann preßte der Fürst die Lippen zusammen, zuckte die Achseln und legte auch wohl die Karten nachdenklich aus der Hand.

„Ist er noch immer nicht wieder da?“ erlaubte sich der Landrat bei einer solchen Gelegenheit zu fragen.

„Nein,“ sagte der Fürst, „und es erscheint mir auch unwahrscheinlich, daß er in der Dunkelheit wiedergefunden wird.“

„Durchlaucht wollen gnädigst gestatten," warf der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung ein, „der Gendarmeriewachtmeister ist der Ansicht, daß vielleicht einer der Unzufriedenen und Übelwollenden der Gegend aus Bosheit das Tier eingefangen haben könnte. Die Sozialdemokraten . . ."

Der Fürst winkte ihm mit der Hand Schweigen.

„Wir wollen uns die Wichtigkeit der Sache doch nicht übertreiben," sagte er. „Der Hund ist in der letzten Zeit mehrere Male weggelaufen."

„Es muß eine bestimmte Anziehungskraft für ihn in der Stadt sein," bemerkte der Generalsuperintendent. „Ich vermute, daß der Einfluß des andern Geschlechts bei diesen wiederholten Eskapaden im Spiele ist."

„Où est la femme?" sagte der Landrat lächelnd. „Hochwürden mögen wohl in richtiger Würdigung irdischer Schwächen die Wahrheit getroffen haben. Dann wird das Tier aber morgen wohl von selbst wiederkommen."

„Sie können gehen," sagte der Fürst zu dem Kammerdiener, der mit diplomatisch-feierlicher Miene noch da stand. „Und melden Sie es sofort, wenn eine neue Nachricht eintrifft."

Das Spiel wurde fortgesetzt, aber der Fürst beendigte es früher als sonst. Der Kammerdiener war noch zweimal erschienen, und seine Meldungen schienen den hohen Herrn nervös zu machen. Nachdem die Herren sich mit ihren besten Wünschen für baldigen Erfolg der Nachforschungen entfernt

hatten, ging der Fürst zu den Gemächern seiner Gemahlin hinüber.

Die Frau Fürstin war noch im Salon, obgleich es schon nahe an Mitternacht war, und bei ihr waren ihre Hofdame, Frau von Storren, und ihr Ehrenfräulein, Marie von Puntorf. Sie standen auf, und die Frau Fürstin ging ihrem Gemahl entgegen.

„Es tut mir so leid, liebster Ludwig, daß ich einen solchen Aufstand verursache," sagte sie, „aber du glaubst nicht, in welcher Aufregung ich mich befinde. Wenn ich denke, daß dem Tier ein Unfall zugestoßen sein könnte, daß er etwa gar eingefangen sein könnte und schlecht behandelt würde — er hatte noch nicht einmal sein Abendessen bekommen! Es gibt so rohe Menschen!"

„Ich bitte dich, beruhige dich, beste Klara!" entgegnete der Fürst. „Lediglich die Dunkelheit hat daran schuld, daß er noch nicht wieder da ist. Die ganze Gegend wird systematisch abpatroulliert und . . ."

„Ja, die Dunkelheit! Eben das ist es, was mich beunruhigt. Er kann in einen Graben gestürzt sein, er kann unter die Räder eines Wagens geraten sein, ein großer Hund kann ihn gebissen haben, vielleicht hat er sich auch verirrt und ist nun schon weit weg auf den Feldern oder im Wald. Alle diese Möglichkeiten erscheinen vor meiner Einbildungskraft und versetzen mich in einen qualvollen Zustand."

„Du unterschätzest wohl Fidels Intelligenz,"

sagte der Fürst tröstend. „Das Tier hat doch seinen Instinkt! Der verirrt sich nicht! Ein so kluges Tier! Nein, ich finde es eher unartig von ihm, daß er fortgelaufen ist, und es ist seine gerechte Strafe, wenn er ohne Abendbrot einmal die Nacht im Freien kampieren muß!"

„O Himmel, er kann sich auf den Tod erkälten!" rief die Fürstin, indem sie die Hände faltete. „Hätte ich doch nur diesen unglückseligen Spaziergang unterlassen!"

„Oder hätte unsre liebe Puntorf besser achtgegeben," bemerkte Frau von Storren.

Fräulein von Puntorf blickte die Hofdame verständnisvoll an. Sie kannte deren heimliche Feindschaft. Ohne gerade schön und jung zu sein, war sie doch schöner und jünger als die Hofdame und besaß ein liebenswürdiges Wesen, wodurch sie die Sympathie ihrer Mitmenschen, namentlich aber der hohen Herrschaft, gewann. Dieser Reiz fehlte der Frau von Storren, und das Ehrenfräulein kannte deren Eifersucht.

„Liebe Frau von Storren, ich bitte, mir die Schuld nicht beimessen zu wollen, das kommt nur unsrer gnädigen Herrin selber zu," entgegnete sie.

„Sie hatten den armen Fidel an der Leine, liebes Fräulein von Puntorf," erwiderte jene. „Hätten Sie ihn an der Leine behalten, so würde er nicht haben weglaufen können."

„Ich bitte Ihre Durchlaucht, mich in Schutz nehmen zu wollen," sagte das Ehrenfräulein.

„Wirklich, liebe Marie, ich weiß, daß ich selbst schuld habe," erwiderte die Fürstin. „Nur wünschte ich, daß Sie weniger gehorsam gewesen wären oder doch auch aufmerksamer."

Das Fräulein erblaßte. Sie merkte, daß schließlich die Schuld doch auf ihr sitzenbleiben würde. Sie hatte ihre Erfahrungen am Hofe gemacht und wußte, daß die hohen Herrschaften niemals schuld hatten, wenn irgend etwas fehlging. Sicherlich würde die liebe Frau von Storren diesen Anlaß benutzen, um sie zu stürzen. Kam der Hund nicht wieder, so war sie verloren. Sie war ein armes Edelfräulein, achtundzwanzig Jahre alt, und ihre Stellung am Hofe war ihr alles.

„Wie war denn die Sache?" fragte der Fürst. „Ich scheine noch nicht alle Details zu kennen."

„Erzählen Sie, Marie, mir wird es zu schwer, alle diese traurigen Einzelheiten zu rekapitulieren," sagte die Fürstin.

„Ihre Durchlaucht ging um sieben Uhr spazieren und befahl mich zur Begleitung," erzählte das Ehrenfräulein. „Ich führte Fidel an der Leine, weil er in der letzten Zeit einige Male beim Spaziergang weggelaufen war. Wir gingen am Gehölz hin und wandten uns dann auf dem Promenadenweg links zum Flusse. Fidel zerrte an der Leine weil er auf der Wiese herumlaufen wollte, was er gern tut. Aber ich hielt ihn aus Besorgnis fest. Da sagte Ihre Durchlaucht: ‚Marie, lassen Sie den Hund los. Wir haben doch auch unsre Freiheit, und es ist Tyrannei, das Tier festzuhalten, wenn

es sich seiner Freiheit freuen möchte.' Ich machte also die Leine los, und ..."

„Ja, das ist richtig," warf die Fürstin ein. „Aber es wäre besser gewesen, wenn Sie den Hund alsdann im Auge behalten hätten."

„Gewiß, mir wäre das nicht passiert," sagte die Hofdame. „Wer Fidel kennt, hätte mehr Achtsamkeit aufgeboten."

„Der Hund war im Umsehen weg, liebe Frau von Storren. Ihnen wäre es nicht besser ergangen. Er rannte wie unsinnig im Kreise herum, und das Gras ist so hoch, daß man ihn zuweilen gar nicht sah. Und mit einem Male war er weg."

„So wäre ich hinter ihm hergelaufen, liebes Fräulein von Puntorf. Wo es sich um Fidel handelte, würde ich für meine Person weder meine Beine noch meine Lunge geschont haben. Ich kann mir nicht helfen, liebe Puntorf, Sie wissen, was Fidel Ihrer Durchlaucht ist, und so etwas durfte Ihnen nicht passieren."

„Ich werde mich gewiß nicht selbst in Schutz nehmen," sagte das Ehrenfräulein. „Nur steht es Ihnen nicht zu, liebe Storren, mich zu verurteilen. Ich bin auch der Ansicht, daß gerade Sie, liebe Storren, einige Mühe gehabt haben würden, Fidel einzuholen."

Frau von Storren warf bei dieser Andeutung einen bitterbösen Blick auf das Ehrenfräulein, deren schlanke Figur einen Kontrast zu ihrer eignen Beleibtheit bildete, den sie oft beklagt hatte. Die Fürstin nahm inzwischen eine Photographie in

Kabinettsformat vom Tisch und drückte sie an ihre Lippen.

„Oh, wenn ich dich nie wiedersehen sollte!" rief sie seufzend, indem sie das Bild betrachtete. „Du bist ja zu süß, du bist ja zu lieb! Wie sollte ich das ertragen?"

Sie vertiefte sich in den Anblick der Photographie, die den geliebten Affenpinscher darstellte, wie er, auf einem Tisch sitzend, sein kluges Gesicht mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Apparat richtete.

„Nun, beste Klara, das heißt denn doch deinen Befürchtungen einen allzu weiten Spielraum gönnen," sagte der Fürst. „Wir werden keine Mühe sparen, und der Hund wird schon wieder gebracht werden. Ich habe eine Belohnung von zweihundert Mark ausgesetzt. Und nun solltest du dich zur Ruhe begeben! Es ist spät. Die Schloßwache ist angewiesen, den Hund in Empfang zu nehmen, falls er in der Nacht noch kommen sollte, und hoffentlich wirst du bald durch eine freudige Nachricht geweckt werden."

„Geweckt! Als ob ich schlafen könnte! Ich verstehe dich. Es ist ja töricht, sich so aufzuregen. Er ist ja nur ein Hund. Aber wenn du bedenkst, was dieser Hund mir ist —"

„Inzwischen hilft alles Klagen nichts," entgegnete der Fürst mit einiger Ungeduld. „Ich werde jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht, liebste Klara!"

Die Fürstin bot ihm ihre Lippen mit einer

Gleichgültigkeit, die bemerkenswert war im Vergleich zu der Wärme, womit sie Fidels Bildnis geküßt hatte. Dann entfernte sich der Fürst, und die Damen blieben unter sich, um noch ferner das Geschehene zu beklagen und zu erörtern. Die Fürstin wurde es nicht müde, kleine liebenswürdige Züge aus Fidels Charakterbild mitzuteilen, die freilich ihren Begleiterinnen längst alle vollkommen vertraut waren. Frau von Storren tat so, als ob ihr alles dies neu und interessant sei, das Ehrenfräulein jedoch bäumte sich im Innern auf, sprach nichts mehr und erwog einen neuen Lebensplan. Kam Fidel nicht wieder, so war ihres Bleibens nicht mehr im Schlosse. Man würde sie zwar nicht wegschicken, aber man würde ihr ihren Fehler so bemerklich machen, daß es unerträglich wurde. Auf alle Fälle wollte sie am folgenden Morgen ihre Freundin, die Baronin von Rosencron, besuchen und sich mit ihr aussprechen.

Inzwischen rückte die Nacht vor, die hellklingende Turmuhr des Schlosses zeigte die erste Stunde des neuen Tages an, und der letzte der ausgesandten Lakaien kam erhitzt und atemlos mit der Nachricht zurück, daß von Fidel keine Spur aufzufinden sei.

„Mir ist nicht wohl,“ sagte die Fürstin hierauf. „Diese Aufregungen, diese Gedanken! Meine Nerven sind in einem entsetzlichen Zustande!“

„Durchlaucht sollten etwas Äther nehmen,“ riet Frau von Storren.

Aber die Fürstin schüttelte den Kopf.

„Ich habe kein Vertrauen dazu bei meinem gegenwärtigen Befinden. Mir ist wirklich gar nicht wohl."

„Ich werde zum Leibarzt schicken, Durchlaucht."

„Ach, wohin denken Sie, liebe Storren! Haben wir denn noch einen Leibarzt? Ich wage es ja schon lange nicht mehr, unsern guten alten Doktor in der Nacht holen zu lassen."

„Durchlaucht können keine solche Rücksichten nehmen, Durchlaucht sind zu gut und nachsichtig," sagte die Hofdame.

„Nein, nein, der alte Mann könnte sich erkälten, wenn er aus dem warmen Bett geholt wird. Er könnte sich den Tod holen, und ich würde es mir nie verzeihen."

„Aber das sind unerträgliche Zustände, Durchlaucht. Euer Durchlaucht kostbare Gesundheit geht allen andern Rücksichten vor. Wenn Doktor Rowisch nicht mehr fähig ist, nachts zu kommen, was ja bei seinen fünfundsiebzig Jahren verzeihlich erscheint, so soll er für eine Vertretung sorgen."

„Das tut er nicht, Sie wissen ja, wie eifersüchtig er ist, liebe Storren."

„So würde ich ihn einfach abschaffen, Durchlaucht. Durchlaucht brauchen einen Leibarzt, der wirklich Leibarzt ist."

„Mir ist in der Tat sehr übel, liebe Storren. Ich glaube, daß ich ernstlich krank werde."

„Ich werde sogleich in die Stadt schicken. Doktor Walzer ist ein junger Mann. Er wird sich eine Ehre daraus machen, sogleich zu kommen."

„Er ist mir zu jung, liebe Storren, ich habe durchaus kein Vertrauen zu seiner Erfahrung."

„So bliebe nur Doktor Schückelmeyer übrig," bemerkte das Ehrenfräulein.

„Doktor Schückelmeyer, der Wasserdoktor und Demokrat! Sie denken nicht daran, liebe Puntorf!" rief die Hofdame.

„Nein, wirklich, ehe ich mir diesen Mann mit seinem Demokratenbart in die Nähe kommen ließe, wollte ich lieber ganz ohne ärztliche Hilfe bleiben," sagte die Fürstin.

„Wir sind wirklich in einer traurigen Verfassung," sagte die Hofdame. „Der Leibarzt zu alt, Doktor Walzer zu jung und der dritte Arzt der Stadt ein Revolutionsmann, Demagoge und brutaler Wüterich. Durchlaucht müssen da eine gründliche Änderung treffen lassen. Einen richtigen Leibarzt müssen Durchlaucht bei Ihren Nerven haben."

„Vorläufig will ich zu Bett gehen," sagte die Fürstin mit mattem Ton. Sie erhob sich, nahm Fidels Bildnis an sich und zog sich zurück.

Die Begleiterinnen waren entlassen und gingen gleichfalls zu Bett, nachdem sie sich noch in wenig wohlwollender Weise eine gute Nacht gewünscht hatten.

Alter und Jugend 3

Des Lebens Zauberbecher funkelt nur am Rand.
Byron

Der Frau Superintendentin Schmidt ging es nicht gut am Morgen nach dem großen Ereignis.

Sie behauptete, daß ihr der Ärger über die Pensionäre geschadet habe, die erst spät von ihrer nächtlichen Unternehmung zurückgekehrt und mit einer schlimmen Strafpredigt des Rektors empfangen worden waren. Sie blieb im Bett und ließ den Arzt holen, denselben Doktor Schückelmeyer, den die Hofdame einen Demagogen und brutalen Wüterich genannt hatte. Denn dieser war des Rektors und ihr eigner Bruder, und er war ihr Hausarzt, obgleich er in seinen Ansichten von den ihrigen vollständig abwich. Verwandtschaftliche Rücksicht allein bewog den Rektor, nicht ganz mit dem Arzt zu brechen.

Dr. med. Schückelmeyer war Junggesell und hegte Ansichten über die Ehe, bei denen seinen Geschwistern die Haut schauderte. Dazu ging er niemals zur Kirche und lachte höhnisch über den christlichen Geist in seines Bruders Hause. Auch in allen übrigen Stücken war er der Gegensatz zu seinem Bruder. Er schrieb Bücher über Hygiene, worin er sich als Revolutionär auf allen Gebieten christlicher Moral und medizinischer Wissenschaft zeigte.

„Nun, wo fehlt's denn der frommen Schwester?“ rief er, als er zum Rektor ins Zimmer trat.

Dabei warf er sich, ohne seinen Kalabreser vom Kopf zu nehmen, in des Rektors Lehnstuhl und strich seinen Bart, den er gerade der Neustädter Sitte zum Trotz lang bis auf die Brust herab trug. Er trug ihn aus Trotz, denn alle Beamten und Herren der feinen Gesellschaft gingen rasiert oder

doch mit ganz kleinen Bärten, weil der Fürst selbst rasiert ging und der Sage nach einmal erklärt hatte, es sei unschicklich und ein Zeichen von Brutalität, eine Halbmaske in Gestalt eines Bartes zu tragen.

„Auguste hat eine schlimme Aufregung gehabt," entgegnete der Rektor. „Sie hat sich über unsre Pensionäre geärgert, und das ist ihr auf die Nerven gefallen."

„Unsinn," entgegnete der Arzt. „Ich wünschte, ich hätte Augustens Nerven. Sie wird zuviel gegessen haben. Das tut sie regelmäßig."

„Sage du ihr das selbst, mein Bruder. Sie ist im Schlafzimmer und liegt, soviel ich weiß, noch im Bett."

„Wenn ihr Menschen einen kleinen Begriff von den Anfangsgründen der Hygiene hättet, brauchtet ihr gar keinen Arzt," fuhr der Doktor fort, der sich ungern eine Gelegenheit entgehen ließ, sein Lieblingsthema durchzuackern und seine Geschwister zu ärgern. „Es müßte gar keine Ärzte geben, dann würdet ihr wohl vernünftig werden. Verweichlichung, das ist der Fluch der Zeit. Anstatt zu jammern, sollte Auguste sich gehörig mit kaltem Wasser waschen. Dazu frische Luft, ein tüchtiger Spaziergang und eine mäßige Diät. Dann würdet ihr euch nicht erkälten und hättet keine Nerven. Aber tüchtig gegessen und getrunken und dabei in der Stube hocken und Grillen fangen, das ruiniert die Gesundheit. — Sei doch so gut, Robert, das Fenster zu schließen, es zieht hier ganz widerwärtig."

„Gern," sagte der Rektor und kam seines Bruders Wunsche mit einem Lächeln nach, wodurch er deutlich genug ausdrückte, daß ein gewisser Widerspruch zwischen dessen Theorie und Praxis herrsche.

„Das ist etwas andres," sagte der Arzt zur Antwort auf den unausgesprochenen Vorwurf. „Ich bin erhitzt vom Gang. Deshalb habe ich auch meinen Hut auf dem Kopf behalten. Das Hutabnehmen ist überhaupt eine ganz verwerfliche Sitte. Was bedeutet es nur? Warum ziehe ich nicht zur Begrüßung meinen Rock aus oder meine Schuhe wie die Türken, wenn sie in die Moschee gehen oder Visiten machen? Aus dem leidigen Hutabnehmen entstehen mehr Leiden, als man denkt, namentlich Kopfleiden. Ich gehe schnell, ich entwickle dabei latente Wärme, was der eigentliche Zweck und Nutzen der Bewegung ist, dann begegnet mir Madame Hinz oder Madame Kunz, und ich reiße wie ein Narr meinen Deckel herunter. Der scharfe Wind fährt mir über den Schädel, die Transpiration stockt, und Augenleiden, Ohrenleiden, Rheumatismus und tausend andre Leiden folgen nach. Aber ihr habt ja keinen Begriff von Hygiene."

„Willst du nicht einmal nach Auguste sehen, lieber Bruder? Sie klagte sehr und sehnt sich nach deinem Besuch."

„Nach meinem Besuch! Das ist naiv! Nach den Medikamenten, die ich ihr verschreiben soll, sehnt sie sich. Ein Lieferant, eine Mittelsperson,

um medizinische Gifte zu bekommen, ist euch ja der Arzt, weiter nichts. Medikamente! Ich wollte, die ganze Pharmakopöe würde mit allen Mitteln, die darinstehen, verbrannt. Wenn ihr nach den Grundsätzen richtiger Hygiene lebtet, so brauchtet ihr keine Medikamente! Weshalb hatte sich denn Auguste über die Pensionäre geärgert?"

„Die unbotmäßigen Burschen waren weggelaufen. Sie hatten einen Vorwand benutzt, den sie dem Verschwinden des Hundes Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin entlehnten."

„Haha!" rief der Arzt voll Hohn. „Da ist Neustadt in seinem Glanz zu sehen! Wie das Völkchen außer sich ist in seiner Servilität und Bedientenhaftigkeit, wenn so ein hochfürstlicher Köter ausgerissen ist. Verdenke es dem Köter nicht, ist eine intelligente Bestie! Hat keine Lust zum Schweifwedeln vor Durchlauchten. Bestie hat einen Tropfen oppositioneller Gesinnung im Blut. Wahrhaftig, ich würde schon am ersten Tage ausgerissen sein in seiner Stelle."

„Du entschuldigst mich wohl, Bruder," entgegnete der Rektor, indem er auf seine Uhr sah, „es ist in fünf Minuten elf Uhr, und ich habe um elf eine Lektion in der Prima."

„Bitte, bitte, ich gehe schon! Will doch mal sehen, was Auguste hat."

Der Arzt erhob sich, und beide Brüder gingen zur Türe hinaus, der Arzt zu seiner Schwester, der Rektor zur Schule. Er ging mit gerunzelter Stirn seines Weges, den Kopf gesenkt, und stieß mit

seinem Spazierstock heftig bei jedem zweiten Schritte auf das Pflaster. Denn wenn er auch seinem Bruder ruhig, ja freundlich begegnet war, wie es sich für einen Christen und Jugenderzieher geziemte, so hatte er sich doch schwer geärgert. Welch eine Prüfung war es für ihn, einen solchen Bruder zu besitzen! Jeden Umgang würde er mit ihm abgebrochen haben, wenn nur nicht eben die Stimme der Brüderlichkeit und auch Rücksicht auf die öffentliche Meinung ihn immer wieder bewogen hätten, Grobheiten und verletzende Redensarten, ja sogar Gottlosigkeiten schweigend hinunterzuschlucken. In Neustadt würde es ja ein unerschöpfliches Thema zu Klatschereien werden, wenn er mit seinem Bruder brechen wollte. Das würde seinem Ansehen schaden. Man würde sagen, daß ein so christlicher Mann sich eine bedenkliche Blöße gebe, indem er die Bruderliebe außer Augen setze. Und doch war Doktor Schückelmeyer ein Mann, der ihm auch großen Schaden tat, selbst wenn die Bruderliebe aufrechterhalten wurde. Er war allezeit voran, wo die Maßregeln der Regierung bespöttelt und getadelt wurden, er war immer an der Spitze, wo es Opposition zu machen galt. Er war im Wahlkomitee für die Reichsfeinde, und er setzte sich in offene Feindschaft gegen das fürstliche Haus Ensbruck, er war bekannt als Atheist. Der Rektor aber hatte seine Existenz auf das Christentum und die konservative Gesinnung gebaut. Diesen verdankte er sein Ansehen, nicht allein in Neustadt und auf den umliegenden Rittergütern, sondern über-

haupt in konservativen und christlichen Kreisen, von wo ihm besorgte Eltern ihre Söhne zu besserer Erziehung zuschickten. Er hatte seine Verbindungen mit den Universitäten, vielen höheren Lehranstalten und Erziehungshäusern. Wie er seine Schüler mit Empfehlungen an bestimmte Professoren zur Universität schickte, so wurde er wiederum empfohlen, wenn irgendwo die Familienverhältnisse es wünschenswert machten, den Sohn von Hause weg in eine strengere Erziehung zu geben. Für einen Mann, wie er war, paßte ein solcher Bruder in keiner Weise.

Der Rektor gab seine Lektion, erledigte im Konferenzzimmer die laufenden Direktorialgeschäfte und machte alsdann, da das Wetter sehr schön war, einen Spaziergang. Er ging zur Stadt hinaus und schritt am Flußufer hin. Hier umfing ihn lieblicher Waldesschatten. Er ging langsam, und der Friede und die Schönheit der Natur glätteten seine Züge. Aber wenn auch Ärger und Verdrießlichkeit verschwanden, so wurde Melancholie in ihm erweckt. Was war sein Leben? Er hatte soeben in der Prima den Satz eines griechischen Philosophen vorgehabt, daß es für den Menschen weder tauge, ganz der Lust noch auch ganz der Mühe zu leben. Das beste Leben für den Menschen sei ein solches, worin Arbeit und Lust in der rechten Abwechslung gemischt seien. Das war wieder einmal solch ein für die Schüler schwer verdaulicher Brocken gewesen, der den Rektor bedauern ließ, daß die alten Sprachen die Grundlage klassischer Bildung

waren. Nachdem die Stelle übersetzt worden war, hatte er nicht umhin gekonnt, wiederum zu sagen, der Schüler solle sich immer nur an die Sprache halten, die Ansichten der alten Griechen jedoch als heidnische und törichte unbeachtet lassen. Das Christentum allein, so hatte er dann gesagt, biete die rechte Auffassung des Lebens, indem es lehre, daß durch Überwindung aller Lust das Himmelreich erworben werde.

Als der Rektor aber jetzt an dem schönen Augusttag längs des Flusses spazierte, das helle Wasser schimmern sah, sein Rauschen hörte und im Wald, in Feld und Flur das rege heitere Treiben der Natur durch alle seine Sinne einsog, nach der dumpfen Schulluft den würzigen Hauch des sonnenhellen Äthers atmete, da fragte er sich, was für ein Leben er denn selbst führe. Warum war er meistens so trübe? Warum fühlte er sich so oft unglücklich?

„Mein Leben ist eine einzige große Plage," sagte er zu sich selbst. „Von früh bis spät quäle ich mich. In der Schule habe ich meinen regelmäßigen Ärger, und wenn ich nach Hause komme, begegne ich auch keiner Freude. Seitdem meine arme gute Frau nicht mehr lebt, ist kein weicher Arm mehr da, der mich umfängt. Alles hart und kalt. Meine Schwester und meine Nichten sind ja vortreffliche Seelen, aber glücklich macht mich ihr Umgang nicht. Da ist mein Junge. Er macht mir Freude. Ich will nicht undankbar gegen Gott sein. Aber — es soll wohl so sein: wenn es köst-

lich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Für wen arbeite ich und lege Geld zurück und kaufe Konsols? Für meinen Jungen. Ja. Aber der wird sich hoffentlich selbst durchs Leben schlagen, wie ich es auch gemußt habe. Mein Dasein ist doch wirklich gar zu freudlos, es ist so grau, so einförmig, so kalt."

Indem der Rektor solche Betrachtungen anstellte, schweiften heimliche Wünsche noch weiter, als er es sich selbst eingestehen mochte. Seit acht Jahren war er Witwer. Durfte er eine Sehnsucht nähren, die sich so oft seiner bemächtigen wollte? Er war zu alt. Zwar, er kannte ein Wesen — doch nein, welche Torheit!

Unwillkürlich bog der Rektor vom Wege ab und näherte sich einer Stelle des hier ganz in der Nähe fließenden Wassers, wo der Fluß eine kleine klare Bucht bildete. Er trat dicht ans Wasser, beugte sich vor und blickte hinein, um sein eignes Bild zu sehen. „Alt, alt! Alt und grau!" sagte er sich traurig. „Wie Narziß stehe ich da, aber in meine Schönheit kann ich mich nicht verlieben."

Schon wollte er sich seufzend wieder entfernen, als der Schall jugendlicher Stimmen an sein Ohr drang. Er glaubte die Stimme eines seiner Zöglinge erkannt zu haben, und sogleich erwachte in ihm der Instinkt des Schulmeisters und verscheuchte seine melancholischen Gedanken.

„Ei, ei," sagte er sich, „ist die Bande nicht nach Hause gegangen, um fleißig für die Nachmittagsstunden vorzuarbeiten? Das mußte Karls Stimme

sein. Was will das lockere Volk hier? Da muß ich doch aufpassen!"

Er blieb unbeweglich stehen. Sein Platz war wie ausgesucht, um die Gegend zu überwachen. Ein Tannenbäumchen streckte seine Arme aus, um ihn zu verstecken, und er konnte auf beiden Seiten des niedrigen Wipfels hinaus auf den Weg sehen, der kaum fünfzehn Schritte entfernt hier vorbeiführte. Auf eine Strecke von mehr als zweihundert Schritt hin konnte er den Weg überblicken.

Während er spähend nach rechts ausschaute, von wo er selbst gekommen war, drang ein neuer Laut an sein Ohr, diesmal deutlich vernehmbar. Das helle Lachen von Mädchenstimmen. Dieser Ton knüpfte sich so unmittelbar an die Gedanken schwärmerischer Sehnsucht an, die ihn vor wenigen Sekunden noch verfolgt hatten, daß ihm das Blut in die Wangen trat. Dort unten lag die Badeanstalt. Um diese Zeit waren die Bäder für die Frauen geöffnet. Was war das? Mädchenstimmen, die Stimme des jungen Grafen Berkfeld, die Badeanstalt!

Nicht lange sollte der Rektor im unklaren bleiben. Die Arme ineinander verschlungen, kamen drei Mädchen dahergegangen. Der Rektor erkannte sie sogleich. Das waren Konfirmandinnen, Laura Tovote, Olga Zucker und in ihrer Mitte Gretchen Calderon. Sie plauderten und lachten, ihre kurzen Kleidchen schwenkten fröhlich hin und her, und das Haar hing ihnen aufgelöst im Nacken herab. Augenscheinlich kamen sie vom Bade und ließen beim

Spaziergang ihr nasses Haar trocknen. Jetzt drehte sich Gretchen um, und ein Sonnenstrahl ließ ihre blonde Haarflut aufleuchten.

Es war ein allerliebstes Bild, aber der Rektor sah mehr. Hinter den Mädchen kamen in einiger Entfernung zwei Knaben gegangen. Richtig, das war Karl, und neben ihm ging Otto. Sie hatten ihre Schulbücher im Riemen bei sich, also waren sie, was streng verboten war, anstatt nach Hause unmittelbar von der Schule ins Freie gegangen. Karl schwenkte in übermütiger Lust sein Bücherpaket am Lederriemen wie eine Schleuder im Kreise umher.

Beide Gruppen näherten sich, und der Rektor sah deutlich und voll prickelnden Schreckens über die Verderbtheit der weiblichen Natur, wie die Mädchen kokettierten. Sie sprachen ganz laut Französisch miteinander, ein schreckliches Französisch, das aus lauter abgerissenen Phrasen aus dem „Kleinen Plötz" bestand, lachten dabei und schielten über die Schulter rückwärts. Die beiden Primaner aber folgten schweigend und stießen nur von Zeit zu Zeit ein bewunderndes „Ah!" oder „Reizend!" aus.

Jetzt waren die Mädchen in der Nähe des Rektors, jetzt schritten sie vorbei, er konnte ihre lachenden Gesichter und blitzenden Augen ganz deutlich sehen, da geschah eine unerhörte, verwegene Tat. Otto Gerding lief plötzlich vor, holte die Mädchen ein, warf seine Bücher ins Gras, faßte mit der linken Hand in Gretchens blondes Haar und schnitt mit der rechten, worin er eine Schere

hielt, einen Zipfel ab. Dann wandte er sich, während die Mädchen kreischend vorwärts stürmten, wieder um, raffte seine Bücher auf und wollte mit der Beute entfliehen. Aber der Weg ward ihm abgeschnitten. Feierlich und drohend trat die Gestalt des Rektors unter den Bäumen hervor und erschien mitten zwischen dem Übeltäter und dem Genossen seines Frevels.

„Otto!" sagte der Rektor. Nur dieses einzige Wort vermochte er in diesem Augenblick hervorzubringen, so sehr hatte ihn die Empörung seiner Fassung beraubt. Aber dies Wort genügte auch schon. Es war gar nicht nötig, mehr zu sagen, die Zöglinge begriffen schon.

Otto Gerdings hübsches, offenes Gesicht war ganz mit Rot übergossen. Er stand wie angewurzelt da. Karl hatte sich zuerst zu eiligem Lauf umgewandt, aber war ebenfalls durch den Ton in des Rektors Stimme gleichsam versteinert worden. Ähnlich dem Weib Lots, nachdem es zur Salzsäule geworden, oder wie die ägyptischen Königsbilder stand er da, das Gesicht nach einer andern Seite gedreht als die Füße.

„Gib mir die Locke!" sagte der Rektor mit wunderbar gemäßigtem Ton, der furchtbarer als jedes Schelten klang.

Otto sah auf seine linke Hand nieder, womit er das blonde feuchte Haar hielt, und sah dann den Rektor an, aber rührte sich sonst nicht.

„Gib mir die Locke!" wiederholte der Rektor mit strengerem Ton.

Otto blickte dem verehrungswürdigen Mann ins Auge.

„Nein,“ antwortete der Jüngling.

„Du willst sie mir nicht geben?“ fragte der Rektor langsam, indem er sich vorbeugte.

„Nein, Onkel.“

„Otto!“

Der Jüngling hielt den Blick standhaft aus. Schlimmer, als es schon war, konnte es nach seiner Meinung doch nicht werden. So wollte er wenigstens seine Beute bewahren.

„Gibst du die Locke sogleich?“ fragte der Rektor, indem er drohend den Stock erhob.

Da blitzte es zornig in des Jünglings Augen auf. Er trat einen Schritt vor.

„Schlage mich, wenn du es wagst!“ rief er.

Der Rektor ließ den Stock wieder sinken und atmete tief.

„Geht nach Hause, du, Otto Gerding, und du, Karl Berkfeld! Wir werden später zusammen reden,“ sagte er mit auffallend leiser Stimme, die der Ausdruck tiefer Erschütterung zu sein schien, da sie bebte.

Die Jünglinge gehorchten stumm. Mit schwerem Herzen, voll böser Ahnungen rafften sie ihre Bücher unter den Arm und gingen wie verstockte Sünder nebeneinander dahin, denselben Weg zurück, den sie so fröhlich hergekommen waren.

Der Rektor, auf seinen Stab gestützt, sah ihnen nach. Dann sah er nach der andern Seite. Die Mädchen waren verschwunden.

Er seufzte.

4 Die kluge Freundin

Um der Schönheit willen heiraten, ist ebensoviel, als um der Rosen willen ein Landgut kaufen.
Kotzebue

Zu derselben Zeit, wo so große Ereignisse am Ufer des Flusses vorfielen, saß das Fräulein von Puntorf im Boudoir der Baronin von Rosencron und klagte dieser tränenden Blickes ihr Leid.

Fidel war noch nicht wieder erschienen; die Frau Fürstin lag auf der Ottomane und war so angegriffen, daß sie den alten Leibarzt hatte kommen lassen. Das Ehrenfräulein benutzte die Zeit, wo sie im Schlosse entbehrlich war.

„Kommt der Hund nicht wieder, so ist meines Bleibens nicht mehr. Dieses unglückselige Tier! Hätte ich es doch nur an der Leine behalten!“ rief sie.

„Aber, meine Liebste,“ sagte die Baronin tröstend, „der Hund ist doch schon mehrere Male weggelaufen und immer wieder gekommen!“

„So lange wie dieses Mal ist er noch nicht fort gewesen.“

„Ich vermute, man hat ihn aufgefangen, um eine Belohnung zu erhalten.“

„Das mag sein. Ich wünschte, ich hätte all das Geld, was das Tier schon gekostet hat. Die Leute in der Stadt kennen es ja alle, und es ist eine Spekulation, die Bestie wiederzubringen.“

„Nun, dann trösten Sie sich, liebste Marie. Vielleicht, wenn Sie zurückkommen, steht schon so ein

kluger Bursche da, der seine zweihundert Mark schmunzelnd einstreicht."

„Ja, selbst wenn das der Fall ist — die Geschichte tut mir dauernden Schaden. Die Storren ist so intrigant. Sie hat etwas gegen mich, ich stehe ihr im Wege. Ach, es ist eine Kalamität! Sie glauben nicht, liebste Rosencron, wie unerträglich mir meine Stellung oft erscheint. Immer von den Launen andrer Leute abhängig zu sein — die Frau Fürstin ist ja herzensgut, und der Fürst ist es auch, aber ich passe nicht für diesen Posten. Ich bin zu empfindlich, ich kann meine Miene nicht verstellen, und namentlich die Hundepassion widert mich oft an. Die Frau Fürstin küßt den Hund mehr, als sie jemals den Erbprinzen geküßt hat, und ich weiß, sie liest oft in meinem Gesicht, daß mir diese Küsserei ekelhaft ist."

Die Baronin sah ihre Freundin mitleidig an. „Es ist wahr, Sie passen nicht so ganz zu dem Posten," sagte sie, indem sie das blasse, sanfte, verständige Gesicht betrachtete. „Aber glauben Sie mir, liebste Marie, das Leben hat in jeder Lage seine Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten. Oft, wenn ich mich über meinen teuern Gatten ärgern muß, denke ich, daß mir Ihre Stellung passen würde. Sie sind mit der Frau Fürstin doch wenigstens nicht verheiratet."

„Was hilft mir das? Wohin sollte ich gehen? Ich müßte wieder eine andre Stelle als Gesellschafterin suchen, und ich würde nur vom Pferde auf den Esel kommen. Keine Familie und kein Vermögen!"

„Hätten Sie nicht Lust, zu heiraten?“ fragte die Baronin mit einem Lächeln.

„Heiraten!“ rief das Ehrenfräulein, indem ihre Wangen sich röteten.

„Ja, warum nicht?“

„Da müßte doch vor allem jemand da sein, der mich wollte. Ich wüßte niemand, liebste Rosencron.“

„Ich wüßte jemand.“

„Ach, Sie treiben Scherz mit mir. Wer wollte mich heiraten? Ich bin über das Alter hinaus, bin eine richtige alte Jungfer, habe ja auch kein Geld, was doch in unsrer Zeit das Hauptmotiv ist. Unsre Herren sind allzu praktisch, ich wüßte niemand unter dem ganzen Adel, der mit einer so elenden Partie zufrieden sein würde.“

„Und wenn es nun jemand wäre, der allerdings nicht zum Adel gehörte, aber sonst doch ein ganz annehmbarer Mann in einer angesehenen, gesicherten Stellung, von zuverlässigem Charakter wäre?“

Das Ehrenfräulein wechselte wiederum die Farbe.

„Was meinen Sie, liebste Rosencron?“ fragte sie. „Sie sprechen das mit einer bestimmten Absicht.“

„Nun, vielleicht kommt es Ihnen sonderbar vor, und Sie nehmen es mir am Ende übel, aber mir kam ein Gedanke, der mir schon früher einmal flüchtig aufgetaucht ist. Erinnern Sie sich der Einweihung der Patronatskirche im Juni, wo der Rektor Schückelmeyer die große Rede hielt? Er saß neben Ihnen beim Diner, und ich habe ihn

beobachtet. Glauben Sie mir, Marie, Sie brauchten bloß den kleinen Finger auszustrecken, und der Rektor säße daran."

„Ich bitte Sie!" rief das Ehrenfräulein. „Rektor Schückelmeyer!"

„Er ist ja nicht mehr der Jüngste," fuhr die Baronin fort, „und er ist ja auch nicht von Familie. Aber ich bitte Sie, liebste Marie, was ist denn heutzutage der Adel, wenn kein Grundbesitz oder sonst Vermögen dahintersteht? Meiner Ansicht nach tun Sie wohl, sich die Sache zu überlegen. Ich komme ziemlich oft in das Schückelmeyersche Haus. Sie wissen, mein Friedrich ist dort in Pension. Ich konnte den Jungen nicht bändigen, und Rosencron bekümmerte sich ja so gut wie gar nicht um seine Erziehung und machte, wenn er es einmal tat, lauter verkehrtes Zeug. Bei Schückelmeyer ist er gut aufgehoben. Es ist ein echt christlicher Geist in dem Hause, und die Jungen werden zur Arbeit angehalten. Ich versichere Sie, wenn ich in Ihrer Lage wäre, ich würde mich nicht lange besinnen. Wollen Sie überhaupt noch heiraten, so ist für Sie die höchste Zeit gekommen."

Unwillkürlich blickte das Ehrenfräulein in den Spiegel ihr gegenüber. War es wirklich die höchste Zeit? Sie sah doch noch sehr gut aus. Sie hatte so anziehende braune Augen.

„Ich will ja weiter nicht zureden," fing die Baronin von neuem an. „Ich bin nur deshalb auf den Gedanken gekommen, weil ich zu bemerken glaubte, daß der Rektor sich seit dem Tode seiner

Frau unglücklich fühlt. Er lebt mit seiner Schwester und seinen Nichten zusammen, aber ..."

„Ja, richtig," warf das Ehrenfräulein ein. „Er ist ja so gut wie wiederverheiratet."

„So können Sie es nicht nennen. Dem Mann fehlt etwas. Das sah ich ihm sogleich an. Und, wie gesagt, bei dem Diner damals hatte ich den Eindruck, daß er sich in Sie verliebte. Er ..."

„Aber, liebste Rosencron!"

„Ja, daß er sich in Sie verliebte oder schon in Sie verliebt war! So ein Mann hat ja natürlich nicht die Manier, es von sich zu geben. Sie kennen das ja auch. Diesen Leuten fehlt die Gewandtheit, fehlt die Courage. Aber an Gefühl für Sie fehlt es ihm nicht. Und wenn Sie nicht gar zu hohe Ansprüche machen, so wäre das ein Mann für Sie, mit dem Sie glücklich werden könnten."

„Ansprüche! Lieber Gott, ich bin ja die letzte, um Ansprüche machen zu können, nur kommt mir das so überraschend ..."

„Ein armes Edelfräulein heutzutage, wo Fabrikanten, Industrielle und alle Arten von Geldmenschen den alten guten Familien den Grundbesitz nach und nach aus den Händen spielen, darf nicht gar zu wählerisch sein. Es ist ja ein Jammer, aber es ist nun einmal der Zug der Zeit. Bedenken Sie, was Sie haben, wenn Sie ledig bleiben. Mag Fidel wiederkommen oder nicht wiederkommen — Sie sind ewig, wie Sie selbst sagen, von andern Leuten abhängig. Nehmen Sie den Rektor, so haben Sie eine gesicherte Existenz, eine angesehene

Stellung, haben Umgang mit allen Lehrerfamilien und außerdem doch noch mit der besten Gesellschaft der ganzen Gegend. Denn eine geborene von Puntorf sind Sie doch einmal, und das kann Ihnen niemand rauben."

„Ja, ganz gut, liebste Rosencron," sagte das Ehrenfräulein nachdenklich. „Freilich, was man sich so unter der Poesie des Lebens vorgestellt hat . . ."

„Ja, liebste Marie, das schwindet denn so nach und nach, aber das schwindet unter allen Verhältnissen. Und ich glaube, das ist auch nur so der Schmelz der Jugend, der vorübergeht, ebenso wie das erste saftige Grün im Sommer verbleicht. Wissen Sie was — ich werde heute noch hinüberfahren und bei Rektors ein Wort fallen lassen. Dann werde ich schon sehen, welchen Eindruck es macht, und ich schreibe Ihnen dann ein Billett. Sehen Sie, so ganz von selbst heiratet überhaupt kein Mann."

Das Fräulein von Puntorf stand auf und ging unruhig zweimal durch das Zimmer.

„Ich weiß nicht — Sie sollten es doch lieber lassen," sagte sie. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, aber wir wollen es doch lieber lassen. Wer weiß — der wackere Rektor denkt gar nicht an mich. Und dann überhaupt — heiraten! Ich habe mich des Gedankens ganz entwöhnt. Ich müßte erst mein ganzes Empfinden umstimmen und in ganz neue Bahnen lenken. Und Rektor Schückelmeyer — so ein alter Mann mit einem grauen Bart!"

„Unsinn! Ein Mann ist niemals alt. Außerdem

taugt ein älterer Mann viel besser zum Heiraten als ein junger. Wenn ich bedenke, was ich alles mit meinem Rosencron habe erleben und herunterschlucken müssen! Ich freue mich, daß er jetzt grau wird. Sie sind doch auch schon in den Jahren, liebe Puntorf! Sie sind achtundzwanzig, der Rektor mag fünfzig sein, das ist das allerbeste Verhältnis!"

„Sie schwärmen ja förmlich für die Partie, liebste Rosencron!" sagte das Ehrenfräulein, indem sie vor dem Spiegel stehenblieb.

„Machen Sie sich nur eine andre Frisur," entgegnete die Baronin. „Vor den Stirnlöckchen fürchtet sich ein Mann wie der Rektor. — Ueberhaupt, die Männer — man glaubt ja gar nicht, wie dumm sie sind."

Fräulein von Puntorf lächelte.

„Ich gebe mich in Ihre Hände," sagte sie zu der guten Baronin, indem sie diese in ihre Arme schloß und herzlich küßte.

---

5 Zum Freien verholfen

An der Braut, die der Mann sich erwählet, läßt sich erkennen,
Welches Geistes er ist und ob er den eignen Wert fühlt.

Goethe

In des Rektors Hause herrschte eine schwüle Stimmung. Beim Mittagessen hatte die Tante gefehlt, da sie noch in ihrem Schlafzimmer krank lag, und die Fräulein Elisabeth und Anna hatten solche Blicke auf die Pensionäre gerichtet, daß diese eigentlich vor Scham und Reue hätten unter den

Tisch sinken müssen. Der Onkel hatte sein Gebet mit einer Stimme gesprochen, die des Kummers über verstockte Herzen voll war und zugleich drohend und finster klang.

Nunmehr saßen die Zöglinge wieder im Arbeitszimmer bei ihren Lektionen und grübelten über die Dinge nach, die da kommen sollten. Noch hatte sich der Rektor nicht geäußert. Die Schuld war so groß, daß er vermutlich im Arsenal seiner strafenden Waffen noch nichts hatte finden können, was gewichtig genug niederfallen würde auf die Häupter der Sünder.

Otto, der schlimmste Übeltäter, saß gedankenvoll über seinem Xenophon. Was würde sein Vater sagen, wenn der Rektor ihm einen Brief schrieb, worin er auf die ihm eigentümliche Art eine Schilderung des Benehmens seines Sohnes entwarf? Und wie würde es sonst werden? Ob er Karzer bekommen würde? Sicherlich die schrecklichste Beschränkung seiner persönlichen Freiheit.

Heimlich, damit Theophil es nicht sähe, liebkoste er unter dem Tisch das weiche Zöpfchen, das er geraubt hatte, und warf von Zeit zu Zeit am Xenophon vorbei einen Blick unter den Tisch. Oh, das reizende Blond! In seiner Seele wob sich ein himmlisches Gespinst dichterischer Empfindungen, und zwischen Befürchtungen und Sorgen erhoben sich schwärmerische Phantasien, die alle an Gretchen anknüpften. Endlich übermannten ihn seine Gefühle, und ohne jede Rücksicht auf die Präparation und Theophils Späheraugen schrieb er Verse nieder

auf ein Blatt Papier, das eigentlich dem hohen Zweck griechischer Vokabeln hätte dienen sollen.

Währenddessen saß der Rektor in einer ihm selbst unerklärlichen Stimmung an seinem Schreibtisch. Hier pflegte er sonst sicher und fest zu thronen. Entweder arbeitete er an seiner Abhandlung über das griechische Partizip, womit er seit zwei Jahren beschäftigt war, oder korrigierte Schülerarbeiten, oder erwog die Lenkung des Gymnasiums und das Budget des eignen Hauses, die Ordnung aber und die Festigkeit in seinen Bestimmungen und Urteilen ward durch nichts gestört.

Das war heute anders.

Allerdings war der Frevel, welcher gesühnt werden mußte, unerhört, über die Gewohnheit törichter Streiche hinausragend. Es war nicht leicht, hier das Richtige zu treffen. Am liebsten hätte der Rektor den bösen Buben, der durch sein geradezu unsittliches Benehmen den guten Geist des Hauses zu zerstören drohte und leicht die andern Knaben verführen konnte, ganz von der Schule und aus seinem Hause entfernt. Indessen bedachte er, daß dies räudige Schaf doch jährlich zwölfhundert Mark einbrächte, und er bedachte ferner, daß es Pflicht und Ehrensache des guten Hirten wäre, die ganze Herde zu hüten und zu bewahren. Ein berechtigter Stolz trieb ihn an, gerade den Schlimmsten zu behalten und zu bessern. Aber noch etwas andres quälte den Rektor. Der Anblick der glücklichen, leichtfertigen Jugend, wie sie dort am Ufer Torheiten getrieben hatte, verfolgte ihn und

erweckte immer wieder Melancholie. Der Rektor bedachte gramvoll das eigne Alter und freudlose Dasein. Wenn er die zürnende Strafpredigt überlegte, womit er Otto niederschmettern wollte, ertappte er sich bei dem Gedanken, daß er selbst so vieles, ach, vielleicht alles, was er sein nannte, gern dafür hingeben würde, um auch ein junger Mensch zu sein, der im Maienglanz der Jahre glückselig ein lachendes Mädchen verfolgte. Ach, er hatte solches Glück niemals gekannt. Er war ein ernster, fleißiger Schüler gewesen, linkisch, scheu, und er hatte Jugendfreuden kaum, Jugendtorheiten nie gekannt. Er hatte sich später verlobt und verheiratet, aber Liebe hatte er, wenn er seine eignen Erfahrungen mit der Szene verglich, die er heute gesehen, doch wohl niemals gekannt. Er zürnte sich selbst ob solcher Gedanken und nannte sich einen Toren, aber es half ihm nichts. Ein Wurm nagte an seinem Herzen.

Endlich raffte er sich auf, schlug stark an seine Brust und ermahnte sich zu christlicher Gesinnung und energischem Auftreten gegenüber den Leichtsinnigen. Er gedachte Otto zu rufen, ihm sein Unrecht vorzuhalten, ihm seine Strafe zu diktieren und alsdann auch zu Herrn Tovote zu gehen und diesen auf das Benehmen seiner Nichte aufmerksam zu machen. Als er sich schon der Tür näherte, um ernsten Tones den Übeltäter zu rufen, ward er in seinem Vorhaben durch eine neue Erscheinung gestört und aufgehalten. Vor seinen Fenstern rollte ein Wagen und hielt vor der Tür. Er erblickte das

ihm wohlbekannte Gesicht der Frau Baronin von Rosencron, ein Gesicht, das ihm wie fast allen Bewohnern von Neustadt und Umgegend lieb und angenehm war. Die Frau Baronin war das rechte Bild einer Edeldame vom Lande, gesund, blühend, nicht so zart freilich wie die Aristokratinnen in großen Städten, sondern etwas rot, etwas derb, aber von der erfreulichen Geradheit, die dem guten Herzen entspringt. War sie ein wenig unmodern in ihrer Kleidung, so fuhr sie dafür mit sehr schönen Pferden. Der Rektor eilte hinaus, schon war die Baronin ausgestiegen und streckte ihm nun an der Haustür, während er sich tief verbeugte, beide Hände entgegen.

„Was machen Sie, lieber Rektor?" fragte sie.

„Danke untertänigst, Frau Baronin! Wie befinden sich die Gnädigste?"

„Ich komme, mich einmal nach meinem Fritz umzusehen. Was macht der Schlingel? Ist er gesund und brav?"

Unter diesen Reden führte der Rektor seinen Besuch in den Salon, das große Zimmer mit den guten roten Ripsmöbeln, worin angesehene Personen empfangen wurden, aber die Baronin wollte hier nicht bleiben.

„In Ihr Studierzimmer wollen wir gehen, lieber Rektor," sagte sie. „Ich habe die vielen Bücher so gern um mich herum. Unsereiner bildet sich dann ein, daß etwas Gelehrsamkeit in ihn einzöge."

„Aber ich weiß nicht, gnädigste Baronin — der Tabaksdampf —"

„Da machen wir ein Fenster auf. So zart bin ich auch nicht."

In Wahrheit wünschte die Frau Baronin ganz ungestört mit dem Rektor zu sein und fürchtete im Salon das Hereinbrechen oder Lauschen der Damen im Hause. Der Rektor gehorchte und öffnete das Fenster, denn es gab allerdings einigen Rauch aus seiner Pfeife in seinem inneren Heiligtum.

„Also der Fritz ist artig und fleißig?"

„Ich bin sehr zufrieden mit ihm, Frau Baronin. Er gibt sich alle Mühe. Freilich bedarf es bei ihm großen Fleißes und von meiner Seite einer besonderen Mühe, denn er hat vieles nachzuholen. Für sein Alter sitzt er ja eine Klasse zu tief, und das ist auch nicht wieder einzubringen, aber ich hoffe ihn doch in zweiundeinhalb Jahren reif für die Universität zu haben und glücklich durch das Maturum zu bringen."

„Das freut mich. Seien Sie nur recht streng mit ihm. Das hat er nötig. Und wie geht es Ihnen und Ihren Damen? Alles wohl?"

„Danke der gnädigen Nachfrage. Meine Schwester ist ein wenig leidend, deshalb bitte ich auch um Entschuldigung, daß sie der Frau Baronin nicht ihre Aufwartung macht."

„Das tut mir leid. Hoffentlich ist es nicht schlimm."

„Nur eine kleine nervöse Anwandlung."

„Und Sie selbst, lieber Rektor? Sie kommen mir auch nicht so ganz frisch vor."

„Nun, es gibt immer viel zu tun, und an Auf-

regungen fehlt es in einem Hause wie dem meinigen auch nicht."

„Ja, wissen Sie, lieber Rektor," sagte die Baronin, ihrer Gewohnheit nach gerade auf ihr Ziel los-steuernd, „Sie führen auch in mancher Beziehung nicht das richtige Leben. Immer nur Arbeit, das tut keinem Menschen wohl."

Dem Rektor klangen diese Worte wie eine merkwürdige Wiederholung seiner eignen Gedanken. Die Frau sprach ja wahrhaftes Gold. Er seufzte.

„Gott hat mich nun einmal auf diesen Posten gestellt," sagte er, „und da . . ."

„Ach was, Gott hat Sie freilich auf diesen Posten gestellt, aber er hat dabei nicht verordnet, daß Sie sich mit einer Schwester und zwei Nichten befassen sollten, die, offen gesagt, für Ihr Haus mehr eine Last als eine Stütze sind. Sie nehmen mir das nicht übel, lieber Rektor. Ich kann so etwas nicht mit ansehen, ohne daß sich ein wenig Galle bei mir regt. Frauenzimmer sollen in einem jeden Hause, besonders aber in einem solchen, wie Sie es führen, das aufheiternde Element sein. Sie sollen wirtschaftlich und dabei frisch und froh sein. Das ist es, was Gott vorgeschrieben hat."

„Die christliche Nächstenliebe, gnädigste Frau . . ."

„Ach, christliche Nächstenliebe! Ich stimme Ihnen ja völlig darin bei, daß Sie Ihre Verwandten bei sich aufgenommen haben, aber ich meine, daß die Damen dann auch tun sollten, was sich für sie ziemt. Ihre Frau Schwester würde sich selbst am besten dabei befinden und sicherlich keine nervösen

Anwandlungen haben, wenn sie sich gehörig der Wirtschaft annehmen wollte. Und ebenso ist es mit Ihren Nichten. Die großen Mädchen hätten meiner Meinung nach lange schon Männer gefunden, wenn sie so wären, wie ein Mann sich eine Frau wünscht."

„Ich muß meine Verwandten hier in Schutz nehmen, Frau Baronin. Sie sind in andrer Hinsicht wieder sehr nützliche Mitglieder unsrer christlichen Gemeinde. Was sie in ihrem Wirkungskreise tun, indem sie Kinder unterrichten und . . .".

„Gewiß, gewiß! Nichts liegt mir ja auch so fern, als gegen die Damen an sich etwas sagen oder Unfrieden säen zu wollen. Nur meine ich, alles an seinem Platze. Sie sollten eine Frau haben, die an Ihren Sorgen und Mühen teilnähme und Ihnen das Leben verschönte, Ihre Frau Schwester aber mit den beiden Töchtern sollten für sich leben und dann so viel, wie sie nur wollten, für Kirche und Schule wirken. So aber, wie es ist, sind Sie mit vier Frauenzimmern behaftet und haben doch nichts davon. Warum haben Sie eigentlich nicht wieder geheiratet?"

Den Rektor überlief es bald heiß, bald kalt. Er hätte die Baronin brutal nennen mögen, wenn es ihm nur nicht eben wohlgetan hätte, sie so ganz frei und leicht von einem Unternehmen reden zu hören, das ihm selbst ungeheuer erschien. Sie riß mit kecker Hand die Schleier von den geheimnisvollen Bildern seiner tiefsten Seele.

Er war sich so alt vorgekommen und war dabei

so eingerostet in der Gewohnheit des täglichen Lebens, daß er kaum an so etwas zu denken gewagt hatte, wie die Baronin es nun als etwas ganz Natürliches hinstellte.

„Aber, Frau Baronin," sagte er zögernd, „ein Mann wie ich — ein Mann, der sozusagen mit dem Leben abgeschlossen hat — der nur noch der Wissenschaft und seinem Berufe lebt — ich habe niemals daran gedacht, daß ich mich wieder verheiraten könnte. Sagt doch auch der Apostel, der Bischof soll eines Weibes Mann sein."

„Das sage ich ja auch, lieber Rektor," entgegnete die Baronin lachend.

Der Rektor sah sie ganz verwirrt an.

„Der Apostel," sagte er, „ich meine, der Apostel spricht damit . . ."

„Ach was, der Apostel! Wenn Sie alles befolgen wollen, was der Apostel sagt, so geraten Sie in lauter Widersprüche und kommen zu nichts. Ein rechter Christ nimmt frischen Mutes den Spruch heraus, der für seine Verhältnisse paßt. Wie können Sie sagen, daß Sie mit dem Leben abgeschlossen hätten? Sie würden viel besser für Ihren Beruf leben können, wenn Sie eine wackere christliche Hausfrau hätten."

Der Rektor konnte nicht umhin, über die besondere Theologie der Baronin zu lächeln, aber der eigentliche Kern ihrer Reden, daß er nämlich nicht zu alt sei, um wieder zu heiraten, schmeckte ihm so süß, daß er das übrige ruhig mit hinunterschluckte.

„Sie meinen also wirklich, Frau Baronin, daß ich in meinen Jahren noch daran denken dürfte?" fragte er.

„In Ihren Jahren! Sie sprechen doch wirklich so, als ob Sie ein zweiter Methusalem wären. Das ist ja das Unglück der jetzigen Zeit, daß so viele Männer gar zu bedenklich sind. Die einen wollen nicht heiraten, weil sie sich einbilden, die Mädchen wären heutzutage gar zu anspruchsvoll, die andern haben wieder andre Skrupel. Darüber bleiben so schrecklich viele Mädchen sitzen. Du lieber Gott, ja! Viele Mädchen sind anspruchsvoll. Das ist ein Zeichen der Zeit. Aber ich bin doch überzeugt, daß selbst diese bei der Wahl, ob sie alte Jungfern werden oder sich ein bißchen einschränken und selbst im Hause zugreifen sollen, sich alle für das letztere entscheiden werden. Aber den Männern fehlt die rechte Courage. Sie sind selber nervös, muten sich selber nichts zu und mögen ihren Frauen auch nichts zumuten. Das ist auch so ein Zeichen der Zeit. Frisch drauflosgeheiratet, und für das andre sorgt schon der liebe Gott!"

„Sie sprechen goldene Worte, Frau Baronin. Darüber ließe sich ein Buch schreiben."

„Schreiben Sie kein Buch, sondern richten Sie sich lieber danach."

„Liebe Frau Baronin," sagte der Rektor, tief atmend, „mir ist es wie eine Erweckung, Sie so reden zu hören. Lassen Sie sich gestehen, daß ich selbst schon zu verschiedenen Malen Gedanken gehegt habe, die — wie soll ich sagen? — daß ich

selbst schon einen Wunsch — wenn ich wirklich annehmen, voraussetzen und als bewiesen ansehen dürfte, daß sich eine christliche Jungfrau finden würde, nicht zu jung und nicht zu alt — goldene Äpfel in silbernen Schalen sind ja nach dem Weisheitsworte der Heiligen Schrift die ehrsamen, tugendhaften Hausfrauen."

„Sie meinen, wenn Sie eine passende Partie wüßten, würden Sie sich entschließen," sagte die Baronin. „Ich sollte denken, das könnte Ihnen so schwer doch nicht fallen. Wohl ein Dutzend Partien könnte ich Ihnen aufzählen. Liebe Zeit, an Frauenzimmern fehlt es doch wahrhaftig hier so wenig wie anderswo."

„Ich bin in eine Erregung gekommen, Frau Baronin," versetzte der Rektor, indem er sich die Stirn wischte. „Sie haben meinen Ideen und Begriffen eine Richtung gegeben —"

„Sie sind doch wirklich in mancher Beziehung ein rechtes Kind," sagte die Baronin kopfschüttelnd. „Und blind sind Sie auch. Was Ihnen nahe liegt, das sehen Sie nicht."

„Wieso, gnädigste Frau?"

„Na, auf die Gefahr hin, von Ihnen für ein ambulantes Heiratsbureau gehalten zu werden, muß ich Ihnen wohl beistehen, Ihnen unter die Arme greifen oder vielmehr die Augen öffnen. Ich wüßte eine Frau für Sie, das heißt, eine für Sie sehr passende Frau, vorausgesetzt, daß sie Neigung für Sie hätte. Das ist das Fräulein Marie von Puntorf, das Ehrenfräulein Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin."

Der Rektor wurde ganz bleich, der Atem stockte ihm vollständig. So saß er wortlos der Baronin gegenüber, die ihm mit völliger Ruhe, mit der arglosesten Miene ins Auge sah.

„Eine Adlige," sagte der Rektor endlich, als er wieder zu sich gekommen war. „Das halten Sie für möglich, Frau Baronin?"

„Aber, lieber Rektor, tun Sie doch nur nicht gar zu unschuldig! Ich nenne den Namen, weil ich gesehen habe, mit meinen eignen Augen gesehen habe, daß Sie in das Fräulein verliebt sind."

„Verliebt!"

Der Rektor fuhr zusammen, als hätte ihn ein Schuß getroffen, und sah unwillkürlich nach der Tür, als ob die Zöglinge ihn hätten beobachten und dies hören können.

„Nun ja, Sie haben sie angeschmachtet. Wir Frauen haben scharfe Augen für so etwas. Gestehen Sie es nur ein. Das Fräulein hat es Ihnen angetan."

„Wirklich, Frau Baronin, ich möchte Sie eine Herzenskündigerin nennen! Wenn ich mich auf mein Gewissen frage, so muß ich eingestehen, daß das zarte liebliche Wesen der jungen Dame, ihre echt christliche Gesinnung, diese milde Freundlichkeit, die aus ihrem feinen Gesicht leuchtet, tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Nur haben meine Gedanken sich nicht so hoch zu erheben gewagt, daß ich einen Wunsch zu bilden vermocht hätte, der auf den Besitz eines so kostbaren Schatzes, einer so hoch dastehenden Persönlichkeit gerichtet gewesen wäre."

„Ja, lieber Rektor, da kann ich Ihnen allerdings auch keine Sicherheit bieten. Ob das Fräulein geneigt sein würde, Ihren Antrag anzunehmen, das kann ich nicht wissen. Sie müssen es eben wagen."

„Ich werde es wohl niemals wagen," sagte der Rektor kleinlaut.

„Nur das darf ich verraten, fuhr die Baronin fort, „daß das Fräulein mit Anerkennung von Ihnen sprach."

„Tat sie das, Frau Baronin?"

„Sie sagte, daß es ihr ein Genuß gewesen sei, ihren Platz bei dem Einweihungsessen gerade neben dem Mann zu haben, der eine so erbauliche schöne Rede gehalten habe. Sie finde, daß es angenehmer sei, sich mit einem gediegenen Mann zu unterhalten als mit jungen Leuten, die grün in die Welt hineinsähen."

„Das macht mich sehr glücklich."

„Fräulein von Puntorf ist überhaupt kein gewöhnliches Mädchen."

„Oh, das weiß ich, Frau Baronin! Sie ist ein himmlisches Geschöpf. Sie strahlt unter allen ihresgleichen wie ein Stern hervor. Aber gerade deshalb trage ich auch eine große Scheu. Es würde mir unmöglich sein, es würde mir wenigstens sehr schwerfallen, ihr mit einem Antrage mich zu nähern."

Die Baronin machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Es ist nun auch wohl Zeit für mich," sagte sie.

„Ich möchte Fritz noch einen Kuß geben, und dann werde ich nach Hause fahren."

„Ach, ich bitte, ich bitte, Frau Baronin! Nur noch eine Minute gönnen Sie mir!" sagte der Rektor in großer Verlegenheit.

Die Baronin lächelte. Sie sah die Wirkung ihrer Diplomatie und war stolz auf ihre Geschicklichkeit, zugleich aber auch voll guten Willens, ein Werk zu Ende zu führen, das ihren Neigungen so sehr entsprach. Die beiden Leute mußten glücklich werden! Wie es doch den ernsten und gelehrten Herrn getroffen hatte! Er zappelte wie ein Fisch an der Angel. So blieb sie denn noch eine Weile sitzen und verfolgte das Thema, woran ihr Gegenüber so viel Gefallen fand, in seine Einzelheiten hinein. Sie sprach von den guten Eigenschaften des Ehrenfräuleins, und der Rektor hörte nur gar zu gern zu. Sie behauptete, das Ehrenfräulein sei gar nicht stolz, und der Rektor schöpfte mehr und mehr Hoffnung. Endlich versprach sie ihm auf seine dringenden Bitten, mit dem Fräulein zu sprechen und ihm alsdann Nachricht über die Stimmung und Neigung ihrer Freundin zu geben.

Der Rektor blieb nach ihrer Abfahrt in einem Gemütszustand zurück, der ihm völlig neu war. Die Welt hatte in seinen Augen eine neue Gestalt bekommen.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.
Schiller

Des Rektors Bruder, der bärbeißige Mediziner, war an diesem Tage von seiner Köchin beim Mittagessen so gut bedient worden, daß er nun hinterher etwas schwerfällig in seinem Lehnstuhl lag. Seine Patienten, die so oft seine strengen Vorschriften über Diät vernehmen mußten, würden wohl etwas erstaunt gewesen sein, wenn sie ihren Arzt hätten zu Hause beobachten können. Er hielt auf einen guten Tisch und trank vorzügliche Weine. Deshalb speiste er auch für sich und bezahlte seiner Köchin einen Lohn, der weit über Neustädter Lohnverhältnisse hinausging. Er, der gegen alle Verweichlichung donnerte, der alle Medikamente als schädliche Gifte verurteilte, obgleich er sie seinen Patienten verschrieb, lag nach dem Diner im üppigsten Polsterstuhl, fächelte sich mit einem parfümierten Taschentuch und nahm ein Präparat von Pepsin und feinem Likör zu sich, während er auf den Kaffee und eine importierte Havanna wartete.

Da kam sehr zur Unzeit ein Bauernbursche und bat den Herrn Doktor, nach Langsdorf herauszukommen, wo sein Vater krank liege. Der Arzt brummte bei dieser Bitte allerhand vor sich hin, da der reiche Bauer aber tüchtig bezahlen konnte,

so entschloß er sich doch zu fahren, bestellte die bequeme Chaise, worin er über Land zu fahren pflegte, und machte sich nach dem Kaffee auf den Weg. Der Nachmittag war schön, der Doktor rauchte behaglich seine Zigarre, und die Fahrt durch Wald und Feld ließ sich ganz angenehm an. Der Bauer in Langsdorf hatte Rheumatismus.

Doktor Schückelmeyer verschrieb ihm Salizylsäure, ließ sich zwanzig Mark bezahlen und fuhr in aller Seelenruhe wieder zurück.

Da begegnete es ihm, als er, noch eine halbe Stunde von Neustadt entfernt, an einem einzelnen Gehöft vorüberkam, daß er zwei Hunde im Straßengraben spielen sah, deren einer ihm durch seine Gestalt und seine Bewegungen auffiel.

„Halt!“ schrie der Doktor dem Kutscher zu, und dann, als die Chaise angehalten hatte, blickte er aufmerksam hin.

„Friedrich,“ sagte er zum Kutscher, „sehen Sie mal die beiden Köter! Ich will des Henkers sein, wenn der gelbe Pinscher nicht Fidel ist.“

„Alle Hagel!“ rief der Kutscher, warf alsbald die Zügel hin und sprang vom Bock.

„Donnerwetter, halten Sie die Gäule! Die können ja durchgehen!“ rief der Arzt. Aber Friedrich kümmerte sich um nichts, sondern lief nach dem Straßengraben und hatte den kostbaren Hund auch schon binnen einer Minute eingefangen, während der Doktor selbst die Zügel ergriffen hatte und sie besorgt festhielt, obgleich die Pferde ganz ruhig standen.

„Da ist die Kröte!“ sagte Friedrich lachend. „Schwerenot, wird Ihre Durchlaucht sich freuen!“

Er hielt den Affenpinscher auf dem Arm, und dieser machte ein sehr unzufriedenes Gesicht, erlaubte sich aber keinen Widerstand, da er wohl von dem Bewußtsein seiner Missetat niedergedrückt war. Er sah mit seinen klugen schwarzen Augen bald den Kutscher, bald den Arzt an, und es war so, als wollte er sagen, er könne bei seiner vornehmen Stellung wenigstens eine standesgemäße Behandlung erwarten.

„Den Hund habe ich wiedergefunden,“ sagte der Kutscher, indem er grinste, daß alle seine Zähne zu sehen waren. „Da sind zweihundert Mark schnell verdient.“

„Dämliger Kerl!“ versetzte der Arzt. „Sie sind an dem Köter vorbeigetorkelt und schliefen noch, wenn ich Sie nicht geweckt hätte. Der Hund gehört mir! Geben Sie mal gleich her!“

„Aber eine Belohnung muß ich doch haben,“ murrte Friedrich, indem er das Tier in den Wagen reichte.

Der Arzt nahm den Hund auf den Schoß und währenddessen ordneten sich seine Gedanken zu einem bestimmten Plan.

„Ihre Belohnung sollen Sie haben. Sie bilden sich doch nicht ein, Sie Esel, daß ich mir von den Herrschaften Geld bezahlen lassen werde. Dies ist eine Ehrensache, Tölpel! Hier haben Sie drei Mark aus meiner Tasche! Aber nun fahren Sie, so schnell die Pferde laufen wollen, nach Hause.“

Friedrich sprang auf den Bock, und die Pferde trabten dahin. Doktor Schückelmeyer saß nachdenklich in der Chaise und streichelte Fidel, der ihm ebenso nachdenklich ins Gesicht sah und zuweilen forschend an des neuen Besitzers langem Bart schnupperte.

„Nach dem Schlosse?" fragte Friedrich, als man in Neustadts Nähe gekommen war.

„Nach meinem Hause," antwortete der Doktor. —

Die Frau Fürstin saß tränenlos, apathisch in ihrem Boudoir und bemühte sich aus Höflichkeit, den Trosteworten ihrer Hofdame zu lauschen, obwohl sie ihr keinen Trost brachten. Vor ihr stand das Bild Fidels auf dem kleinen Florentiner Mosaiktisch.

„Ach, ich habe keine Hoffnung mehr," sagte sie. „Beinahe vierundzwanzig Stunden sind verflossen! Vierundzwanzig Stunden!"

Frau von Storren seufzte tief.

Mit einem Male öffnete sich die Tür, raschen Schrittes trat Fräulein von Puntorf über die Schwelle und rief mit fröhlichem Gesicht und heller Stimme:

„Durchlaucht, Fidel ist wieder da!"

„Fidel!" rief die Frau Fürstin, indem sie beide Hände zum Himmel erhob. „Wo ist er? Wo ist das arme Tier?" Zugleich erhob sie sich, ging auf die Hofdame zu und drückte ihr einen Kuß auf die Wange. „Schnell, schnell!" sagte sie. „Wo ist Fidel?"

„Er ist im Vorzimmer. Doktor Schückelmeyer hat ihn gebracht und will ihn Eurer Durchlaucht selbst übergeben."

Oh, der edle Mann! Lassen Sie ihn hereinkommen, liebe Marie, schnell!"

Und damit folgte die Frau Fürstin schon dem Ehrenfräulein, die davoneilte, auf dem Fuße nach.

Ein rührendes Wiedersehen fand im Salon statt, wo die Frau Fürstin und ihre Hofdame mit dem Arzt und dem Ehrenfräulein, die aus dem Vorzimmer kamen, zusammentrafen.

„Fidel, mein süßer Fidel!" rief die Frau Fürstin, indem sie ihre Arme nach dem Hunde ausstreckte, der mit allen vier Beinen auf des Arztes Arme zappelte und laut und freudig winselte. Sie nahm das Tier in Empfang, drückte es an ihre Brust und küßte es innig auf die Nase, auf die Augen und hinter die Ohren.

Oh, du süßes Kind! Oh, du mein herziger Liebling!" sprach sie dazwischen mit kosender Stimme. „Mein Schatz, mein liebstes Engelchen!"

Ihre Begleiterinnen ergingen sich in Glückwünschen, betrachteten daneben jedoch den Doktor Schückelmeyer, welcher unter wiederholten Verbeugungen stumm vor der Fürstin stand, mit dem größten Erstaunen.

Doktor Schückelmeyer war kaum wieder zu erkennen, so sehr hatte sich seine stadtkundige Erscheinung verändert. Da war nichts mehr von dem rauhen Volksmann. Er trug anstatt des demokratischen Jacketts, worin man ihn beständig sah, einen Frack, dazu eine weiße Binde und weiße Weste. Noch viel mehr jedoch fiel es auf, daß sein Bart verschwunden war. Ein auffallend weiß

erscheinendes Kinn, weiße Wangen, eine weiße Oberlippe glänzten im Gegensatz zu der bräunlichen Farbe des übrigen Gesichts und gaben ihm ein völlig verändertes Aussehen.

„Mein lieber Doktor," sagte die Fürstin endlich, indem sie ihm eine Hand darreichte, „verzeihen Sie diese erste Begrüßung mit dem armen Tier, das sich so freut, mich wiederzusehen. Wie soll ich Ihnen danken?"

Der Doktor ergriff die fürstliche Rechte und drückte unter tiefer Verneigung seine Lippen darauf.

„Eurer Durchlaucht gnädigste Freude ist mein schönster Lohn," sagte er.

„Sie müssen mir alles erzählen," fuhr sie fort. „Oh, bitte, setzen Sie sich, liebster Doktor! Ich bin so unbeschreiblich glücklich und dankbar. Marie, gehen Sie doch und teilen Sie es dem Fürsten mit. Setzen Sie sich, Doktor, hier, dicht neben mich und Fidel! Fidel siehst du, das ist dein Lebensretter, der gute liebe Doktor Schückelmeyer."

Der Arzt nahm dicht neben der hohen Dame Platz, und Fidel, der nun ganz über die Folgen seiner Übeltat beruhigt war, stemmte seine vier Beine auf der Herrin Schoß und bellte seinen Lebensretter mutig an.

„Stille, Fidel, stille! Das schickt sich ja nicht! Oh, das wonnige Kind!" sagte die Fürstin und küßte ihn wieder auf die glänzendschwarze Nase. „Vielleicht ist er hungrig. Liebste Storren, lassen Sie doch eine Kotelette und eine Schale frischer Milch bringen."

„Ich glaube nicht, Durchlaucht, daß das liebe Tier hungrig ist," sagte der Arzt. „In der Voraussetzung, daß er erschöpft sein möchte, gab ich ihm bei mir schon etwas Filet und Milch. Ich darf behaupten, daß er es mit gutem Appetit verspeist hat."

„Wie gütig, lieber Doktor! Oh, wie ich Ihnen dankbar sein muß! Erzählen Sie mir, bitte: wo fanden Sie ihn? Wie kam es, daß er allen Nachforschungen entschlüpfte? Jedes Detail interessiert mich auf das lebhafteste!"

„Wenn ich offen sein soll, Durchlaucht — ich habe das gute Tier gesucht," entgegnete der Arzt. „Ich hatte über Land zu fahren und benutzte diese Gelegenheit, überall nach Fidel auszuspähen. Denn ich sagte mir, er müsse irgendwo da draußen sein. Wäre er in der Nähe der Stadt oder gar in der Stadt selbst gewesen, so würde man ihn schon längst gefunden haben. So . . ."

„Guter Mann! Wie ich Ihnen danke!" sagte die Frau Fürstin bewegt und reichte ihm noch einmal die Hand, die der Arzt wiederum ehrerbietig an seine Lippen drückte.

Während nunmehr Doktor Schückelmeyer fortfuhr, einen wahrheitsgetreuen Bericht über seinen Eifer beim Suchen und sein Glück beim Finden des kostbaren Tieres abzustatten, trat der Fürst selbst herein. Er war wirklich erfreut. Denn wenn ihm auch der Hund selbst weit weniger am Herzen lag, als dies bei seiner Gemahlin der Fall war, wenn er auch im Gegenteil oft über diese Passion

ärgerlich gewesen war, so sah er doch nun ein Ende der Beunruhigung vor sich. Er war nicht mehr den Klagen der Fürstin ausgesetzt und hatte nicht mehr seine Galanterie anzuspannen, um ihren Nerven aufzuhelfen.

„Wie wir doch oft unsre wahren Freunde verkennen," sagte er zu Doktor Schückelmeyer. „Daß gerade Sie es sein müssen, der uns diesen Dienst erweist!"

„Wenn Durchlaucht in mir jemals etwas andres gesehen haben, als den ergebensten Diener Ihres fürstlichen Hauses, so bin ich es, der darunter am meisten gelitten hat," entgegnete der Arzt. „Ich bin glücklich, daß mir Gelegenheit geboten wird, persönlich die Vorurteile zu zerstören, die gegen mich geherrscht haben mögen, und persönlich Eurer Durchlaucht die ehrerbietige Versicherung meiner treuen Ergebenheit zu Füßen legen zu können."

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor, ich danke Ihnen. Ich freue mich, Sie im wahren Licht zu sehen. Wenn ich nur auch das Mittel sähe, Ihnen zu beweisen, daß mein Dank nicht nur in leeren Worten besteht. Ich hatte für das Wiederbringen des Tieres eine Belohnung ausgesetzt, indessen natürlich — davon kann bei Ihnen ja wohl nicht die Rede sein. Es würde mir aber eine Freude sein, wenn Sie selbst aussprechen wollten, womit wir Ihnen unsre Dankbarkeit ausdrücken könnten."

„Die Freude Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin ist mir der schönste Lohn," entgegnete der Arzt mit freundlichem Lächeln.

„Das verrät Ihr gutes Herz, lieber Doktor," sagte die Fürstin, „aber es genügt uns nicht. Könnten wir Ihnen nicht einen Gefallen tun, wie Sie uns einen so großen Gefallen getan haben?"

„Durchlaucht, ich danke untertänigst, aber ich kann nur wiederholen, was ich schon zu äußern die Ehre hatte: daß ich mich glücklich schätze, Durchlaucht diesen kleinen Dienst haben erweisen zu können."

Der Fürst wechselte einen Blick mit seiner Gemahlin.

„Es ist eine Freude, aus einem berichtigten Irrtum Gewinn zu ziehen," sagte er. „Und der Gewinn, den wir daraus ziehen, daß wir Ihre wahre Denkungsart erkannt haben, lieber Doktor, besteht zunächst in der sicheren Erwartung, daß wir von nun an häufig Gelegenheit haben werden, Sie bei uns zu sehen. Ein Mann von Ihrem Wissen und Können wird eine wertvolle Bereicherung unsers kleinen geselligen Kreises sein. Vielleicht machen Sie uns das Vergnügen, schon heute abend den Tee mit uns zu nehmen."

Der Arzt verbeugte sich zustimmend, und sein Gesicht strahlte vor Vergnügen.

„Dabei reden wir dann auch noch über eine Angelegenheit, die uns in der letzten Zeit sehr beschäftigt hat," fuhr der Fürst fort. „Sie wissen, unser guter alter Rowisch ist seit einem Jahre recht alt geworden, so daß wir trotz seines lobenswerten Eifers nur noch in beschränkter Weise Nutzen aus einer ärztlichen Beihilfe zu ziehen vermögen. Es

handelt sich um einen Ersatz für ihn. Darüber reden wir dann noch. Für jetzt überlasse ich Sie der Frau Fürstin, die sicherlich noch vieles aus Ihnen herausfragen wird, um sich ganz über Fidels Abenteuer zu unterrichten, und ich habe das Vergnügen, Sie in einer Stunde beim Tee wiederzusehen."

Die strebende Seele 7

Am Jünglinge ist das Feuer zu ehren.
Jean Paul

Zur Verwunderung der Zöglinge, die ihr Vesperbrot auf dem Turnplatz im Garten einnahmen, erschien der Rektor bald nach der Abfahrt der Baronin im Reiseanzug unter ihnen und sagte, daß er auf kurze Zeit in Geschäften nach Magdeburg fahre. Er ermahnte sie, ruhig und fleißig zu sein, beauftragte Otto Gerding als den Ältesten, das Abendgebet zu halten und für den folgenden Tag die Weisungen der Tante einzuholen, und ging.

Was war das? Kein Zornesausbruch? Keine Strafpredigt? Was hatte der Alte? Freilich war seine Miene überaus streng gewesen, während er zu Otto sprach, aber etwas Ungewöhnliches in seinem Wesen hatte vorgeherrscht.

„Magdeburg?" fragte Otto, als der Onkel gegangen war. „Er will es meinem Vater erzählen. Warum macht er es nicht mit mir aus? Mir ist es lieber, ich komme in den Karzer, als daß mein Vater sich ärgert. Und er wird ihm eine schöne schwarze Farbe in die Schilderung tun!"

Abendessen und Abendgebet verliefen in ungemütlicher Weise. Die Tante hatte sich endlich aus dem Schlafzimmer hervorgewagt und präsidierte unter solchen Blicken auf die Zöglinge, welche die strengste Verurteilung ihres Benehmens im allgemeinen und im besonderen aussprachen. Otto las nach dem Gesang das bestimmte Kapitel aus der Bibel und ein Gebet aus dem kleinen schwarzen Buch vor, wobei er sich selbst wie ein Sträfling erschien. Links von ihm saß die Tante, ihm gegenüber saßen die Schulschwestern, und er fühlte die Augen von allen dreien.

„Du hättest langsamer lesen können," sagte die Tante, als er das Gebetbuch mit einem Schwunge der Erleichterung zuklappte.

Otto war aufgeregt, und als er zu Bette ging, erleichterte er seinem Intimus Karl gegenüber sein Herz. Er schlief mit dem jungen Grafen Berkfeld zusammen in einer Kammer, und Theophil, der den ganzen Tag aufpaßte, war glücklicherweise mit den andern beiden in einer andern Kammer.

„Ich halte dies nicht lange mehr aus," sagte er, auf der Bettkante sitzend. „Und wenn es jetzt zum Klappen kommt, so soll es mir recht sein. Es liegt ein Druck auf mir, seitdem ich in dem Hause bin, und ich fühle es, daß ich schlechter werde. Wer hier nicht heuchelt, der ist verloren. Wenigstens wird man als ein verlorenes Schaf angesehen, wenn man die Heuchelei nicht mitmacht, und das lähmt schließlich alle Geisteskräfte."

„Hast du noch Zigaretten?" fragte Karl.

„Es steckt noch etwas Tabak im Strumpf, die Zigaretten sind alle," antwortete Otto.

Karl wickelte sich Tabak aus dem bekannten Versteck zu einer Zigarette, wobei er in Ermanglung feineren Papiers ein Stück aus einem Schulheft riß, und Otto fuhr inzwischen in seinen Klagen fort.

„Ein Sumpf ist dies, eine Höhle der Finsternis," sagte er. „Ich weiß nicht, woran es liegt, aber mir ist, als würde ich alle Tage schlechter. Wenn der Alte seine beliebte Rede hält, daß wir nicht denken sollten, so ist es mir immer so, als kriegte ich mit einem dicken Prügel Schläge auf den Kopf. Ich will ja kein Theologe werden! Dies ist ein System der Verdummung und des schändlichsten Nepotismus. Alle in der Klasse, die Theologie studieren wollen, kriegen gute Zeugnisse, werden verhätschelt und gelten für gut und fromm. Die andern sind räudige Schafe. Und im Maturum kommen die Theologen durch und gehen mit den besten Empfehlungen zur Universität, werden dort wieder von den Professoren protegiert, mit denen der Alte und die Lehrer gute Freundschaft und Brüderlichkeit halten, und kriegen gute Stellen. Unsereiner, der Jurist werden will, sitzt unten, bekommt schlechte Zeugnisse, wenn er auch noch so gut ist, und hat seine schwere Mühe, um nicht schließlich durchzufallen. Das ist ungerecht!"

„Es ist gar nicht so schlimm," entgegnete der junge Graf. „Warum machst du es nicht wie ich? Ich höre den ganzen Zauber stillvergnügt mit an und denke an etwas andres."

„Das ist elend!“ rief Otto. „Nein, ich kann kein stillvergnügtes Gesicht machen, wenn ich mich innerlich erbose! Nein, es gibt etwas Edles, etwas Hohes in der menschlichen Seele, das sich gegen allen Zwang aufbäumt. Ich will kein Heuchler sein, und ich kann es auch nicht. Ich lasse mir die Flügel nicht stutzen, und wenn ich darüber zugrunde gehen soll! Jetzt muß es biegen oder brechen! Wenn der Alte jetzt in Magdeburg meinem Vater das Herz schwer macht und wenn man mich etwa in den Karzer sperrt, so laufe ich davon.“

„Du läufst davon?“

„Ich meine eigentlich nicht das richtige Davonlaufen. Darüber würde sich mein Vater ja zu sehr grämen. Ich meine nur, daß ich die ganze Geschichte ändern werde. Ich werde offen mit meinem Vater sprechen, und er soll mich von hier wegnehmen. Weißt du, was ich möchte?“

„Nun?“

„Ich möchte zur See!“

„Das ist ein herrlicher Gedanke.“

„Ja, ich möchte Marineoffizier werden. Oh, wenn ich an die Freiheit des unabsehbaren Meeres und des Himmels denke, da wird mir so selig im Gegensatz zu der engen Brutstätte aller Kleinlichkeiten hier. Ich will es meinem Vater sagen, daß er mich von hier wegnimmt. Ich habe jetzt gerade das Alter, um als Seekadett einzutreten. Ich hänge die Jurisprudenz an den Nagel. Es ist nichts für mich. O Karl, wenn ich an eine Seeschlacht denke! Dort die französischen Panzerschiffe,

und der Pulverdampf wogt über die Wellen hin, und es kracht ringsum, und die Trikolore weht von den feindlichen Masten. Und wir stehen mutig auf dem Verdeck, und aus den schweren Kanonen fliegen die Kugeln hinüber und reißen Löcher in den Panzer, und dann schwenken wir mit unserm Schiff und fahren mit voller Kraft geradeaus und rennen ein großes Loch in das französische Admiralschiff, und dann springe ich hinüber und klettere am Mast hinauf und reiße die Trikolore herunter und schreie: ‚Hurra! Der Kaiser soll leben!‘ Oh, das ist noch ein Leben!“

„Wenn ein Loch in dem französischen Panzerschiff ist, dann geht es gleich unter, und du kannst die feindliche Flagge nicht herunterholen, sonst ersäufst du mit,“ sagte bedächtig der junge Graf.

„Dulce et decorum est pro patria mori!“ rief Otto.

„Dann würde Gretchen Calderon aber furchtbar weinen,“ sagte Karl mit einem schlauen Zwinkern.

„Oh, mache mich nicht weich! Das süße, himmlische Geschöpf! Aber sie wird nicht weinen. Ich kann schwimmen. Und wenn ich erst Admiral bin oder auch nur Kapitän, dann komme ich, viele Orden auf der Brust, und gehe zu ihrem Vater in der Havanna und halte um ihre Hand an. Denn ich werde keine andre nehmen. Wenn ich Gretchen nicht bekomme, so heirate ich überhaupt niemals, sondern sterbe für mein Vaterland in meiner Jugend. Glücklich preisen ja die alten Dichter den, der in der Jugend stirbt!“

„Ich tue das nicht," versetzte der junge Graf. „Ich mache es anders. Erst mache ich mein Maturum, dann studiere ich Cameralia und trete beim Gardekürassierregiment ein. Dann gehe ich, wenn ich erst Leutnant bin, als Attaché zu einer Gesandtschaft und mache vielleicht die diplomatische Karriere. Wenn ich erst Besitzer unsrer Güter bin, kann ich als Botschafter ein großes Haus machen. Oder aber, wenn mir die Diplomatie nicht mehr gefällt, gehe ich gleich nach Hause und wirtschafte selbst."

„Ha, ich will etwas Großes werden!" rief Otto. „Das sollte mir einfallen, an den Höfen zu scharwenzeln oder im Kuhstall herumzuschaufeln! Wir werden noch Kriege bekommen! Die Welt kann nicht immer so ruhig bleiben! Ich will ein Mann werden wie Hannibal oder wie Julius Cäsar. So ein Mann will ich werden! Mit fünfundzwanzig Jahren kommandierte Napoleon die Armee von Italien."

„Ich dachte, du wolltest Admiral werden."

„Das ist dasselbe. Zu Wasser oder zu Lande! Auch Nelson war ein berühmter Held. Nur über das Gewöhnliche hinaus, nur zu Ehre und Ruhm hinan will ich schreiten. Oh, wenn ich denke, wie Hannibal auf dem Elefanten durch die Pontinischen Sümpfe ritt und sich selbst durch den Verlust eines Auges nicht aufhalten ließ. Hinter ihm das schwere afrikanische Fußvolk, die numidischen Reiter und die hispanischen Hilfstruppen mit ihren roten Leibröcken! Oder wie Cäsar vor der zehnten Legion stand! Oder wie Napoleon die Fahne seiner

Grenadiere von der Brücke von Arcole in die österreichischen Kolonnen schleuderte! Oder wie Nelson mit einem Arm auf seinem Admiralschiff stand und die französische Flotte zerschmetterte. Erinnerst du dich der schönen Stelle aus dem Götz, wo der Kaiser sagt: ‚Der eine hat nur einen Arm, der andre hat nur ein Bein, was würden sie erst tun, wenn sie zwei Hände und zwei Beine hätten?‘ Heldenseelen hat der unsterbliche Goethe mit diesem Wort kennzeichnen wollen.“

„Es ist schade,“ sagte der junge Graf, „daß wir keinen Aufsatz aufhaben: ‚De fortitudine et magnitudine animi heroum.‘“

„Weißt du, für wen ich auch schwärme? Wittekind, der Sachsenherzog, der das Christentum nicht annehmen wollte. Hier im Hause begreife ich Wittekind. Ganz gewiß schickte ihm Karl der Große solche Leute zu wie der Onkel und die Tante und diese gräßlichen frommen, späten Mädchen. Hu!“

Ein Pochen an die Kammertür wurde laut, und die scharfe Stimme der Tante ertönte draußen auf dem Gang. Sie hatte das Licht der Kerze durch die Ritzen bemerkt.

„Ihr sollt zu Bette gehen!“ rief sie. „Löscht das Licht aus. Was habt ihr noch zu schwatzen?“

Otto blies das Licht aus und legte sich nieder. Aber er schlief noch nicht ein. Er hielt die weiche Haarlocke Gretchens in der Hand, küßte sie und streichelte sie. In seine Heldenträume mischten sich die zärtlichsten Empfindungen. Verklärt durch

das poetische Lieben der Jünglingszeit, stand Gretchens Bild vor ihm, zauberisch strahlte ihre reizende Gestalt.

---

8 Die Flucht

> Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
> Und würd' er in Ketten geboren.
> Schiller.

Der Rektor kam erst am dritten Tag zurück, und als er beim Abendessen erschien, sahen ihn die Zöglinge wie die Damen mit Verwunderung an. Sein Aussehen war verändert, und bald entdeckten die prüfenden Blicke des Hauses, worin diese Veränderung bestand. Vordem war des würdigen Oberhauptes Bart grau gewesen, nunmehr war er schwarz. Mit Mühe unterdrückten die jungen Leute das Lachen. Der Rektor selbst war etwas befangen. Wäre er nicht so sehr von der Bedeutung seiner Person und Stellung erfüllt und zugleich mancher Dinge in dieser Welt unkundig gewesen, so würde er sogar sehr verlegen gewesen sein. So aber wiegte er sich wirklich in der Illusion, man könne nicht entdecken, man wage auch nicht zu bemerken, was er in Magdeburg getan habe. Vollkommen sicher fühlte er sich jedoch nicht, und deshalb fragte er, nachdem er sich Fleisch genommen und sein Butterbrot gestrichen hatte, ganz naiv:

„Seht ihr etwas an mir!“

Als die Zöglinge diese Frage hörten und aus des Rektors Gesicht lasen, daß er wirklich ungewiß

war, ob sie etwas an ihm sähen, da kostete es sie große Mühe, ernst zu bleiben. Aber sie besaßen einige Übung in der Kunst, das Lachen zu verbergen, und antworteten alle mit großer Bestimmtheit, daß sie nichts sähen. Frau Superintendentin Schmidt jedoch konnte es nicht lassen, einen vorwurfsvollen und strafenden Blick auf den Bruder zu werfen. Ihr war nicht wohl zumute. Weiblichem Instinkte konnte die Bedeutung der Sache nicht entgehen.

„Fidel ist auch wieder da," erzählte Hans von Levetzow. „Vorgestern hat er sich wiedergefunden."

„An das Verschwinden dieses Tieres knüpfen sich für mich und, wie ich hoffe, auch für euch so peinliche Erinnerungen," erwiderte der Rektor, daß ich mich wundere, Hans, wie du dazu kommst, mir davon zu sprechen."

„Ich meinte nur so," antwortete Hans. „Und die ganze Stadt spricht davon. Deshalb dachte ich, es würde dich auch interessieren, Onkel."

„Novarum rerum cupidi," sagte der Rektor. „Diese Charakteristik der Gallier durch den großen Historiker Tacitus sollte niemals auf Deutsche, niemals auf deutsche Knaben anwendbar sein. Mag dieser Hund weglaufen oder mag er wiederkommen — unsre Aufgabe ist die ernste Arbeit, die Beschäftigung mit den Disziplinen unsres Gymnasiums, und ein echt christlicher Sinn, der nicht nach außen und nach den Begebenheiten der Welt blickt. An sich ist dieser Vorfall ja unschuldig, und ich würde nichts darin finden, daß ihr darüber sprecht. Ihr

werdet euch jedoch wohl erinnern, wessen ihr euch an jenem Abend schuldig gemacht habt."

Die Zöglinge sagten nichts weiter, Frau Superintendentin Schmidt aber, gereizt durch die Betrachtungen, die sie an des Bruders Verjüngung knüpfte, konnte es nicht lassen, ihm einen Hieb zu versetzen.

„Den Hund hat Leopold wiedergefunden und Ihrer Durchlaucht persönlich gebracht," sagte sie. „Er hat sich, um in passender Gestalt im Schlosse erscheinen zu können, vorher seinen Bart abrasieren lassen. Ein alter Mann und solche Narrheiten! Alte Männer sollten keine unchristlichen Eitelkeiten treiben!"

Der Rektor errötete und hielt unwillkürlich eine Hand vor das Kinn.

„Hm, hm!" sagte er. „Also Leopold hat den Hund wiedergefunden! Da wir einmal davon reden — der Bahnhof in Magdeburg soll nun auch elektrisch beleuchtet werden. Es ist doch enorm, welche Fortschritte die Neuzeit auf dem Gebiete der technischen Wissenschaften und aller möglichen Erfindungen macht, die dem irdischen Leben eine prunkvolle Außenseite verleihen."

Seine Schwester seufzte.

„Freilich," sagte sie, „eine prunkvolle Außenseite! Denn innerlich bleibt nach Gottes Willen doch alles so, wie es immer gewesen ist. Wir werden geboren und sterben dahin, wie das Gras welket. Wir werden alt und grau trotz aller elektrischen Beleuchtung und sonstiger Künste, und

es geht noch immer nach dem Worte der Schrift: ‚Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.'"

„Otto," sagte der Rektor nach dem Abendessen, das ziemlich schweigsam verlaufen war. „Otto, komm in die Bibliothek!"

„Nun geht es los!" sagte sich der Jüngling.

„Otto," fing der Rektor an, als er mit ihm allein in dem von der Lampe schwach erleuchteten, von Büchern vollen Zimmer war, „ich habe mit deinem Vater gesprochen. Was deine Fähigkeiten und deinen Fleiß betrifft, da konnte ich ihm zu meiner Freude Gutes berichten, was aber deine Aufführung, dein Betragen betrifft, da habe ich dir, wie dein Gewissen dir wohl selbst sagen wird, kein so gutes Zeugnis ausstellen können."

Otto war erstaunt über den milden Ton, denn er war auf Donner und Blitz vorbereitet. Er schwieg und ließ den Alten weiterreden.

„Ich habe deinem Vater nicht im vollen Umfang mitgeteilt, was du getan hast. Hoffentlich habe ich kein Unrecht damit begangen, daß ich ihm den Schmerz ersparte, den er empfunden haben würde, wenn er die sittliche Verirrung erfahren hätte, deren du dich schuldig gemacht hast. Nur im allgemeinen habe ich erwähnt, daß der dir innewohnende Leichtsinn eine andauernde strenge Aufsicht und beständige Zucht in echt christlichem Sinn notwendig mache. Danke es meiner Nachsicht und Güte, daß ich in dieser Weise mit deinem Vater gesprochen habe. Nunmehr erwarte und

verlange ich von dir aber folgendes: Zunächst bittest du mich aus wahrhaftem, reumütigem Herzen um Verzeihung wegen deines unerhörten Benehmens, deines Trotzes und deiner Widersetzlichkeit. Alsdann gelobst du mir in die Hand, daß du dich mit allen Kräften bemühen willst, das Mädchen zu vergessen, dem du die Locke abgeschnitten hast. Es versteht sich von selbst, daß du nicht den geringsten Versuch machen wirst, sie wiederzusehen, und um dir dies zu erleichtern, bestimme ich, daß du von nun an bis zu einem Zeitpunkt, den ich, deinem zukünftigen Betragen entsprechend, festsetzen werde, das Haus nicht anders verläßt, die Schulwege ausgenommen, als in meiner Begleitung oder in Begleitung der Tante."

Der Rektor war überzeugt davon, daß er mit einer vielleicht übertriebenen Milde verfahre, und erwartete deshalb zuversichtlich Ottos dankbare Unterwerfung. Um so mehr ward er erzürnt, als Otto nun gar keine Reue und Demut zeigte.

Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, zur See zu gehen. Außerdem erschien ihm Gretchen Calderon in einem Licht, wie den alten Troubadours die Damen erschienen, deren Farben sie trugen, und er hielt es für eine Feigheit, sie zu verleugnen. Während der Abwesenheit des Rektors hatte er sich immer mehr in seinen Plänen befestigt, indem er sie sich immer von neuem wiederholt und ausgemalt hatte.

Er kreuzte jetzt die Arme über der Brust und sagte:

„Ich bin kein Kind. Du hast mich schlagen wollen, und das lasse ich mir nicht gefallen. Deshalb bitte ich auch nicht um Verzeihung."

„Was?" rief der Rektor. „Du willst nicht um Verzeihung bitten?"

„Nein, und ich will auch nichts versprechen, was ich nicht halten kann. Ich mag nicht mehr lügen und heucheln."

„Du magst nicht mehr lügen und heucheln? Was soll das heißen?"

„Daß es mir hier nicht mehr gefällt! Du hättest meinem Vater nur alles erzählen sollen. Ich werde es ihm selbst erzählen und ihn bitten, daß er mich von hier wegnimmt."

„Unglücklicher! Dein Vater hat dich meiner Obhut anvertraut, weil er dich nicht genügend beaufsichtigen konnte, weil du schon auf dem Gymnasium in Magdeburg Proben deines Leichtsinns gegeben hattest. Auf welchem Wege bist du? Wohin treibt dich dein unbändiger Trotz?"

„Ich will mit meinem Vater sprechen, Onkel. Ich kann mich am besten mit ihm selbst verständigen. Ich mag nicht studieren. Erlaube mir, auf zwei Tage nach Magdeburg zu reisen, daß ich mit meinem Vater spreche. Ich möchte zur See gehen."

Der Rektor war so betroffen, daß er eine Weile ganz wortlos dastand. „Oho, mein Bürschchen," sagte er endlich. „So weit sind wir noch nicht. Du möchtest nach Magdeburg reisen? Dein Vater erwartet eine andre Zucht bei mir. Ich werde deinem Vater schreiben, und das kannst du ja auch

tun. Deinen Brief jedoch legst du mir vor, bevor er abgeschickt wird. Und da du meine Milde und Güte verschmähst, möge die volle Strenge des Gesetzes walten! Du begibst dich in das Strafzimmer und verläßt es nicht ohne meine Erlaubnis. Ich werde deinen Fall der Konferenz der Lehrer unterbreiten, und dort soll entschieden werden, welche Strafe dem Schüler gebührt, der die strengsten Bestimmungen der Schule übertreten hat."

Otto biß die Zähne zusammen, und eine Träne der Wut kam ihm in die Augen.

„Wenn du dies Gymnasium verläßt, das für dich ein gleichsam andachtsvoller Ort ernsten wissenschaftlichen Strebens ist, und wenn du dieses Haus verläßt, das dir die geheiligte Stätte christlichen Familienlebens sein sollte," fuhr der Rektor mit feierlicher Strenge fort, „so wirst du es auf dem Wege und in der Weise verlassen, die demjenigen angemessen ist, welcher sich als unwürdig des Segens erwiesen hat, der ihm angeboten wurde. Nun, hierüber werde nicht ich allein, sondern hierüber wird zunächst das gesamte Kollegium der Gymnasiallehrer entscheiden, alsdann aber dein Vater und ich in Gemeinsamkeit. Gehe jetzt hinauf und erscheine nicht wieder vor meinem Angesicht oder den Augen der Tante, bevor du nicht Erlaubnis dazu bekommen hast. — Doch warte," fügte der Rektor hinzu, da ihm eine Besorgnis kam, „ich werde dich hinaufführen."

Im oberen Stock des Hauses lag ein kleines Gemach, das im Pensionat die Rolle des Karzers

im Gymnasium spielte. Selten nur wurde es bewohnt, und ein geheimnisvoller Schrecken umschwebte es. Hierher schritt der Rektor mit dem Delinquenten, nachdem dieser seine Schulbücher zusammengerafft und eine der Mägde eine Lampe herbeigebracht hatte. Der Rektor schloß die Tür von außen ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Otto blieb allein; mit brennenden Augen sah er sich in der kleinen Kammer um. Auf der einen Seite war die Decke abgeschrägt. Hier lief das Dach. Darunter stand ein Bett. Sonst nur ein Tisch mit der Lampe und seinen Büchern und ein Stuhl. Er öffnete das Fenster, und die Abendluft tat ihm wohl. Sein Kopf war so heiß. Er lehnte Stirn und Wangen abwechselnd an die Fensterscheiben.

Gedemütigt war er nicht, er war voll Grimm und Trotz. Aber was wollte er nun anfangen? Er dachte nicht einen Augenblick daran, sich zu unterwerfen. Er wußte ja wohl, daß er es so gut hätte haben können, wenn er des Alten Befehl nachgekommen wäre. Die Bitte um Verzeihung war so leicht gesprochen, ebenso leicht war das Versprechen gegeben, nicht mehr an Gretchen denken zu wollen. Und dann wäre nach zwei oder drei Tagen der alte, gewohnte Zustand wieder eingetreten, und er hätte noch oft heimlich ausreißen und verbotene Dinge tun können. Aber er bereute nicht. Er wollte nichts Heimliches mehr tun, er wollte sich nicht unterwerfen, wollte nicht

nachgeben. Nun würde es ihm wohl schlimm ergehen! Karzer! Vermutlich würde er auch relegiert werden! Er sah im Geist die versammelten Lehrer, darunter gewisse Gesichter, die ihn mit bösen Ahnungen erfüllten. Es war schrecklich! Und was würde sein Vater sagen?

Auf dem Kirchturm schlug es. Das war die Zeit, wo unten das Abendgebet gehalten wurde. Der Garten war still und dunkel dort unter dem Fenster. Wie ein Blitz fuhr es Otto durch den Kopf: „Flucht, Flucht!“ und dann zu seinem Vater, dem er alles erklären und den er auf den Knien bitten wollte, ihn zur Marine gehen zu lassen.

Ja, das wollte er tun. Aber wie wollte er hinunter kommen? Er beugte sich weit über die Fensterbank und prüfte die Festigkeit des Spaliers. Vom Garten herauf zogen sich wilde Rosen bis zum Dache, und vielleicht konnte er an dem Spalier hinunterklettern, woran die Zweige sich emporrankten. Ei, gewiß, das ging! Nur mutig, das würde schon halten!

Geschmeidig schwang sich die schlanke Gestalt über die Fensterbank hinaus, und die Füße fanden einen Stützpunkt, während die Hände oben noch festhielten. Das ging ja herrlich! Da brach knackend eine Sprosse, aber für diesen guten Turner war das kein Unfall, schon hatten die biegsamen Zehen eine andre Sprosse erfaßt. Er wurde etwas von den Dornen zerkratzt, sein Rock bekam einen Schlitz in der rechten Seite, aber binnen

einer Minute stand er unten im Garten und sah auf das helle kleine Fenster verächtlich zurück.

„Mich festhalten, einsperren!“ murmelte er verächtlich und huschte an den Fenstern des Erdgeschosses vorüber, hinter denen jetzt der fromme Gesang erscholl.

Er hatte keine Mütze. Sollte er sie herausholen? Nein, das war zu bedenklich. Lieber barhäuptig. Aber wie konnte er ohne Mütze nach Magdeburg reisen? Er beschloß, es zu wagen, waren doch alle im Refektorium! Und glücklich gelang es. Er kletterte durch das offene Fenster des Arbeitszimmers ein, holte seine Mütze und kam unbemerkt wieder hinaus. Nun wollte er eilen. Er hatte zwei Stunden zu marschieren, bis er die Station erreichte. Sein Taschengeld reichte noch zur Fahrt in der dritten Klasse.

Eines aber konnte er nicht verabsäumen. Vor seinem Abschied für immer mußte er noch einmal an Gretchens Hause vorbeigehen. Sie selbst zu sehen, um derentwillen er fliehen mußte, durfte er ja nicht hoffen. Aber ihr Fenster wenigstens wollte er sehen und die Schwelle, die ihr Fuß betrat.

Erste Liebe 9

Steh! Verliebte gleichen Brüdern
Eines ernsten Flammenbundes!
J. G. Seidl

Der Abend war wunderschön. Es war, als ob der scheidende Sommer noch einmal seine ganze Herrlichkeit zeigen wolle. Der Tag war klar und

warm gewesen, nun zog der Abend einen leichten Duft um die vielen prächtigen Bäume, zwischen denen der kleine Ort gleichsam versteckt lag. Man atmete in dieser Gegend die unverfälschte Natur. Die Stadt war nicht groß genug, um mit Steinhaufen und Schornsteinen über Gärten und Bäume zu siegen, sondern lag nur wie verloren inmitten Wald und Feld, Berg und Tal. Oben am Himmel glänzten die Sterne, hier unten über die Erde hin zog die balsamische Nacht mit erquickender Frische.

Herrn Christian Tovotes Haus bildete in jeder Hinsicht eine Zierde der Babelstraße und der Stadt. Mit prächtiger Front, sechs Fenster breit und zwei Stockwerke hoch, in einer schönen rosa Farbe noch im vergangenen Jahre aufgefrischt, stand es in der Straße. Hinter dem Hause aber erstreckte sich ein großer Garten, dessen eine Seite einer Nebenstraße entlang lief. Nur ein Gäßchen und ungemein still und verschwiegen war diese Nebenstraße. Heute abend aber, als Otto an ihr vorüberschreiten wollte, indem er seine Augen auf das Haus richtete, fiel sie ihm als ungewöhnlich belebt auf. Er sah zwei helle Gestalten darin wandeln.

Sein Schritt stockte, und auch das Herz wollte ihm stillstehen — er erkannte mit seinem scharfen Blicke trotz der Dämmerung Laura Tovote und Gretchen Calderon. Poetische Stimmung mußte die Mädchen herausgelockt und zum Genusse der abendlichen Naturschönheit verführt haben.

Wäre es wie sonst gewesen, so würde Otto sich begnügt haben, an den beiden jungen Damen

vorüberzustreichen und sie mit tief geschwenkter Mütze zu begrüßen. Er hatte noch niemals auch nur eine Silbe mit Gretchen gesprochen, sondern seiner Verehrung stets nur symbolischen Ausdruck verliehen. Heute aber war er in so verwegener Stimmung, daß er sich vor nichts mehr scheute. Er hatte die Grenze des Gewöhnlichen überschritten, die Fesseln der Sitte und der Gesetze abgestreift, und so war er denn jetzt zu jeder Tat fähig. Er ging also, ohne sich lange zu besinnen, auf die beiden Mädchen zu, lüftete höflich seine Mütze und bot ihnen guten Abend.

Die Mädchen blieben zunächst befangen stehen, machten einen Knicks und erwiderten seinen Gruß einsilbig. Dann aber fanden sie sich mit weiblicher Gewandtheit schneller in die Lage als der Jüngling, der über die eigne Kühnheit erschrocken zu sein schien, und während er wortlos vor ihnen stand und, tief errötend, Gretchens reizende Züge in der Nähe betrachtete, fragte Laura ganz freundlich, ob er auch spazierenginge.

„Nein," antwortete Otto, „ich gehe nicht spazieren. Der Rektor hat mich eingesperrt, und ich bin aus dem Fenster gesprungen. Ich will nach Hause reisen, heimlich und ohne Erlaubnis. Ich kann es hier nicht länger aushalten."

„O wie schrecklich!" rief Laura, indem sie die gefalteten Hände erhob. „Ist der Rektor denn so gräßlich? Ich habe es auch schon gehört, daß er so furchtbar strenge sein soll."

„Und so wollen Sie uns also verlassen?" fragte

Gretchen mit einer süßen Stimme, die ihm durch und durch ging.

„Ja, ich muß Sie verlassen. Und ich bin noch einmal gekommen, um Sie zuletzt noch zu sehen," stammelte Otto.

„Das ist schön, daß wir heute gerade aus dem Garten herausgegangen sind," sagte Laura, die von den dreien noch am besten bei Fassung war. „Sonst würden Sie Gretchen nicht mehr zu sehen gekriegt haben."

Sie schien es als selbstverständlich anzunehmen, daß der junge Ritter nicht ihr, sondern ihrer Cousine sein Herz geweiht habe, und fand sich mit bewundernswerter Geschicklichkeit in die für sie passende Rolle. Denn sie ging alsbald auf die kleine Tür zu, die vom Gäßchen in den Garten führte, bemerkte, daß man sich im Garten ungestörter sprechen könne, und verschwand, als Otto und Gretchen ihr folgten, in unauffälliger Weise in einem Seitenweg.

Es war hier noch dunkler als im Gäßchen, denn die Bäume und Sträucher warfen ihre Schatten auf den Weg, und so fand Otto den Mut, Gretchens Hand zu erhaschen. Sie ließ es geschehen, und Hand in Hand gingen sie einige Schritte weiter.

„Sind Sie mir auch nicht böse, Fräulein Gretchen," fragte er, „daß ich so unverschämt war, Ihnen die Locke abzuschneiden?"

Gretchen schüttelte sanft den Kopf.

„Es war sehr kühn von mir, und ich fürchtete nachher, daß es Sie beleidigt haben könnte, aber ich sehnte mich so sehr danach, ein Andenken von

Ihnen zu haben, und nun ruht die Locke auf meinem Herzen und soll mir ein Talisman sein."

„Es schadet nichts," entgegnete sie tröstend. „Sie können noch mehr Haar bekommen, wenn Sie wollen. — Sie haben mir auch so schöne Schokolade geschenkt," fügte sie hinzu, „und ein so reizendes Gedicht. Haben Sie das selbst gemacht?"

„Ach, Fräulein Gretchen, all mein Denken ist a nur ein Gedicht an Sie!"

Sie zuckte ein wenig mit der Hand.

„Wie schade, daß Sie weggehen wollen!" sagte sie.

„Bedauern Sie es wirklich?"

„O ja, ich bin ganz traurig. Und es ist ja auch so schrecklich, daß der Rektor Sie eingesperrt hat und daß Sie heimlich weggehen."

„Ich frage nichts danach, ich denke an nichts, wenn Sie nur teil an mir nehmen. Ihre süßen Worte trösten mich über alles."

„Ach, das kann Ihnen doch kein Trost sein! Was kann ich Ihnen dabei nutzen?"

„Was Sie mir dabei nutzen können?" — Sie waren vor einem Beete hochstämmiger Rosen angekommen, die zum zweiten Male blühten, und hier auf dem freien Platz schien das Himmelslicht ungehemmt herab, während der weiche Duft der Teerosen ihnen zuwehte. Gretchen blickte zu ihm empor, und er blieb stehen und sah sie an. Unter ihrem Gartenhute quollen die blonden Locken hervor, und ihre dunkeln Augen erschienen ihm so zauberhaft. „Was Sie mir nutzen können, Fräulein

Gretchen?" wiederholte er. „Wenn ich an Sie denke und an Ihre himmlische Schönheit, so ertrage ich gern alles Ungemach. Wenn Sie mir sagen, daß Sie meinetwegen traurig sind, so fühle ich mich unendlich glücklich."

Sie lächelte und schüttelte wieder den Kopf.

„Es wäre so hübsch gewesen, wenn wir Tanzstunde zusammen hätten haben können," sagte sie. „Wenn ich erst konfirmiert bin, kriege ich Tanzstunde. Ach, es ist so schrecklich, daß Sie weggehen! Warum wollen Sie nicht hierbleiben?"

„Es ist unmöglich. Die Ehre verbietet es mir. Ich will nicht studieren. Ich will zu meinem Vater und ihn bitten, daß er mich zur Marine gehen läßt. Wenn ich dann auf dem Meer bin und wenn der Sturm um das Schiff wütet, dann werde ich immer an Sie denken, Fräulein Gretchen. Wollen Sie auch zuweilen ein wenig an mich denken?"

„Ja," sagte sie, „ich werde immer an Sie denken. Ich habe Sie sehr lieb."

Das Gefühl höchster Wonne durchdrang ihn, als sie dies so leichthin sagte, als ob es etwas Natürliches sei.

„Oh, wie ich Sie liebe, Gretchen!" sagte er innig. „Niemals werde ich eine andre lieben. Und wenn ich ein Mann sein werde, dann kehre ich zurück, und wir werden uns heiraten. Wollen Sie mir treu bleiben?"

„Ja," sagte sie, „ich will Ihnen treu bleiben."

„Dann müssen wir uns du nennen, und wir wollen uns einen Kuß geben, der den festen Bund

unsrer Herzen besiegelt," sagte er in hoher Begeisterung.

„Ja," sagte sie, blickte aber scheu um sich, ob nicht die Cousine in der Nähe sei. „Hierher," sagte sie und zog ihn in den Schatten.

Er folgte ihrer Führung, während ihm das Herz vor Glück zerspringen wollte.

„Du lieber Otto!" sagte sie, indem sie sich an seine Brust schmiegte.

„Du liebes, liebes Gretchen!" sagte er, und indem er sie schüchtern umfaßte, wobei ihm ganz seltsam und beinahe schreckhaft zumute war, küßte er sie auf die willig gebotenen Lippen.

Nach diesem weihevollen Kusse jedoch wußte Otto nicht mehr, was er tun sollte, und hätte sich am liebsten gleich entfernt. Denn er hatte das Gefühl, es sei nunmehr das Höchste erreicht, was jemals Ritter und Troubadoure errungen hätten, und auf dem Gipfel des Glückes dürfe niemand verweilen. Auch wußte er nicht, was er nun etwa noch hätte sagen können. Die Sache war abgemacht. Er hatte Gretchen seiner ewigen Liebe versichert und ihren Gegenschwur empfangen, nun war nicht mehr darüber zu reden, sondern im Besitz des hohen Siegespreises, glückselig und stolz, wäre er nun am liebsten gleich zu Schiffe gestiegen, um zur Schlacht hinauszufahren.

Aber er konnte sich doch auch nicht so unvermittelt losmachen und Gretchen, die ihm noch an der Brust lag, von sich stoßen. Also blieb er in Verlegenheit ruhig stehen.

Zum Glück kam jetzt aber Laura herbei und brachte ihm eine Erleichterung.

Laura glaubte wohl, daß die Zusammenkunft lange genug gedauert habe, und daß es gefährlich sei, länger zu verweilen, da man im Hause aufmerksam werden könne. Wenigstens sagte sie so, als sie jetzt aus dem schattigen Gartenwege hervortrat und sich mit einem diskreten Husten, ganz nach der Art erfahrener Duenjas näherte.

Das jugendliche Liebespaar fuhr bei dem Geräusche schnell auseinander, und Otto erwiderte nicht viel mehr auf Lauras Mahnung, sondern grüßte nur noch höflich mit seiner Mütze, drückte den jungen Mädchen kräftig die Hand und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Ihm war so wunderbar zumute, so selig und zugleich so traurig, die Ereignisse der letzten Stunden waren so wichtig gewesen, daß er gar nicht merkte, wie schnell er dahin ging und den langen Weg bis zur Station gleichsam mit den Füßen verschlang.

---

10 Zu Hause

Wenn hinein ihr stürmtet mit Leichtsinn,
Spät, an der Klugheit Hand, hinkt ihr verdrießlich heraus.
Brinkmann

Otto war so früh in Magdeburg angekommen, daß er nicht darauf rechnen konnte, das Haus schon munter zu finden. So blieb er denn bis sieben Uhr im Wartesaal und begab sich dann erst zur Wohnung seines Vaters. Sehr befangen und als

befinde er sich nach der Katastrophe in Neustadt nunmehr in einer fremden Welt, trat er in das Haus und stieg die Treppe hinan. Nachdem er die wohlbekannte Klingel neben dem Schild mit der Aufschrift: „Bankdirektor Gerding" gezogen hatte, kam ihm die alte Kathrine entgegen, die brave, treue Köchin, welche er seit seiner Kindheit als die Stütze des Haushaltes kannte, und schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ja, aber, Junge, woher kommst denn du?" fragte sie.

Zwischen Kathrine und Otto bestand noch das gute alte Verhältnis der Kinderzeit ohne eine Änderung in der Anrede, wie die Konfirmation sie hätte herbeiführen können.

„Und so ganz ohne?" fragte sie weiter. „Kein Paletot? Und wo ist denn deine Reisetasche?"

„Kathrine, ich bin durchgebrannt," sagte Otto entschlossen. „Ich wurde zu schlecht behandelt. Ich will dem Vater alles sagen."

„O du meine Güte! Komm herein, Otto! O du liebe Güte! Der Vater ist noch nicht auf. Trink eine Tasse Kaffee, mein Junge."

Mit diesen Worten führte sie den Jüngling in die Küche, schickte das zweite Mädchen hinaus, damit sie ungestört wären, und ließ sich die näheren Umstände erzählen.

„Junge, Junge," sagte sie dann, „dem Vater mußt du das vorsichtig beibringen, damit er nicht in Zorn gerät. Er ist in der letzten Zeit gar nicht so recht auf dem Schick gewesen und . . ."

„Er ist doch nicht krank?“ fragte Otto besorgt.

„Krank wohl gerade nicht, aber du weißt ja, wieviel er immer zu tun hat. Und in der letzten Zeit hat er oft nicht gut schlafen können und ist von seinem Kopfschmerz geplagt worden. Er regt sich gar zu leicht auf, und das beste ist, daß ich es ihm erst sage, daß du da bist. Er hat viel Ärger auf der Bank gehabt, weil doch jetzt die Zuckerkrisis gewesen ist, oder wie sie es sonst nennen.“

Das klang wenig erfreulich, und Otto sah mit bangem Gefühl, während Kathrine hineinging, um dem Vater auf schonende Weise Mitteilung zu machen, dem Wiedersehen und Empfang entgegen.

„Geh nur hinein, er hat es besser aufgenommen, als ich dachte,“ sagte Kathrine, als sie wiederkam.

„Also da bist du so ganz unvermutet und unerwartet wieder da?“ fragte ihn der Vater, als er schüchtern eintrat.

„Ja, lieber Vater, und ich bitte dich herzlich, mir nicht zu zürnen! Wenn ich dir alles erzähle, wirst du mir gewiß nicht böse sein.“

„Das heißt, wenn das, was du mir erzählen wirst, der strengen Wahrheit entspricht, und wenn es kein übles Licht auf dein Betragen fallen läßt. Vorläufig, muß ich dir gestehen, bin ich auf das peinlichste überrascht, dich so wie einen Vagabunden, ohne richtigen Anzug, ohne Gepäck hier vor mir zu sehen, nachdem noch vorgestern der Herr Rektor mir Bericht über dich abgestattet hatte und ich nunmehr in der Hoffnung lebte, dich als strebsamen

tüchtigen Schüler durch das Gymnasium gehen zu sehen."

Bankdirektor Gerding gab sich offenbar Mühe, recht ruhig zu sein und gelassen zu sprechen, denn Otto sah ihm wohl an, daß er innerlich aufgeregt und zornig war. Er hatte seine Zigarre aus der Hand gelegt und sie ausgehen lassen, er tat einen hastigen Schluck aus der Kaffeetasse, und sein Gesicht war mehr als sonst gerötet. Otto liebte seinen Vater so sehr, daß diese Anzeichen des Ärgers, den er ihm bereitete, ihn tief betrübten. Er antwortete deshalb mit der größten Demut und erzählte mit bescheidenem Ton von den Gründen, die ihn veranlaßt hatten, von Neustadt heimlich wegzugehen. Dabei verschwieg er nur alles das, was auf Gretchen Bezug hatte. Denn das hätte er nicht über die Lippen bringen können.

„Es ist merkwürdig," sagte sein Vater nach Beendigung der Erzählung, indem er aufstand und im Zimmer hin und her ging, „es ist merkwürdig, daß es einige Menschen gibt, die von Anfang an brave Schüler sind, ihren Eltern Freude machen und dann im Leben es zu etwas bringen, ohne daß jemals irgendein Anstoß ist, und daß es dann wieder Burschen geben muß, bei denen schon die Schulzeit wie eine Steeplechase ist. Ich habe es doch wahrhaftig an Erziehung, an Ermahnung bei dir nicht fehlen lassen, und deine gute Mutter, die leider zu früh gestorben ist, hat es, solange sie lebte, auch nicht daran fehlen lassen. Und doch bist du ein solcher — wenn ich es gelinde ausdrücken

soll, Sausewind — geworden. Ich habe dich nach Neustadt gegeben, weil deine Lehrer hier meinten, eine strengere Zucht würde dir notwendig sein, und nun machst du es so! Ich bin doch auch jung gewesen und war wahrhaftig kein Duckmäuser. Aber wenn ich meine Kommilitonen mit bunten Mützen und Bändern herumlaufen und Bier trinken sah, sagte ich mir: „Das nutzt zu nichts, mit Arbeit, mit Kenntnissen kommt ein junger Mensch vorwärts, nicht mit Schnurrpfeifereien und gar Schlimmerem. Was denkst du denn nur eigentlich zu werden? Hältst du solche Aufführung für die rechte Vorbereitung zum Universitätsstudium? Wie soll denn das nur werden, wenn du erst noch mehr Freiheit hast? Nicht wahr, zerhackte Backen, womöglich eine abgeschlagene Nasenspitze sind dein Ideal!"

„Lieber Vater, ich möchte zur Marine, ich möchte Seekadett werden."

„Seekadett!" rief der Vater, indem er stehenblieb. „Seekadett! Wer hat dir denn das nur wieder in den Kopf gesetzt?"

„Ich habe es mir selbst ausgedacht. Es ist mein höchster Wunsch!"

„Seekadett! Erst wolltest du Jura studieren, nun mit einem Male die Marine! Diese Unbeständigkeit beunruhigt mich in hohem Maße. Mein Junge, es sind die beständigen Knaben, die einst beständige Männer werden. Dies Tasten und Flattern bezeugt einen unsicheren, schwankenden Charakter."

„Ich war noch zu jung, lieber Vater, als ich

mich zum Studium entschloß. Jetzt kenne ich das Leben und . . ."

„Du kennst das Leben! Großer Gott, und das soll man ruhig anhören!"

„Ich meine, ich . . ."

„Gegen die Marine an sich habe ich ja nichts einzuwenden. In jedem Stande und Berufe kann ein tüchtiger Mensch es zu etwas bringen, und gerade der Seemannsstand hat meine volle Sympathie, um so mehr, als die deutsche Flotte mehr und mehr der Stolz des Vaterlandes wird. Aber dieses Abspringen, und dann — bildest du dir etwa ein, ohne gründliche Kenntnisse Seekadett werden zu können? Dazu gehören meines Wissens vor allem gediegene mathematische Kenntnisse."

„In der Mathematik bin ich gerade der Beste."

„Du meinst, in der Mathematik bist du noch am wenigsten schwach."

„Ich weiß genau, welche Anforderungen im Examen gestellt werden, und wenn ich noch einige Monate recht fleißig hier bei dir sein kann, denke ich schon durchs Examen zu kommen. Es paßt gerade gut mit der Zeit, denn im August und September finden die Anmeldungen statt und im April des folgenden Jahres erfolgt dann der Eintritt als Seekadett."

„Aber auf dem Gymnasium wird gerade die Mathematik weniger und werden die alten Sprachen um so mehr betrieben. Was verlangt denn das Examen?"

„Ich kann es dir genau aufzählen. In der

Arithmetik die Gesetze der Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division, Potenzierung und Radizierung, dann die Elemente der Zahlentheorie, die Dezimalbrüche und Kettenbrüche. Das kann ich alles. Dann auch noch die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, von den Bestimmungsgleichungen, die Rechnungen mit benannten Zahlen, die Progressionen und Logarithmen, Exponentialgleichungen und Zinseszinsrechnung. Da finde ich mich schon durch. Alsdann in der Geometrie die gesamte Elementargeometrie, geometrische Konstruktionsaufgaben und Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Das wird auch schon gehen. Dann in der Trigonometrie die Erklärung der Funktionen, die Entwicklung und Anwendung der trigonometrischen Formeln und die Berechnung geradliniger Figuren sowie der Kreisabschnitte. Hierin muß ich noch etwas nachhelfen und ebenso in den Anfangsgründen der Stereometrie, die auch verlangt werden."

„Nun, und was wird in den andern Fächern verlangt?"

„In der Physik die allgemeinen Eigenschaften der Körper, die Elemente der Mechanik, der Lehre vom Schall, vom Licht, der Wärmelehre und der Lehre von der Elektrizität. Im Französischen geläufiges Lesen und Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt; grammatikalisch-etymologisches Analysieren französischer Sätze und Kenntnis der Syntax. Im Englischen geläufiges Lesen und Übersetzen wie im Französischen und

einige Fertigkeit in der grammatikalischen Analyse. Endlich im Zeichnen Anfertigung einer Freihandzeichnung."

„Das ist schon ein ganzer Haufen. Und du glaubst wirklich darin durchzukommen?"

„Ja, das hoffe ich."

„Nun, mein Junge, ich will grundsätzlich nichts dagegen einwenden, daß du Seeoffizier wirst. Vielleicht und hoffentlich wird ja gerade die strenge Zucht, hinsichtlich deren du dir wohl seltsame Illusionen machst, gerade deinem Temperamente wohltun, und ich glaube selbst, daß ein Windhund wie du in der Jurisprudenz wenig am Platz ist. Vor allem und zunächst jedoch werde ich mich vergewissern, ob dein Bericht über deine Entfernung von Neustadt wahrheitsgetreu ist. Wir beide werden also gemeinsam heute noch nach Neustadt zurückfahren, du bittest den Herrn Rektor um Verzeihung und . . ."

„Nach Neustadt? Um Verzeihung bitten?" fragte Otto erblassend.

„Ja, was dachtest du denn? Willst du etwa ohne Abgangszeugnis in die Marine treten? Da würden deine zukünftigen Vorgesetzten ein schönes Gesicht machen."

„Daran hatte ich nicht gedacht."

„Du mußt doch, da du in der Unterprima sitzest, ein Zeugnis erhalten, das dir das Examen schon einigermaßen erleichtert."

„Oh, lieber Vater, nach Neustadt zurückzukehren, das wäre mir schrecklich!"

„Das glaube ich schon. Gerade deshalb kehrst du zurück. Das wird deine gerechte Strafe sein. Bildest du dir ein, wie eine Katze vom Taubenschlag verschwinden zu können? Aus dem Hause zu verschwinden, dessen heilsame Zucht du nicht aushalten wolltest? Weit gefehlt! Das lasse ich dir nicht durch, ebensowenig wie dir die Marinebehörde es durchlassen würde, wenn du ohne Schulzeugnisse eintreten wolltest."

Otto war ganz erstarrt. Er malte es sich aus, wie sehr blamiert er dastehen würde vor dem Rektor, vor der Tante, vor den Mitschülern. Der Gedanke, nun doch zu Kreuze kriechen zu müssen, während er dem Onkel so trotzig gegenübergetreten war, demütigte ihn zu sehr. Und nun gar Gretchen! So poetisch, von so erhabener Tragik war sein Abschied gewesen! Mit der Aussicht in eine große, heldenhafte Zukunft war er von ihr gegangen, und nun sollte Gretchen ihn vielleicht mit den Schulbüchern wiedersehen, sollte davon hören, daß er wieder im Städtchen sei und seine Strafe verbüße.

„Ach, bitte, bitte, lieber Vater!" sagte er.

Aber der Vater zeigte sich unerbittlich.

„Wenn du in den kaiserlichen Dienst treten willst, mein Junge," sagte er, „so mußt du dir zunächst das richtige Pflichtgefühl angewöhnen und dich in die Auffassung hineinleben, daß kein richtiger Mann seinen Posten verläßt, ohne abgelöst zu sein. Du bist ja ein Deserteur! Deserteure kann der Kaiser nicht gebrauchen."

Otto dachte an die Ermahnung der alten Köchin, den Vater nicht in Aufregung zu bringen. Er sah, wie sehr er sich die Sache zu Herzen nahm. Darum schluckte er jede fernere Entgegnung und Bitte, die ihm noch auf der Zunge schwebte, herunter. Aber er war sehr unglücklich, und nachdem sein Vater zu seinen Geschäften gegangen war, saß er still und traurig da. Still und traurig verlief das Mittagessen an der kleinen Tafel mit den zwei Gedecken.

Inzwischen hatte sich jedoch der Bankdirektor die Sache auch überlegt, von Zeit zu Zeit leuchtete ein Strahl väterlicher Liebe in seinen Augen auf, wenn er zu dem einzigen Sohn hinübersah, der so in sich gekehrt und ohne den gewohnten Appetit auf seinen Teller blickte. In Wahrheit kam es ihm gar nicht unerwünscht, daß Otto zur Marine gehen wollte. Er war der Ansicht, daß eine gute Karriere im Flottendienst zu machen sei.

„Heute paßt es mir noch nicht, ich habe zu viel zu tun, um zu reisen," sagte er endlich. „Vielleicht kommen wir morgen dazu."

Otto blickte auf. Seines Vaters Stimme klang sanfter als diesen Morgen.

„Und dann," fuhr der Vater fort, „habe ich die Absicht, zunächst allein hinüberzufahren. Wenn ..."

Otto erhob sich, ging mit Tränen in den Augen hin und küßte dem Vater die Hand.

„Na, laß nur, mein Junge," sagte dieser. „Ich weiß ja, daß du ein gutes Herz hast. Nur gar zu leichtsinnig bist du. Ich will also zunächst allein

zum Rektor gehen. Finde ich, was ich voraussetze, daß deine Darstellung der Sache den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, so will ich mich bemühen, dem Herrn Rektor deinen unbesonnenen Streich in möglichst mildem Lichte darzustellen, will ihn in deinem Namen um Verzeihung bitten und versuchen, ein möglichst gutes Abgangszeugnis für dich zu erhalten. Verschweigen läßt es sich freilich nicht, daß du durchgebrannt bist, und dieser Umstand wird immer einen bösen Flecken in der Rubrik Betragen bilden. Hoffen wir nur, daß das nicht überhaupt ein Hindernis für deine Aufnahme als Seekadett bildet. Und hoffen wir auch, daß das Gymnasium sich überhaupt bereitfinden läßt, dir ein Abgangszeugnis auszustellen. Denn wenn wir hier scheitern, so mußt du eben die Folgen deiner Unbotmäßigkeit tragen und mußt sie als gerecht anerkennen.

---

11 Umwälzung

In der Jugend ist jung sein leicht,
Schwerer und schöner, wenn's Haar sich bleicht.
Franz Horn

Beim Rektor Schückelmeyer war Ottos Verschwinden bemerkt worden, als das Mädchen ihm Frühstück ins Gefängnis bringen wollte und der Rektor aufschloß, um das Frühstück mit einer Strafrede einzuleiten, die in der Form eines Morgengebetes erscheinen sollte. Das Zimmer war leer, die Lampe stand ausgebrannt auf dem Tisch, das

Fenster war offen, und die Spuren des Fluchtweges zeigten sich draußen in dem Rosenbehange. Zorn, Bestürzung und Verwunderung waren groß im Hause, doch bemerkten die Damen wie die Zöglinge, daß des Rektors Zorn nicht so groß und fürchterlich war, wie sie erwartet hatten. Der Rektor hielt sich merkwürdig gelassen, es war, als ob in seiner Brust noch andre Interessen lebten, die den Eindruck der Flucht nicht zu unumschränkter Herrschaft über seine Stimmung kommen ließen.

Am Nachmittag verschwand der Rektor. Er blieb ungewöhnlich lange weg, und als er am Abend wiederkam, erschien er allen höchst seltsam. Mit bezeichnenden Blicken stießen die Tante und die Nichten einander an. Der Onkel war wie verklärt und dabei auffallend zerstreut. Sein Gebet atmete eine Friedfertigkeit und ein Vertrauen zu der Güte Gottes, die wenig zu der Lage der Dinge zu passen schienen, und beim Vaterunser vergaß er die Bitte um das tägliche Brot und geriet infolgedessen in eine ungewohnte Verwirrung.

Als seine Schwester ihm erzählte, der Bruder sei dagewesen und habe seine Ernennung zum fürstlichen Leibarzt mitgeteilt, lächelte er nur und machte eine geheimnisvolle Miene.

Allen kam es so vor, als ob besondere Dinge im Werk seien, aber am folgenden Tag ereignete sich etwas, was größer und erstaunlicher war als alles Erwartete. Der Rektor verschwand um elf Uhr morgens, und als er um ein Uhr, gerade zur Zeit des Mittagessens, zurückkehrte, kam er nicht allein.

Er fuhr in der Equipage der Baronin von Rosencron vor, und neben ihm saß eine Dame. Diese Dame hob er aus dem Wagen, scheuchte mit einer Bewegung der Hand die neugierigen Zöglinge vom Fenster und aus der Tür und führte dann strahlenden, obwohl befangenen Antlitzes seine Begleiterin in den Salon.

Hier saßen vereint die Tante und die Nichten. Sie blickten auf. Sie sahen den Rektor, und sie sahen starren Auges auf die schlanke Dame mit den braunen, sanften Augen und blassen Wangen, das Ehrenfräulein Ihrer Durchlaucht. Ungewöhnlich einfach war das Fräulein von Puntorf gekleidet und beinahe nicht wiederzuerkennen, da sie ihr braunes Haar glatt nach beiden Seiten gestrichen hatte und ihre hohe Stirn ganz unbedeckt und glänzend zeigte.

„Meine Lieben," sagte der Rektor mit etwas zitternder Stimme, „hier habe ich das Glück, euch meine verlobte Braut vorzustellen. Nehmt sie mit freundlichem Sinn in Christi Namen als unsre neue liebe Schwester und zukünftige Herrin des Hauses auf."

Die drei Damen wuchsen mit gespenstischer Feierlichkeit von ihren Sitzen empor, und ihre Miene hielt die Bewegung der Braut auf, die schon mit ausgestreckten Händen auf sie zueilen und sie umarmen wollte.

„Bruder," sagte die Frau Superintendentin mit eisigem Ton, „wenn du es für gut hältst und vor Gott verantworten kannst, daß du in deinen alten

Tagen noch eine zweite Ehe eingehst, so hast du meinen Segen und meinen Glückwunsch im Namen unsers lieben Heilands, dessen verzeihender Gnade wir ja alle bedürfen."

Damit wandte sie sich ab und schritt gemessen zur Tür hinaus.

„Auch unsern Glückwunsch, Onkel, im Namen Jesu Christi!" sagten die Nichten und wandten sich gleichfalls ab. Wie wandelnde Statuen gingen sie hinter ihrer Mutter her.

Der Rektor errötete über das ganze Gesicht und war so verwirrt, daß er keine Worte finden konnte, um dies Benehmen vor seiner Braut zu entschuldigen. Diese aber verlor durchaus nicht die Fassung.

„Du darfst ihnen das nicht übelnehmen, Robert," sagte sie. „Sie fürchten, ihren Einfluß im Hause zu verlieren. Aber sei ganz unbesorgt. Was an mir liegt, soll gewiß geschehen, um den Frieden aufrechtzuerhalten."

Der Rektor küßte ihr dankbar die Hand und führte sie dann im Hause umher, um ihr alles zu zeigen und sie um ihren Willen zu fragen. Denn alles, so sagte er, solle so eingerichtet werden, wie sie es bestimme. Das Fräulein von Puntorf aber, in guter Schule erzogen, antwortete sehr diplomatisch und sprach keine bestimmten Wünsche aus. Sie sagte sich, daß doch zunächst die Frage der drei Feindinnen zu lösen sein würde, wollte diesen Punkt aber nicht erörtern.

Um so mehr ging das Benehmen der Verwandten dem Rektor im Kopf herum. Er blieb

nicht zum Mittagessen, sondern fuhr mit seiner Braut zur Baronin, speiste dort und kehrte alsdann, einen Sturm des Unwillens und energischer Entschlüsse in der Brust, nach Hause zurück.

„Ich möchte mit euch sprechen," sagte er zur Schwester und zu den Nichten. „Was war das für ein seltsamer Empfang, den ihr meiner Braut heute habt angedeihen lassen? Wollt ihr . . ."

„Lieber Bruder," warf ihm die Frau Superintendentin ein, ohne ihn aussprechen zu lassen, „findest du nicht auch, daß das Wort in deinem Munde höchst seltsam klingt?"

„Welches Wort?"

„Du sprachest von deiner Braut. Eine Braut! In deinen Jahren! Findest du nicht, daß das etwas Verletzendes hat, daß es geradezu lächerlich ist? Deine Braut!"

Der Rektor runzelte die Stirn.

„Willst du nicht so freundlich sein, mir anzugeben, inwiefern das verletzend und lächerlich ist?"

„Das ist doch wohl nicht nötig, lieber Onkel," sagte Elisabeth. „Das fühlst du doch gewiß selbst."

„Die Mama hat nur ausgesprochen, was alle andern Leute davon denken werden," fügte Anna hinzu.

„Ein Mann in deinen Jahren!" fing die Frau Superintendentin wieder an. „Du mußt doch selbst fühlen, wie unpassend das ist, sonst würdest du dir deinen grauen Bart nicht haben färben lassen. Du hast wohl nicht bedacht, was die Heilige Schrift über die grauen Haare sagt! Sie sind eine Krone

des Alters. Wie du dein Anstellen mit wahrhaft christlichem Lebenswandel vereinigen willst, das verstehe ich nicht."

Der Rektor wurde abwechselnd rot und blaß.

„Bildet ihr euch ein, mir Vorschriften in meinem eignen Hause und gute Lehren geben zu können?" rief er.

„Wir wissen, daß dies dein eignes Haus ist, lieber Bruder. Glücklicherweise bin ich so gestellt, daß ich nicht nötig habe, dir zur Last zu fallen. Und was meine Mädchen betrifft, so sind sie durch Gottes Gnade imstande, auch ohne dich ihr Brot zu erwerben, wenigstens teilweise. Meine kleine Pension und die Zinsen, die ich von meinem kleinen Kapital genieße, werden genügen, uns dreien weiterzuhelfen, wenn der Aufenthalt hier bei dir uns durch deine Aufführung unmöglich gemacht wird. Wirklich, lieber Bruder, eher hätte ich alles andre erwartet, als daß du in deinen alten Tagen noch auf solche Torheiten verfallen würdest."

„Noch dazu eine Adlige!" setzte Elisabeth hinzu. „Wie das wohl zusammenhängt!"

„Vielleicht ist es Liebe!" sagte Anna.

„Ihr seid sehr rücksichtsvoll, sehr zart," entgegnete der Rektor, vor Zorn bebend. „Niemals habe ich mir große Illusionen über euch gemacht, aber daß ihr in solcher Weise euer wahres Gesicht zeigen würdet ... laß mich ausreden!" rief er, als seine Schwester ihn hier unterbrechen wollte. „Ich habe euch bei mir aufgenommen, weil ich erwartete, daß es euch selbst zum Segen und mir

zur Freude gereichen würde. Aber anstatt mir das Leben zu verschönern und euch selbst nützlich zu machen, habt ihr euch völlig egoistisch nur um eure eignen Interessen bekümmert und seid unnütze Glieder des Haushalts gewesen. Ihr ..."

„Das ist doch stark! Bedenke, was du sprichst!" rief die Frau Superintendentin gellenden Tones. „Die Mädchen ..."

„Die Mädchen haben keine Lust zuzugreifen und sind eingebildete Närrinnen! Anstatt sich um Küche und Keller und um den Garten zu bekümmern, wollen sie sich mit Wissenschaft blähen, wovon sie ebensowenig eine Ahnung haben wie vom Kochtopf. Eine Schar schmutziger Bälger haben sie ins Haus gelockt und tun sich groß damit, sind stolz und rümpfen die Nase über andre Frauenzimmer, die das tun, was Gott dem Weibe vorgeschrieben hat, nämlich dem Hause ordentlich vorstehen. Aber wie kann man dem Hause vorstehen, wenn man bis neun Uhr morgens im Bett liegt und am Tag schlampig umhergeht? Das ist kein Christentum! Wenn ihr auch in der Kirche die Ersten seid und ..."

„Du greifst also auch ihre Frömmigkeit an!" rief seine Schwester.

„Meine Liebe, die wahre Frömmigkeit fängt mit Pflichterfüllung an. Warum sind die Mädchen denn sitzengeblieben? Die Männer sind nicht so dumm, die haben eine feine Nase. Wenn jetzt so viele alte Jungfern herumlaufen, so kommt es daher, daß die Mädchen nicht so sind, wie sie sein

sollten. Ein frisches, wirtschaftliches Mädchen kriegt noch immer einen Mann, aber vor einer anspruchsvollen, faulen Trine scheut sich ein jeder, und ..."

„Dein Poltern und Schimpfen verdeckt sehr schlecht dein böses Gewissen!" rief seine Schwester dazwischen.

„Und du selbst, Schwester, frage dein eignes Gewissen, ob es dir bezeugen kann, du seiest mir gewesen, was du mir hättest sein sollen! Hat nicht gerade dein Verhalten täglich wieder den Wunsch in mir wachgerufen, eine tüchtige Hausfrau an der Spitze des Hauswesens zu sehen. Hast du ..."

„Du willst wohl behaupten, das Bedürfnis nach einer tüchtigen Wirtschafterin hätte dich veranlaßt, an eine zweite Heirat zu denken! Da bist du schön angekommen mit dem adligen Ehrenfräulein. Aber ich kenne dich besser, Robert, deine Heuchelei durchschaue ich noch. Pfui!"

„Und wenn ich auch weiter gar keinen Gewinn davon hätte, als dich und deine Brut aus dem Hause los zu werden ..."

Hier unterbrach ein starkes Klopfen die Rede des Rektors. Rücksichtsvoll war das Dienstmädchen nicht ohne weiteres eingetreten, sondern meldete erst, als die Tür geöffnet wurde, daß ein Herr da sei, der den Herrn Professor zu sprechen wünsche.

„Bankdirektor Gerding" las der Rektor auf der Visitenkarte.

„Ich habe den Herrn in die Bibliothek geführt," sagte das Mädchen.

„Gut, ich komme sofort. — Und ihr," fuhr der Rektor, zu den Damen gewendet, fort, „werdet mir nur einen Gefallen erweisen, wenn ihr euern Entschluß, mein Haus zu verlassen, recht bald ausführt."

Bankdirektor Gerding war erstaunt, heute in dem Professor Schückelmeyer einen ganz andern Mann wiederzuerblicken als vor einigen Tagen. Mit geröteten Wangen und blitzenden Augen, mit schnellem, festem Schritt trat der Rektor ein, der so salbungsvoll in Magdeburg gewesen war.

„Sie werden sich schon denken können, Herr Professor, weshalb ich komme. Es ist leider eine sehr betrübende Veranlassung," sagte Herr Gerding, „daß mein Sohn sich in so unerhörter Weise ..."

„Bitte, Herr Direktor, bitte, behalten Sie Platz. Sehr erfreut, Sie zu sehen. Ihr lieber Sohn Otto, ja freilich, er hat uns unerwarteterweise verlassen. Also er ist bei Ihnen. Das dachte ich mir. Freut mich, daß er sich gleich in die Arme des Vaters geworfen hat."

Herr Gerding war verwundert. Der Rektor schien von so wichtigen Angelegenheiten beschäftigt zu werden, daß Ottos Entweichen nur noch eine Nebensache war.

„Sie sind mit Recht sehr erzürnt, Herr Professor. Im Namen meines Sohnes bitte ich recht dringend und herzlich um Verzeihung ..."

„Bitte, bitte, Herr Direktor," sagte der Rektor, ihn unterbrechend, „junge Leute, heiße Köpfe! Es war unbesonnen von Otto, aber man muß der-

artige Jugendstreiche nicht zu ernst nehmen. Da gibt es ganz andre Sachen, die ..."

Er hielt inne. Schon war er im Begriff gewesen, über seine Familiensorgen sein Herz auszuschütten. Er mußte sich Mühe geben, an Otto und dessen Vater zu denken, denn seine Seele kehrte immer wieder in den Salon zurück und zankte mit den drei zärtlichen Verwandten, schweifte dann auch zu Marie von Puntorf ab und ward infolgedessen von freudigem Glück und von Zorn hin und her gerissen.

„Ich bin sehr erfreut, daß Sie so milde urteilen, Herr Professor. Gleichwohl bin ich sehr unzufrieden mit meines Sohnes Betragen. Ja, ich möchte sagen, daß ich ihn um so härter verurteilen muß, je mehr ich mich überzeuge, in welcher liebevollen Obhut er hier gestanden hat."

„Ja, ja, freilich," sagte der Rektor. „Was an mir lag — aber wir wollen die Sache nicht zu tragisch nehmen. Ist Otto wieder mit zurückgekommen?"

„Nein, vorläufig bin ich allein hier. Doch hängt es allein von Ihnen ab, Herr Professor, ob Otto zurückkehrt oder bei mir in Magdeburg bleibt. Sein Wunsch ist nämlich, das anfänglich beabsichtigte Studium aufzugeben. Er will zur Marine gehen. Nun aber ..."

„Zur Marine! Ah, er will zur Marine gehen! Sehr gut, sehr gut! Sich dem Dienste des Vaterlandes zu weihen, ist die schönste Aufgabe für einen Jüngling."

„Es freut mich ungemein, Herr Professor, daß sein Vorhaben Ihren Beifall hat. Um jedoch zur

Aufnahme angemeldet zu werden, bedarf Otto zunächst eines Abgangszeugnisses. Nun fürchtet er mit Recht, daß die Art und Weise seines Abgangs, dieses strafbare Ausreißen, das er mir reumütig eingestanden hat, Schwierigkeiten hinsichtlich des Zeugnisses hervorrufen und ..."

„Schwierigkeiten? Gar nicht!" sagte der Rektor. „Wir wollen mit den jungen Leuten nicht so streng ins Gericht gehen. Da könnte man mit ganz andern — ich meine, ein unbesonnener Jugendstreich soll nicht durch meine Schuld zu einem Verbrechen aufgebauscht werden, das dem jungen Menschen seine Laufbahn verderben könnte. Otto ist ein tüchtiger Schüler gewesen, hat einen offenen Kopf, ein gutes Herz — ein bißchen oben hinaus, ein bißchen leichtsinnig — aber im ganzen so, daß wir ihm ein gutes Zeugnis ausstellen können. Und was sein Ausreißen betrifft, so wollen wir so tun, als ob das nicht gewesen wäre. Mein Gott, man hat zuweilen selbst Lust ..."

Der Rektor räusperte sich und verschluckte das Ende des Satzes.

---

12 Großes Leid

> Schau hinunter
> Mit ernsten Augen in die heil'ge Tiefe!
> Oelenschläger

Otto saß in tiefen Gedanken und ziemlich melancholisch in seines Vaters Wohnung, in demselben Zimmer, wo er in früheren Jahren schon gewohnt

und seine Schularbeiten gemacht hatte. Der „Livius“ lag vor ihm, und er hatte die ihm wohlbekannte Charakteristik wieder gelesen, die der große Historiker von Hannibal entwirft. Außerdem lag ein Werk über Seewesen vor ihm, und er hatte die Zeichnungen von Schiffen, Maschinen und Ankern betrachtet. Über dem allen waren seine Gedanken zu Gretchen zurückgewandert, und er hatte die blonde Locke geküßt, die er als sein kleines Heiligtum in einem Stück Seidenpapier immer auf dem Herzen in der Brusttasche seines Rockes trug, hatte auch ein zärtliches Gedicht angefangen, das von Sehnsuchtsschmerzen erfüllt war. Aber an Gretchens Bild hatte sich das Bild des Rektors und des Gymnasiums angeschlossen und ihn mit bösen Ahnungen erfüllt. Sicherlich war der Rektor schwer erzürnt, und die Folge davon würde sein, daß ihn sein Vater zurückschickte. Das unglückselige Abgangszeugnis, gewiß, ohne dieses konnte er nicht weitergehen auf seinem Lebenspfade, konnte die Lebensbahn des Seehelden nicht beschreiten. So kehrten seine Gedanken wieder zu Hannibal zurück, für den er schwärmte. Livius sagte, daß zu den großen Tugenden dieses Helden, zu seiner Tapferkeit und Umsicht in der Schlacht, seiner Mäßigkeit, seiner Standhaftigkeit, seiner unbesieglichen Kriegskunst, sich große Fehler gesellten: Grausamkeit, Hinterlist, Treulosigkeit. Und in des Jünglings Gedanken entwickelte sich ein Bild des karthagischen Feldherrn, das auch in seinen dunkeln Seiten viel Anziehendes für ihn bot. Die punische Schlauheit,

so sagte er sich, würde auch ihm vielleicht not tun. Er wollte nicht nach Neustadt zurückkehren, er fragte sich, was wohl Hannibal in seiner Lage getan haben würde. So unendlich weit auch der gute, gerade, ideale Sinn des deutschen Jünglings entfernt war von der Gemütsart des stahlharten Afrikaners, jetzt führte ihn seine Einbildungskraft auf allerhand abenteuerliche Wege, die der Sohn des Hamilkar gewiß an seiner Stelle gegangen sein würde.

Da fuhr eine Droschke vor dem Hause vor, er blickte aus dem Fenster und eilte alsbald hinaus und die Treppe hinunter, denn er sah die beleibte Gestalt und das rötliche Antlitz seines Vaters aus dem Wagen hervorkommen.

„Nun, Vater?" fragte er mit ängstlichem Blick, während das Herz ihm pochte.

Der Vater nickte ihm freundlich zu, und erleichtert atmete Otto auf.

„Du Schlingel hast mehr Glück als Verstand," sagte ihm der Vater, als sie die Treppe hinaufstiegen. „Der Herr Rektor ist voll Nachsicht und Güte. Ich bringe dir das Abgangszeugnis mit."

Otto konnte einen Jubelruf nicht unterdrücken.

Als sie aber oben angekommen waren, ließ sich der Bankdirektor schwerfällig in einen Lehnstuhl sinken.

„Mir ist gar nicht recht wohl," sagte er. „Rufe Kathrine herein, sie soll mir eine Limonade bringen."

Erschrocken sah Otto das erhitzte Gesicht und die trüben Augen seines Vaters. Er bestellte das Verlangte und kehrte zurück.

„Es ist nur Kopfschmerz," sagte der Vater tröstend, als er Ottos Besorgnis sah. „Das habe ich in der letzten Zeit öfters gehabt."

Aber sein Befinden verschlimmerte sich im Laufe des Abends, Kathrine machte ein bedenkliches Gesicht, und endlich, als der Kopfschmerz sich immer mehr steigerte, wurde der Arzt geholt. Dieser verschrieb etwas und verordnete völlige Ruhe und Enthaltsamkeit von Geschäften.

„Glauben Sie, daß es bedenklich ist?" fragte ihn Otto im Vorzimmer.

„Ihr Herr Vater ist in vorgerückten Jahren und hat mehr gearbeitet, als für sein Alter empfehlenswert ist," sagte der Arzt. „Ich denke, es wird nervöser Natur sein, wie denn heutzutage sehr oft infolge von geistiger Überbürdung nervöse Leiden auftreten. Wir wollen beobachten, ich komme morgen früh wieder. Aber Besorgnissen brauchen Sie sich vorderhand noch nicht zu überlassen."

Es ging nicht so gut, wie der Arzt gehofft hatte. Ein langwieriges Leiden entwickelte sich unter verwickelten Erscheinungen. Weder am folgenden Tage noch im Laufe der ganzen Woche durfte der Bankdirektor das Bett verlassen, und als er hierauf einmal aufgestanden war und ohne Wissen des Arztes wichtige Papiere durchgesehen hatte, verschlimmerte sich sein Zustand über Nacht. Sein Krankenlager währte monatelang.

Otto war oft außer sich. Er klagte sich der alten Kathrine gegenüber der Schuld an seines Vaters Krankheit an und wollte nur schwer auf

ihre Trosteworte hören. Wenn sie ihm sagte, daß sein Vater schon lange den Keim seines Leidens in sich getragen habe und daß über kurz oder lang derselbe Zustand eingetreten sein würde, so erwiderte er, daß er sich doch Vorwürfe zu machen habe, weil er die Ursache der letzten Aufregung und der unglücklichen Reise nach Neustadt gewesen sei, wobei sein Vater sich verdorben habe. Tag und Nacht war er auf den Beinen, um dem Kranken zur Hand zu sein. Denn wenn auch der Vater nicht zugeben wollte und ihm ausdrücklich verbot, daß er die Nacht wache, wenn auch der gesunde Schlaf seines jugendlichen Alters ihn mehr beherrschte, als er selbst wußte, so hatte er sich doch heimlich sein Lager auf dem Sofa im Vorzimmer gemacht und erschien, sobald ein Geräusch im Krankenzimmer ihn weckte. Die Hauptpflege fiel der guten, treuen Kathrine zu, aber Otto erleichterte ihr den Krankendienst. Eine Wärterin anzunehmen war nicht geraten, da das den Kranken beunruhigt haben würde, der sich immer in der Hoffnung wiegte, seine Krankheit sei ungefährlich und werde in der nächsten Zeit weichen.

Bei alledem versäumte Otto seine Studien nicht. Er arbeitete tagsüber eifrig und bereitete sich für das Examen mit um so größerem Fleiß vor, als er nicht in der Stimmung war, mit alten Freunden und Verbindungsgenossen Bierlokale aufzusuchen.

So ging das Weihnachtsfest ohne Sang und Klang vorüber, und Neujahr rückte heran. Otto

hatte anonym ein Gedicht an Gretchen geschickt und einen kleinen Tannenzweig beigelegt. Er brauchte seinen Namen nicht hinzuzuschreiben. Gretchen würde schon wissen, von wem es kam. Er wollte auch seinen Namen nicht nennen, damit Gretchen nicht vielleicht Unannehmlichkeiten hätte. Aber eine Antwort hatte er nicht erhalten. Nun kaufte er eine schöne Gratulationskarte, eine Winterlandschaft in vergoldetem Rahmen und mit Silberstaub bestreut. Diese trug er am Nachmittag des letzten Jahrestages zur Post. Mit sehnsüchtig bewegtem Herzen kehrte er durch die winterlichen Straßen nach Hause zurück. Im Licht der Straßenlaternen glänzte der frische Schnee, hier und dort kam ein klingelnder Schlitten an ihm vorbei, und er dachte an die schöne Sommerszeit in Neustadt, wo er Gretchen unter grünenden, blühenden Bäumen gesehen hatte. So lange war das schon her, und er hatte nichts von ihr vernommen. Aber er zweifelte deshalb doch nicht an ihrer Treue und Liebe. Wenn sie auch seinen Weihnachtsgruß nicht erwidert hatte — der Verlobungskuß lebte auf seinen Lippen und in seinem Herzen, und er hoffte auf die Zukunft. Er sollte ja nun zur Marine gehen, er wollte sich auszeichnen, wollte große Dinge vollführen, und lebhafter als je sah er sich in der Marineuniform vor Gretchens Vater stehen, der segnend seine Hand ausstreckte.

So kehrte er mit vollem, warmem Herzen nach Hause zurück und ging sogleich ins Krankenzimmer, um nach seinem Vater zu sehen. Eine günstige

Veränderung schien mit diesem vorgegangen zu sein. Während er die letzte Zeit verdrießlich und schweigsam dagelegen und sich nur um seine körperliche Pflege bekümmert, sonst aber in dumpfem Brüten an fast gar nichts teilgenommen hatte, war er heute abend überraschend aufgeweckt. Auch seine Farbe und sein Aussehen hatten sich verändert. Die Röte seines Gesichtes war gewichen, und seine Augen blickten klarer.

„Komm näher zu mir, mein Sohn," sagte er mit deutlicher Stimme.

Otto trat nahe an das Bett.

„Lege mir noch ein Kissen unter, daß ich höher sitze."

Otto schob ein Kissen unter seinen Rücken, und der Kranke saß nun beinahe aufrecht. Er faßte des Sohnes Hand in seine Rechte, und dieser fühlte, daß des Vaters Hand kühl und feucht war.

„Mein guter Junge, mir ist heute so eigen zumute," sagte er mit klarem, festem Ton. „Mir ist, als ob ich aus einem langen Schlafe aufgewacht wäre."

„Du wirst wieder gesund, lieber Vater," sagte Otto.

Der Vater lächelte.

„Ja, ich werde gesund," antwortete er, „aber nicht so, wie du meinst. Heute weiß ich, daß es mit mir anders steht, als ich gedacht habe. Ich dachte während meiner Krankheit, daß ich im neuen Jahr wohl wieder besser werden würde, aber heute fühle ich, daß ich sterben muß."

Eiskalt fielen diese Worte auf des Jünglings Herz, und er glaubte, daß ihm der Puls stillstehen würde. Er konnte kein Wort erwidern, denn zu feierlich war ihm der Augenblick, als daß er Trostesworte hätte sprechen mögen.

„Ich habe in meinem Leben viel gearbeitet und mich abgemüht," fuhr der Vater fort, „und Arbeit und Mühe ist ja auch wohl die Aufgabe und Bestimmung des Menschen. Aber nun sehe ich, daß alles eitel und vergeblich ist, außer einem guten Gewissen. Gott möge mir verzeihen, was ich Übles getan habe, und möge mit meiner Schwachheit Gnade üben. Behalte das immer im Sinn, mein lieber Sohn, was dir dein sterbender Vater sagt. Recht tun ist die einzige wahre Klugheit. Du bist ein gutes Kind gewesen und hast mir viele Freude gemacht. Nur gar zu leichtsinnig und ungestüm bist du, aber das liegt wohl an deinen jungen Jahren. Bewahre dir dein gutes reines Herz und denke immer daran, daß Gott die Menschen liebhat, wenn sie einen festen Willen zum Guten haben. Halte auch eine Regel fest in deinem Sinn, die ich immer als richtig erfunden habe: wenn du nicht weißt, ob du eine Tat tun oder sie lieber nicht tun sollst, so unterlasse sie."

Nachdenklich schwieg der Sterbende und schloß ermüdet die Augen.

Otto sank vor dem Bett auf die Knie nieder und drückte des Vaters Hand an seine Lippen.

„Nimm das Kissen wieder weg, das Sitzen wird mir schwer," sagte der Vater.

Otto gehorchte, und der Sterbende legte sich zurück und schien einzuschlummern.

Otto erhob sich leise und schlich hinaus, um zum Arzt zu schicken.

Der Vater atmete ruhig und langsam. Er schlummerte wirklich. Erst als der Arzt an das Bett trat, öffnete er wieder die Augen.

„Wie geht es, Herr Direktor?“ fragte dieser.

„Ich danke, lieber Doktor, es geht mir gut.“

Der Arzt betrachtete das stille Gesicht, das sich mehr und mehr entfärbte und einen gelblichen Ton annahm.

Otto stand so, daß ihn der Vater nicht sehen konnte, denn er weinte und wollte nicht, daß der Sterbende seine Tränen sähe.

Auch Kathrine stand im Hintergrund und weinte.

Aber der Sterbende fuhr mit den Händen auf der Bettdecke umher, als ob er etwas suche. Otto näherte sich und ergriff, indem er wieder niederkniete, die Rechte des Vaters.

Schwerer ward dessen Atem und ging allmählich in Röcheln über. Der Arzt blieb am Bett stehen, und es war ganz still im Gemach. Empfindungen, wie sie ihn noch nie bewegt hatten, erfüllten Ottos Seele. Vor der Erhabenheit dieser letzten Stunde des geliebten Vaters verschwanden alle übrigen Gedanken, und ihm war zumute, als blicke er in die Ewigkeit hinüber, wo alles Irdische nur als Tand erscheint.

Schwerer ward das Röcheln, nun noch ein Seufzer und ein Zucken.

„Es ist aus," sagte leise der Arzt.

Da brach die Fassung, die der Jüngling bis jetzt bewahrt hatte, ein lautes Schluchzen rang sich aus seiner Brust los, und er warf sich, aufgelöst von Schmerz, über des Vaters Leiche.

Von den Türmen tönte der Schlag der Mitternachtstunde, und die gehaltenen Töne eines Chorals, der den Beginn des neuen Jahres begrüßte, drangen, leise verhallend, in das Trauerzimmer.

Weihnachten zur See 13

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.
Schiller

Zwei Jahre sind vergangen. S. M. Kreuzerfregatte „Hermione" fuhr mit gutem Wind in den Gewässern des Großen Ozeans nahe dem Wendekreise des Steinbocks dahin, hatte Tahiti passiert und näherte sich den Inselgruppen, die unter den Namen Samoainseln oder Schifferinseln zusammengefaßt werden. Die „Hermione" war ein schönes Schiff, vollgetakelt, mit einer Batterie unter Deck und einer Batterie auf Deck und mit vierhundert Mann Besatzung. Zwölf Seekadetten befanden sich an Bord und unter diesen Otto Gerding.

Er hatte sein Examen zum Kadetten glücklich bestanden, dann sein halbes Jahr auf dem Kadettenschulschiff und sein halbes Jahr im Kadettenzötus der Marineschule zurückgelegt, hierauf sein Seekadettenexamen sehr gut bestanden und war nun-

mehr auf der großen zweijährigen Übungsreise, nach deren Beendigung er die erste Seeoffiziersprüfung ablegen sollte, um zum Unterleutnant zur See befördert zu werden.

Er war gewachsen, breit geworden und gebräunt. Wäre jemand dagewesen, der ihm hätte Komplimente machen mögen, so würde Otto wohl erfahren haben, daß er ein ungewöhnlich hübscher junger Mann sei, aber es fand sich niemand an Bord, der dazu geneigt gewesen wäre, und sein kleiner Spiegel wurde nicht befragt, reichte auch seinem Format nach nur eben hin, den Scheitel durch das dichte braune Haar zu ziehen und die Spuren eines keimenden Bartes zu verfolgen, der sich als zarter Flaum um Lippen und Wangen hinzog.

Die „Hermione" fuhr seit mehreren Tagen im Passat und nahe dem Wärmeäquator. Das war eine schöne Zeit für die gesamte Mannschaft und auch die Offiziere und Kadetten. Kein Segelsetzen, kein Segelbergen, kein Sturm, sondern eine gleichmäßige Fahrt und ein glücklicher Genuß von Licht und Wärme und aller Herrlichkeit der wunderbaren Natur des Ozeans. Nur daß es zuzeiten ein wenig zu warm wurde, denn es war die Weihnachtszeit und die mittlere Tagestemperatur betrug zwanzig Grad Reaumur.

Heute war heiliger Abend, und auch in der Kadettenmesse sollte das Fest feierlich begangen werden. Zu diesem Ende hatte der Kadett Heise als Messevorstand großartige Vorbereitungen in aller Heimlichkeit getroffen.

Nur Settko, der Koch, als treuer Verbündeter des Messevorstands, wußte darum, für die Kadetten war es eine große Überraschung, als sie diesen Abend in den festlichen Saal traten, wie Kadett Heise den Raum von neun Meter Länge und drei Meter Breite nannte, worin er selbst, der älteste und größte der Kadetten, noch eben aufrecht stehen konnte, ohne mit der Mütze an die Decke zu stoßen.

Auf der Tafel, die den Festsaal nahezu ausfüllte, waren zwölf Gedecke gelegt und auf jedem Teller lag eine kunstvoll gefaltete Serviette, frisch gewaschen. Servietten waren ein Luxus, den man sich seit sechs Wochen nicht gestattet hatte, aber in den Servietten steckten Speisekarten, deren Ausführung und Inhalt fast noch luxuriöser waren und alle mit staunender Erwartung erfüllten. Woher hatte der erfinderische Heise solche Gerichte genommen? Gab es doch nach so langer Seefahrt, soviel die Kadetten wußten, kaum noch mehr als Pökelfleisch, Erbsen und Bohnen, ranzige Butter und ähnliche Delikatessen an Bord.

Als erster Gang paradierte „Schildkrötensuppe mit Korallen nach der Beschaffenheit gleichströmenden Windes". Dieser lange Name erklärte sich daraus, daß Kadett Heise, wie er behauptete, Mitglied des allgemeinen deutschen Sprachreinigungsvereins war, der alle Fremdwörter, selbst aus den Speisekarten, verbannte. Als zweiter Gang erschien: „Kunstlende vom Rind, umgeben von Holsteiner Gemüse". Als dritter Gang: „Gemischtes Zer-

schnittenes von Schildkröte nach hinterindischer Art". Der vierte Gang war: „Künstliche Masthühner mit Kunsttrüffeln gefüllt, nach Pariser Art". Fünftens gab es: „Süße geeiste Mehlspeise, wie Nesselrode sie erfunden hat", und den Beschluß machte der „Nachtisch".

Doch nicht allein Gedecke und Speisekarten, sondern auch Gläser und verschiedene Flaschen Sherry und Madeira bedeckten die Tafel, ohne daß man zu fürchten brauchte, sie würden durch eine starke Bewegung des Schiffes hinabgeschleudert werden. Sanft und gleichmäßig wiegte sich die Fregatte auf der kaum bewegten Oberfläche des Meeres. Und inmitten der Tafel erhob sich das Bewundernswerteste: ein Tannenbaum. Zwar erwies sich dieser Baum bei näherer Betrachtung nicht als echt. Es war ein seltsames Gebilde aus Holzstäben und zerfaserten, grün gefärbten Tauenden. Aber um so mehr mußte die Geschicklichkeit des Künstlers anerkannt werden, der so etwas zustande gebracht hatte, und solche Anerkennung blieb auch nicht aus, als die Kadetten den Baum und die Tafel erblickten. In gehobener Stimmung nahmen sie auf den Bänken Platz, die längs der Kajütenwand den Tisch umgaben, und dachten, obwohl sie scherzten und lachten, doch mit innerlich feierlicher Stimmung an die echten Bäume daheim. So fern, so weit die liebe Heimat, die jubelnden Geschwister, die gütigen Eltern! Und in Ottos Herzen regte sich ein schmerzliches Gefühl. Weder Eltern noch Geschwister hatte er, und er dachte

zurück an die Zeit vor zwei Jahren, wo der Verlust des Vaters ihm gedroht hatte und das Fest so trübe verlaufen war. Auch an Gretchen dachte er. Wo mochte die Geliebte sein, wo mochte sie weilen? Niemals wieder seit jener Erklärung im Garten des Fensterguckers in Neustadt hatte er auch nur ein Wörtchen von ihr vernommen.

Die Schildkrötensuppe erschien, und sie war wirklich echt. Man staunte. Zwar konnte man sich die Sache erklären. Vor einigen Tagen hatten sich mehrere Schildkröten schwimmend in der Nähe des Schiffes gezeigt, ein Boot war zum Fange hinausgelassen worden, und der Steuermann Wolferding, ein gewiegter Fischer, war mit Beute zurückgekommen. Aber daß von den kostbaren Tieren auch ein Gericht in die Kadettenmesse gelangen würde, war nicht zu erwarten gewesen, das war ein Triumph der diplomatischen Gewandtheit Heises. Der zweite Gang erwies sich als ein großes Stück Pökelfleisch, mit brauner Mehlkruste überzogen, so daß es von weitem wie eine Lende aussah, und von grauen Erbsen umringt.

Da dieser Gang den Schwerpunkt des Festmahles in sich trug, erhob sich einer der Kadetten und brachte des Vorstands Gesundheit aus, indem er dessen Talent mit schmeichelhaften Worten hervorhob.

„Auch das Talent der Ausschmückung in jeder Weise müssen wir unserm geehrten Herrn Präsidenten zuerkennen, sagte der Kadett unter anderm, „denn mit dichterischer Freiheit hat er dem an sich

so vortrefflichen Gange der Schildkrötensuppe den Schmuck imaginärer Korallen hinzugefügt."

Kadett Heise erhob sich sogleich.

„Dem geehrten Herrn Vorredner meinen verbindlichsten Dank," sagte er. „Indessen gar zu schmeichelhaft war seine Anerkennung meiner geringen Leistungen in gewisser Beziehung, indem er nämlich von dem dichterischen Schmucke imaginärer — richtiger gesagt, eingebildeter — Korallen sprach. Wahrheit, strenge Wahrheit ist mein Wahlspruch, und schon mein Ahnherr, Gottlieb Heise, der beglaubigter, leider im Strom der Geschichte untergegangener dokumentarischer Nachricht zufolge unter Gottfried von Bouillon eine der Galeeren führte, worauf die Kreuzfahrer nach Palästina zogen — dieser Ahnherr hatte schon das Wort Wahrheit in der damals viel verbreiteten lateinischen Sprache, nämlich als veritas, der Gallionsfigur seiner Galeere auf den Schild geschrieben. Die Korallen nämlich waren in der Suppe. Die zarten Wesen haben sich zerkocht, aber sie haben der Suppe das Feinste ihres Wohlgeschmacks verliehen. Ich kann von einem so erhabenen Geist, wie mein geehrter Herr Vorredner ist, nicht erwarten, daß er in das niedrige Gebiet eines Kochtopfes hinabsteigt. Aber zu seiner Beruhigung will ich ihn versichern, daß ich es mir angesichts der veralteten Stammvoräte habe angelegen sein lassen, für frischen Nachwuchs zu sorgen und namentlich eine Mastanstalt für Korallen angelegt habe, die durch ihren pikanten rosafarbenen Geschmack noch manche Schüssel heben

sollen. — Lachen ist leicht," fuhr der Kadett achselzuckend fort, „aber eine gründliche Bekanntschaft mit den Naturgesetzen wird manchen ernst machen, der aus Unwissenheit lacht. Konzentrieren wir die Bedingungen, unter denen ein mikroskopisches Lebewesen fünf bis sechs Millionen Jahre gebraucht, um zur Größe eines Walfisches heranzuwachsen, auf einen Zeitraum von fünf bis sechs Tagen, so — aber was krame ich Wissenschaft vor denen aus, die lieber unwissend bleiben, die lieber lachen als lernen!"

Der dritte Gang erschien, wiederum ein Glanzpunkt des Mahles, echtes, wirkliches Ragout von Schildkröte, nur für einige Zungen gar zu stark mit den roten Schoten des hinterindischen Pfeffers gewürzt.

„Waren wirklich Korallen in der Suppe?" fragte einer der jüngeren Kadetten den neben ihm sitzenden Vorstand.

Kadett Heise sah ernsthaft in das arglose Gesicht des Jünglings, der sehr beliebt wegen seiner Gutmütigkeit, aber auch oft der Gegenstand übermütiger Scherze war.

„Ob wirklich Korallen darin waren? Und was sollte denn dem im Wege stehen?" fragte Heise erstaunt.

„Korallen sind doch so klein, daß man sie nicht sieht, sondern nur ihre harten Gehäuse kennt."

„Korallen sind klein? Natürlich, in der Jugend sind sie klein wie wir Menschen auch. Aber sie wachsen und sitzen dann groß und schön wie

Schläuche aus Gallert da und fangen sich ihr Futter. Sie bauen die Zacken und Zweige, welche von den Damen als Schmuck getragen werden, sie bauen ganze Inseln und die für die Schiffahrt gefährlichen Klippen, welche zu groß sind, um als Schmuck verwandt werden zu können. Nun wohl, ich sage nur, daß man diese Tiere einfangen und züchten kann. Es gibt eine natürliche Zuchtwahl, wie Ihnen aus Darwin bekannt sein wird, und so muß es auch eine künstliche geben. Ein Freund von mir, der Konsul in Palembang ist, hat in seinem Aquarium eine Koralle, die er so gut aufgefüttert und nach den Regeln der künstlichen Zuchtwahl behandelt hat, daß sie ihm alljährlich ein Gehäuse von sechs Zentimeter Länge und drei viertel Zentimeter Dicke baut, woraus er Broschen und Busennadeln anfertigen läßt. Rosaroter Schein, allerfeinste Sorte. In seinen Mußestunden schwimmt das Tier umher, und es hat sich gezeigt, daß es sehr musikalisch ist und namentlich die Flöte liebt. Mein Freund tritt oft an das Aquarium und bläst. Dann kommt das Tier hervor, läßt seinen Bau ruhen und hört zu. Ja, er will beobachtet haben, daß die Koralle selbst bestimmte, leicht ins Ohr fallende Melodien, wie zum Beispiel ‚Fischerin, du kleine', nachzupfeifen versucht. Die Stimme ist sehr zart, aber der Konsul versichert, in stillen Nächten oft die Melodie deutlich aus dem Wasser hervortönen gehört zu haben."

Inzwischen wurden die künstlichen Masthühner mit Kunsttrüffeln aufgetragen. Sie erwiesen sich

gleich der Rindslende als Gebilde von Pökelfleisch, die eine Füllung schwer erkennbarer Herkunft in sich trugen. Mehl, Rosinen und Muskatnuß schienen die wichtigsten Bestandteile der dunkeln Knollen zu sein.

„Heise hat heute wieder mal seinen guten Tag," sagte Otto zu seinem Nachbar.

Kadett Heise hatte diese Bemerkung vernommen.

„Es ist merkwürdig," fing er wieder an, „wie leicht sich Leute von geringer Erfahrung wundern. Während sie oft die größten Lügen so glatt hinunterschlucken, als ob es Austern wären, zweifeln sie an durchaus wahrhaften Darstellungen, sobald diese aus dem Rahmen ihrer Denkkräfte hinaustreten. Als ob das Meer uns schon alle seine Geheimnisse offenbart hätte!"

„Ich möchte wetten, Heise erzählt uns auch noch von Seeschlangen und Meermädchen!" rief ein Kadett.

„Von Seeschlangen habe ich noch nie erzählt und werde es voraussichtlich auch erst dann tun, wenn die Wissenschaft diesen bis jetzt dunkeln Punkt vollständig aufgeklärt haben wird. Was aber Meermädchen betrifft, so könnte ich gerade aus meinen Familientraditionen darüber einiges mitteilen, eine Geschichte, die meinem Großonkel passiert ist. Nur macht es kein Vergnügen, Geschichten zu erzählen, wenn man vorher weiß, daß sie nicht geglaubt werden. Ich will sie deshalb lieber für mich behalten."

„Oh, bitte, Heise, erzähle doch! Geniere dich

nicht! Wir wollen alles glauben!“ riefen mehrere Kadetten.

„Ja, das sagt ihr wohl, und nachher behauptet ihr doch, ich hätte aufgeschnitten. Gerade an dieser Geschichte, die ich im Sinn habe und die vollständig beglaubigt ist, haben immer solche Leute Anstoß genommen, die von der Größe und Mannigfaltigkeit der Natur keinen rechten Begriff haben. Meermenschen! Von jeher haben die alten Seefahrer, die dergleichen gesehen und berichtet hatten, Unglauben gefunden. Als ob es der Natur Mühe machen würde, ein dem unsrigen ähnliches Geschlecht im Wasser leben zu lassen! Daß das Meer etwa zwei Drittel oder, genauer bestimmt, zweiundsiebzig Prozent der Erdoberfläche einnimmt, also weit ausgedehnter als die Landfläche ist, das wissen sie. Aber daß in diesem ungeheuern Gebiete auch menschenähnliche, denkende Wesen leben sollten, kommt ihnen spanisch vor. Das ist eben die menschliche Überhebung, die alles nach dem eignen Maß mißt. Weil wir im Wasser ersaufen, bilden wir uns ein, im Wasser könnten keine Menschen leben. Aber es bedürfte doch nur einer andern Organisation der Lunge, um das Ding möglich zu machen! Daß das ganze Altertum in seinen Erzählungen von den Tritonen, Nereiden und Sirenen, von Proteus, Glaukos, Thetis, Nereus, Doris, von der Szylla und Charybdis seine Überzeugung von der Existenz der Meermenschen bekundet, das kümmert die gebildete Neuzeit nicht, die sich vorspiegelt, sie sei viel klüger als die Alten.“

„Furchtbar gelehrt bist du doch, Heise; aber erzähle deine Geschichte nur. Sie wird gewiß wahr sein!“

„Gelehrt! Was ich weiß, das müßtet ihr doch alle wissen. Haben wir doch alle den Marinezötus durchgemacht! Aber es gibt einige Geister, die das behalten, was man sie lehrt, und andre wieder, die es vergessen. Also, meine Familie ist eine alte hannoversche, und ihr wißt doch, daß Hannover ehedem in Personalunion mit England stand. Mehrere meiner Vorfahren haben in der englischen Armee und der englischen Marine gedient und so auch mein Großonkel, Hugh Heise, der in seinem vierzigsten Jahre britischer Postkapitän war. Der alte Herr kommandierte in den Jahren zwischen 1805 und 1807 eine Fregatte von vierundsechzig Geschützen; als er einst in Westindien Jagd auf französische Schiffe machte, warf ein desperater Franzose, den er enterte, Feuer in die Pulverkammer. Der Franzose ging in die Luft, das Feuer ergriff auch meines Großonkels Fregatte, das Schiff war nicht mehr zu retten, und als auch hier die Pulverkammer explodierte, fiel natürlich die ganze Bemannung ins Wasser. Mein Großonkel hatte gedacht, es sei mit ihm zu Ende, und nachdem er noch im Augenblick des Auffliegens ein Hurra auf Seine britische Majestät ausgebracht hatte, erwartete er nichts weiter vom Leben. Um so mehr war er erstaunt, als er, aus tiefer Betäubung erwachend, sich im Schatten einer Palme, auf weichem Sand liegend, fand. Er untersuchte alle seine Rund-

hölzer, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß nichts an ihm beschädigt war, blickte er umher. Da entdeckte er in der Entfernung von etwa zehn Schritt ein Wesen, das ihn mit großem Erstaunen erfüllte. Es war ein Geschöpf von grünlichem Teint und mit langen rötlichen Haaren, das dort saß und ihn aus großen, schönen blauen Augen anguckte. In einen Fischschwanz lief der Unterkörper nicht aus, hierin unterschied das Wesen sich von den bekannten Darstellungen der Meerjungfrauen, aber im übrigen erinnerte es meinen Großonkel ganz an die Erzählungen, die er von Meermännern und Meerweibern gehört und bis dahin auch nicht geglaubt hatte. Das Wesen hockte im Sand neben einer kleinen Tonne, die mein Großonkel sogleich als eine der Tonnen erkannte, worin auf seinem Schiff der Jamaikarum mitgeführt wurde. Das grünliche Weib hatte den Spund herausgezogen und eine röhrenförmige Muschel in so geschickter Weise angebracht, daß der Rum sachte herauslief. Sie fing mit einer andern, becherförmigen Muschel das Getränk auf und sog es mit augenscheinlichem Behagen ein, während sie zugleich meinen Großonkel freundlich ansah. Nun muß ich bemerken, daß mein Großonkel ein ungewöhnlich schöner Mann war, wie denn in meiner Familie überhaupt . . ."

„Natürlich!" riefen die Kadetten lachend. „Ungewöhnlich schön!"

„Wenn persönliche Eitelkeit meine Sache und an Bord eines Kriegsschiffes am Platz wäre . . ."

„Natürlich! Gewiß! Aber erzähle nur weiter!"

„Mein Großonkel also — aber ihr hattet mich unterbrochen, und da war ich herausgekommen. Nichts zerstreut einen Menschen mehr, wenn er ruhig sein Garn spinnt, als unpassende Einwürfe. Also mein Großonkel wunderte sich, daß das Meermädchen immerfort an dem Rumfasse sog, den Muschelbecher vollaufen ließ, dann den Daumen in den Muschelhahn steckte, bis es getrunken hatte, und so fortfuhr, ohne betrunken umzufallen. Schließlich stand er auf, ging hin und fragte das Mädchen, wo er sei und ob er ihr seine Rettung zu verdanken habe. Aber das Mädchen schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß es nicht verstehe. Er redete sie englisch, dann französisch, dann spanisch an, aber es nutzte nichts. Sie sah ihn nur mit einem schwermütigen Blick an, der ihm, wie er später oft erzählt hat, tief zu Herzen ging. Es soll ein ganz eigentümliches Leuchten in ihren Augen gewesen sein, ähnlich, wie man es beim Meerleuchten beobachtet, was denn darauf schließen läßt, daß die Elektrizität bei den Meermenschen eine noch größere Rolle als bei uns spielt. Doch verstand sie wohl, was meinem Großonkel not tat, denn sie bot ihm eine Muschel voll Rum an, und nachdem sie dann den Spund mit Seegras verstopft hatte, ging sie zum Meer und tauchte unter. Mein Großonkel fürchtete schon, sie würde nicht wieder erscheinen, aber sie blieb nur etwa zehn Minuten unter Wasser. Dann kam sie wieder herauf und brachte einen fein geflochtenen Korb mit, der

voller Austern war, die sie auch schon geöffnet hatte. Mein Großonkel aß und trank und erholte sich vollständig. Man könnte an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln, wenn nicht die Tatsache vorläge, daß mein Großonkel durch dieses Meermädchen gerettet worden ist. Sie versorgte ihn acht Tage lang mit Austern und mit Getränk, das sie aus dem Grund des Meeres hervorholte, nachdem die kleine Tonne geleert war. Denn manche von den Flaschen waren beim Untergang der Schiffe unversehrt niedergesunken. Wahrhaftig traurig war nach der Mitteilung meines Großonkels der Abschied, als endlich ein britisches Schiff in die Nähe kam, das ihn bemerkte und ein Boot an Land schickte. Die Meerjungfrau schenkte ihm zum Abschied ihre Ohrringe, zwei schwarze Perlen von erstaunlicher Größe und Schönheit, und ein Halsband von weißen Perlen. Dieses Halsband verkaufte er nach seiner Rückkehr in London für die Summe von annähernd fünfzigtausend Pfund Sterling, was in unserm Geld etwa eine Million Mark ist. Die schwarzen Perlen aber wollte ihm kein Juwelier bezahlen und konnte es auch nicht, da sie zu wertvoll waren. Sie sind durch Erbschaft an mich gekommen, und ich gedenke sie meiner zukünftigen Frau zu schenken, wenn ich überhaupt heirate. Sie bilden, wie mir jedermann zugeben wird, den deutlichsten Beweis für die Tatsächlichkeit des seltsamen Erlebnisses. Denn wenn die Meerjungfrau meinem Großonkel die Perlen nicht gegeben hätte, so würden wir sie doch nicht besitzen, und wenn

es keine Meermenschen gäbe, so hätte ihm die Jungfrau doch keine Perlen schenken können."

„Hast du die Perlen bei dir?" fragte Otto.

„Bei mir! Werde ich solche Wertgegenstände in meiner Seekiste mitschleppen? Sie sind in der hannoverschen Bank deponiert. Wer mich zu Hause einmal besucht, kann den Depotschein sehen. Übrigens kann ich dem, der mir die Ehre seines Besuches erzeigt, auch noch einen andern Beweis vorlegen, das Bild der Meerjungfrau, von meinem Großonkel selbst in Aquarell ausgeführt. Auf dies Bild ist meine Großtante, wie mir meine Tante erzählt hat, immer eifersüchtig gewesen, während mein Großonkel oft schwermütig seiner Lebensretterin gedacht und namentlich hervorgehoben hat, wie wohltätig ihm ihre Schweigsamkeit gegenüber der Redseligkeit seiner späteren Frau gewesen sei."

Unter diesen Erzählungen und unter lustigen Gesprächen verzehrten die Kadetten auch die geeiste Mehlspeise, die allerdings nicht in wirklichem Eise, sondern nur in nassen Servietten gekühlt worden war und in einem einfachen Rosinenpudding bestand, ebenso den Nachtisch, der aus sehr weicher Butter und Kräuterkäse bestand, und hierauf stellte sich eine feierliche Stimmung an Stelle des bisherigen Übermutes ein. Die Lichter auf dem Tannenbaum wurden angezündet, und die Kadetten überreichten einander ihre Weihnachtsgeschenke, Zigarren, Zigarrentaschen und sonstige Kleinigkeiten, die sie auf den letzten Stationen der weiten Reise für das Fest gekauft hatten.

Hierbei gedachten die jungen Leute, die so fern von der Heimat und den lieben Eltern und Geschwistern waren, mit Wehmut an die hellen, freudigen Abende, die sie daheim verlebt hatten, und einige unterdrückten nur mit Mühe die in ihren Augen aufsteigenden Tränen. Zwar im Kreise der Kameraden, aber auf harter Bank in enger Kajüte, umgeben von den Gefahren des Meeres, feierten sie das schöne Fest, ohne die lieben Augen der sorgenden Mutter zu sehen. Wehmütig war ihnen allen, besonders aber Otto Gerding, der nicht einmal an Eltern daheim, sondern nur an deren grüne Gräber zurückzudenken hatte.

Kadett Heise erhebt sein Glas. Er will einen Trinkspruch ausbringen. Aber jetzt macht er es kurz. Er sagt nur ein einziges Wort, als ihn die Kameraden erwartungsvoll ansehen.

„Muttern!" sagte er.

Die Kadetten stoßen an. „Muttern!" wiederholte der eine oder andre, und sie trinken aus.

Da ertönt es, erst leise, dann lauter aus Heises Mund: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Wipfel!" Die Kadetten stimmen ein. Es ist kein eigentliches Weihnachtslied, aber wie sie so um den kunstvollen Baum, der doch wenigstens grün ist, herumsitzen und die herabbrennenden Stearinkerzen betrachten, liegt ihnen das Lied, wie es scheint, am nächsten.

Heise hat der sehnsuchtsvollen Stimmung damit Ausdruck gegeben, und sie denken an die heimischen prächtigen Wälder, indem sie in tropischer Atmosphäre

singen: „Du grünst nicht bloß zur Sommerszeit, du grünst auch, wenn es friert und schneit! O Tannenbaum, o Tannenbaum!“

Der Zyklon 14

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden
Der nie mit Todesstürmen stritt?

Tiedge

Es ist zehn Uhr geworden, der Stabswachtmeister erscheint im Auftrage des ersten Offiziers in der Tür der Kadettenmesse und fordert zum Auslöschen der Lichter auf. Überall im Schiffe, wo auch Offiziere und Mannschaften das Fest nach ihrer Art gefeiert haben, hat der Dienst, der niemals seinen strengen Gang aussetzen darf, dem Feste sein Ziel gesetzt.

Kadett Gerding war an der Reihe, Ronde durch Batterie und Zwischendeck zu machen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Er schnallte das Seitengewehr um, setzte die Mütze auf und trat seinen Weg in Begleitung des Unteroffiziers an. Es herrschte von der Festfeier her noch eine leichte Aufregung an Bord, die sich darin kundgab, daß die Mannschaft noch hie und da in den Hängematten plauderte und den vorschriftsmäßigen Schlaf noch nicht finden konnte, sonst aber war alles in guter Ordnung auf der „Hermione“, die unter dem Kommando eines so gestrengen Herrn stand, wie der Kapitän zur See Lotheißen war. Die Bordslampen waren ausgelöscht, die großen Sicherheits-

laternen brannten, die Posten standen auf dem richtigen Fleck. Der Kadett begab sich auf das Hinterdeck, um dem wachhabenden Offizier Meldung abzustatten, als er diesen im Gespräch mit dem Ober-Navigations-Bootsmann fand. Das Barometer war, wie Otto den Bootsmann sagen hörte, gefallen, und aufmerksam beobachtete der Offizier einen dunkeln Streifen, der ganz fern am Horizont dicht über dem Wasser lag. Der Himmel war klar, die Sterne funkelten sehr hell, aber in der Bewegung der Luft zeigte sich eine Veränderung. Der Wind war nicht mehr so gleichmäßig, wie er nun schon seit acht Tagen geweht hatte, und die Temperatur war schwül. Als Otto sich nach seiner Meldung wieder entfernte, sah er aus der fernen Wolkenbank, die fast mit dem Horizonte verschmolz, ein schwaches Licht aufblitzen. Er begab sich in seine Koje und legte sich zur Ruhe. Um vier Uhr morgens begann seine Wache, und er gedachte bis dahin zu schlafen. In der Tat schlief er sogleich ein, aber seine sechs Stunden bekam er nicht heraus, glaubte im Gegenteil soeben erst die Augen geschlossen zu haben, als ihn gellende Pfeifensignale weckten. Er fuhr in die Kleider und begab sich so schnell als möglich mit den Kameraden auf Deck, denn der Befehl lautete, daß alle Kadetten sich bei dem ersten Offizier melden sollten. Otto überzeugte sich, daß es drei Uhr morgens sei, und sah, daß Wind und Wetter sich bedeutend geändert hatten, seitdem er zuletzt auf Deck gewesen war. Die niedrige Wolkenbank war in die Höhe ge-

wachsen und bedeckte fast schon ein Drittel des Himmels. Blitze zuckten in unaufhörlicher Reihenfolge daraus hervor, und zeigten ihre schwarzen Umrisse, doch war nur schwacher Donner zu vernehmen. Das Gewitter stand immer noch fern. Einzelne dunkle Wolken jedoch rissen gleich Fetzen von der Masse ab und kamen in fliegender Eile von Süden her zum Zenit empor, verdunkelten stellenweise die Sterne und zogen mit drohender Bewegung nach Osten weiter. Die See war unruhig geworden, und wenn sie auch noch nicht hoch lief, so gab sie doch der Fregatte schon eine Bewegung, die sich sehr unangenehm von dem sanften Schaukeln der letzten Zeit unterschied. Der wachhabende Offizier stand auf der Kommandobank und lenkte eine Schar von Matrosen in der Takelung, um dem Schiffe die erforderliche Segelstellung zu geben, während der Batterieoffizier seine Leute an den Geschützen beschäftigte und sorgfältig jedes einzelne Stück auf seine Befestigung untersuchte, damit es nicht etwa bei Zunahme von Wind und See von seinem Platze losgerissen würde.

Als Otto mit seinen Kameraden vor dem ersten Offizier, Kapitänleutnant von Tergen, antrat, der stets außergewöhnliche Ereignisse zum Unterricht der Seekadetten zu benutzen liebte, wurde er wieder an den Rektor in Neustadt erinnert. Denn mit derselben Pedanterie, wie jener sie im Lateinischen und Griechischen zeigte und die feinsten Unterscheidungen in der Formenlehre aufstach, mit derselben Pedanterie ging der erste Offizier

bei der Instruktion in seemännischen Dingen zu Werke.

Oft machten die Seekadetten unter sich ihre Witze über diesen Vorgesetzten, der ganz besonders mit der Sorge für sie beauftragt war, ahmten seine Stimme und seine Gebärden nach und unterschieden sich nach dieser Richtung hin nicht von den Zöglingen im Rektorat. Nur hatte die Sache hier ein andres Gesicht. Hier war die Natur in all ihrer Majestät als großartiger Schauplatz des Spiels der Elemente die Schulstube, und nicht die griechische Formenlehre, sondern Manöver, von deren Richtigkeit und Schnelligkeit die Erhaltung eines mächtigen Schiffes und vieler Menschenleben abhing, waren Gegenstand und Übung.

Sicher und überlegen stand Kapitänleutnant von Tergen vor den jungen Leuten da, während ihn die Blitze umleuchteten und der Ozean in drohender Gestalt künftige Schrecknisse vorausverkündigte. Er machte die Seekadetten auf die Manöver aufmerksam, die der wachhabende Offizier leitete, und ging mit ihnen in allen Einzelheiten die Ursachen und Wirkungen der Veränderungen in der Segelstellung durch.

Noch immer war es ungewiß, ob wirklich der gefürchtete Zyklon es sei, der hereinbrechen wolle. Daß ein Sturm herannahte, daß ein schweres Gewitter losbrechen würde, war deutlich genug, doch die Anzeichen des Wirbelsturmes waren noch nicht klar, und man konnte sich noch der Hoffnung hingeben, dieser großen Gefahr zu entgehen. Doch

jetzt fing das Barometer schneller zu fallen an. War es in der letzten Stunde um fünf Millimeter gefallen, so sank es jetzt derartig, daß man auf die nächste Stunde mindestens acht Millimeter rechnen konnte, und mit einem Male brach die dunkle Wolkenmasse, die nunmehr den Zenit mit ihren Rändern erreicht hatte, gleich einem Vulkan los. Flammengarben sprühten daraus hervor, und Otto hatte den Eindruck, als stürze der Himmel selbst mit feuriger Vernichtung auf das Schiff nieder. Der Donner, unmittelbar dem Blitze folgend, war so heftig, daß das starke Fahrzeug erbebte, die Elemente schienen das Gebilde der Menschenhand, das sich kühn hinausgewagt hatte auf ihren Tummelplatz, wie ein Stäubchen hinwegfegen zu wollen. So klein erschien die Fregatte und so schwach gegenüber der mächtigen Hand, die aus Himmel und Meer sich hervorstreckte. Denn dem Blitze und dem Donner folgte heulend ein Stoß der rasenden Bö, der die Takelung faßte, gleichwie ein Windstoß im Garten die schwankenden Zweige der Bäume faßt und schüttelt. Ächzend neigte sich die Fregatte zur Seite, die starken Maste schienen sich zu biegen, und in dem vielfältigen kunstvollen Netz der Taue pfiff und sauste es in unheimlicher Weise.

Unmittelbar darauf, und während das Schiff sich langsam wieder aufrichtete, bot das Meer einen seltsamen und schrecklichen Anblick. Es war alles zu erkennen, trotz der Verfinsterung des größten Teiles des Himmels, denn unaufhörlich brachen an verschiedenen Punkten der Wolkenmassen Blitze

hervor, die mit blauem Schein, oder auch wohl gelblich und rötlich zuckend, das erloschene Sternenlicht ersetzen zu wollen schienen. Der Sturm hatte im Heranbrausen des ersten Angriffs die aufschwellenden dunkeln Wogen niedergelegt, so daß die Oberfläche des Wassers eben und glatt erschien, nun aber kochte in der Pause die See auf, und mit weißschäumenden Köpfen tanzten, so weit das Auge reichte, die empörten Wellen empor und wirbelten durcheinander.

Otto sah, daß der Kapitän selbst auf der Kommandobank erschien, der Ruf „Alle Mann auf!" klang durch das Tosen der Elemente in die Räume des Schiffes hinein, schrill erklangen die Pfeifen der Bootsmänner, und kurz darauf stürmten alle noch unten befindlichen Matrosen, die gesamte aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckte Freiwache, zum Teil nur unvollständig bekleidet, auf Deck. Der Kapitän will dem Zyklon, der die „Hermione" ereilt hat, entfliehen, er gibt den Befehl, das dichtgeraffte Großmarssegel auszuspannen.

Es waren Minuten voller Spannung. Die Kadetten standen noch auf ihrem Platze, doch hatte sich die erste Ordnung ihrer Stellung gelöst, und mehrere hielten sich an den Wanten fest. Der erste Offizier hatte sich von ihnen entfernt und den theoretischen Unterricht geschlossen, um an der Praxis seinen Anteil zu nehmen. Aller Augen hingen an den behenden dunkeln Gestalten, die furchtlos aufenterten in das hohe Gebilde des wohl fünfzig Meter über Deck aufragenden Großmastes

mit seinen Rahen. Glücklich gelingt es — das Segel steht, der Druck der großen vom Winde gefüllten Fläche wird fühlbar, und während die Matrosen heruntergleiten, schneidet die „Hermione“ unter leichter Neigung nach See schärfer durch die Wogen.

Da steigt eine ungeheure Wassermasse auf, und über und hinter ihr saust der Orkan, der sie zum zweiten Angriff heranpeitscht. Jetzt fällt der Sturm in die Segel, jetzt wälzt sich die Woge heran. Es ist hell ringsum von zuckenden Blitzen, und der Himmel widerhallt von rollenden Donnern. Der Sturm packt zuerst an. Krachend fällt er in das Segel, das Schiff neigt sich, die gewaltigen Drahttaue, die den Mast halten, spannen sich auf der Seite, woher der Wind kommt, zum Springen an, jeder fürchtet, daß sie reißen und daß der Mast über Bord geht. Aber Luvwanten und Mast halten, das Segel selbst gibt nach. Zuerst reißt die rechte obere Ecke los, dann die ganze rechte Seite, gleich einer zerrissenen Fahne im Sturm der Schlacht weht und peitscht dort oben die starke, große Leinwand, nun reißt das Ganze los und flattert dahin über See. Kaum ist das Krachen und Knallen des zerrissenen Segels zu vernehmen gewesen, so stark ist das Getöse von Himmel und Meer. Ein Glück, daß das Segel gegangen ist, denn kaum erträgt das Schiff die kleinen Sturmsegel, die noch gehalten haben.

War jedoch bisher noch eine Lenkung des Schiffes und ein Befehl über die Mannschaft mög-

lich gewesen, so hörte unter dem immer noch wachsenden Wüten des Orkans dieses nunmehr völlig auf, und nur noch die Gewohnheit der Disziplin, die Erfahrung des Zweckmäßigen hielten die Ordnung aufrecht. Denn das Getöse des rasenden Windes, das Brausen des empörten Wassers und der unablässig rollende Donner waren so stark, daß kein Kommando, keine Bootsmannpfeife mehr zu hören waren. Dazu hatte die hochgehende See angefangen, einen feinen Sprühregen über Bord zu senden, der so dicht war, daß es trotz der leuchtenden Blitze unmöglich war, von einem Ende des Schiffes bis zum andern zu sehen. Die Mannschaften und Offiziere, die noch auf Deck waren, hatten sich zum größten Teile auf das Hinterdeck geflüchtet, klammerten sich an laufendem und stehendem Gut an, um nicht vom Winde weggeweht zu werden, und hatten sich zum großen Teil sogar angebunden. So hatten es auch die Kadetten gemacht, die, von der Großartigkeit und Wildheit der Elemente gebannt, oben blieben und sich scheuten, unter Deck zu flüchten. Keiner von ihnen hatte noch solchen Sturm erlebt, sie waren auf den Untergang des Schiffes gefaßt, und so erging es auch manchem der älteren Seeleute. Die „Hermione" legte sich bei den gewaltigen Stößen des Orkans wiederholt mit dem Leebord bis auf die Wasserfläche nieder, die See brach mehrere Male mit schweren Wellen über das Vorderdeck hin, wenn die niedersinkende Flut die Fregatte in den vor ihr sich öffnenden Abgrund zog, und dabei

ging noch die Nachricht um, daß das Barometer anhaltend falle, daß also der Orkan noch im Heranziehen sei und seinen Gipfelpunkt noch gar nicht erreicht habe.

Otto hatte ein starkes Hanftau um seine Brust geschlungen, das ihn an der Luvverschanzung unweit des Steuerrades festhielt. Er dachte an das Ende, und zwar fürchtete er sich nicht, war aber in einer eigentümlichen Gemütsverfassung, worin ihm der gegenwärtige Zustand des wilden Meeres und ein schließliches Untergehen und Niedersinken auf den Grund der See ineinander verflossen, so daß er zuweilen nicht recht wußte, ob er noch oben sei oder schon ertrinke. Er war naß bis auf die Haut, und das Seewasser flog ihm so stark ins Gesicht, daß er sich wohl täuschen konnte. Er dachte an Weihnachten, dachte an seinen verstorbenen Vater, und er dachte auch an seine Liebe, an Gretchen Calderon, die er nun wohl niemals wiedersehen würde. Er zog aus seiner inneren Brusttasche das kleine Päckchen hervor, das die blonde Locke enthielt, und drückte es an seine Lippen. Niemand achtete ja darauf, niemand konnte in dieser Not darüber lachen, daß er unter treuen Liebesgedanken untergehen wollte.

Mit einem Male ging eine gewaltige Veränderung in der Lage des Schiffes vor. Es richtete sich auf, und ächzend ruckten die Masten und stöhnte das ganze Schiffsgebäude. Alle, die sich der Neigung des Schiffes nach gebeugt und gestützt hatten, wurden nach der entgegengesetzten Seite gestoßen,

und Otto flog hart an die Planken an. Der Sturm hörte plötzlich auf, und eine beängstigende Stille trat ein. Nur hallte noch der Donner und leuchteten noch die Blitze. Die „Hermione" war in den Mittelpunkt der kreisenden Windschichten eingetreten und lag in einem Wasser, das nicht mehr stetig gepeitscht und aufgewühlt wurde. Beinahe aber war dieser Zustand noch schlimmer als der frühere. Denn hier schien das Meer gewissermaßen selbst nicht zu wissen, was es wollte. Es war in einer grenzenlosen Verwirrung, eingeschlossen von kreisenden Fluten und kochend wie in einem Kessel. Die Wogen sprangen empor und schlugen gegeneinander an, türmten sich zu spitzen, scharfen Gipfeln auf und rannen wieder auseinander, indem sie tiefe Täler bildeten, schäumten und spritzten in unerhörter Weise. Hierdurch aber wurde die „Hermione", obwohl eine große, stolze Fregatte, dermaßen umhergeschleudert, daß sie in allen Verbänden erzitterte. Es war, als sollten die Masten ihr aus dem Leibe gerüttelt werden. Zu diesem schreckenvollen Zustande kam noch in den Gemütern der Menschen, die sich an ihren Planken festklammerten und durch diese zitternden Planken allein noch von der brüllenden See und dem Tode getrennt waren, die Erwartung neuer Sturmesstöße. Denn sie wußten alle, daß sie binnen einiger Minuten oder höchstens einer Viertelstunde wieder aus dem Zentrum des Wirbelsturmes herauskommen mußten, der über sie hinwegzog und sein grausames Spiel mit dem starken Fahrzeug trieb, das bei gutem

Wetter wohl als eine Beherrscherin der Meere dahinfahren konnte, nun aber wirklich vor dem Zürnen der Elemente als ein schwaches Gebilde erschien. Klein und der Gnade höherer Gewalten bedürftig sah sich und fühlte sich ein jeder der Seeleute in dieser Stunde.

Und der Sturm kam von neuem und folgte rasenden Laufes den Minuten der Windstille. Er kam in andrer Richtung als vorher, aber nicht in sanfterer Weise packte er die Fregatte an. Im Gegenteil, er war noch grimmiger. Er schickte eine Sturzsee über Bord, und zwei Boote gingen mit. Waren sie vom Wasser oder vom Winde aus ihren für sicher gehaltenen Befestigungen losgerissen, es war nicht zu entscheiden, genug, sie gingen dahin und brachen Stücke der Verschanzung mit los, indem ihr Gewicht dagegenschlug. Der Wind war so stark, daß die Seeleute sich mit aller Kraft halten mußten, um nicht weggerissen zu werden, obwohl sie sich sämtlich festgebunden hatten. Mehreren wurden Stücke von den wollenen Jacken davongetragen, indem der Wind sie öffnete, die Knöpfe abriß und die flatternden Teile wegwehte. Und nicht weit von dem Platze, wo Otto stand, geschah etwas, was er nie für möglich gehalten haben würde, hätte er es nicht selbst gesehen. Wahrscheinlich waren schon vorher durch das Rütteln und Schütteln im Zentrum des Orkans die Quer bolzen und eisernen Schienen wie die Schrauben gelockert worden, mit denen die Geschütze auf den Laufwellen festgehalten wurden. Jetzt sah Otto

mit Entsetzen, daß zwei der schweren Kanonen mit ihren Lafetten aus der Batterie emporgehoben wurden und, durch die Luft getragen, als ob sie aus Holz oder noch leichterem Material beständen, über Bord ins Meer flogen. Sie zogen dicht über Deck hin, schlugen an die Leeverschanzung an, brachen durch und schlugen dabei zwei Matrosen mit weg, die dort standen. Die Szene war durch Blitze gerade jetzt hell erleuchtet, so daß Otto deutlich sehen konnte, daß die Kanonen nicht rollten, sondern flogen, und noch weithin ins Meer, wohl hundert Schritt weit, vom Winde geschleudert wurden. Niemand hätte die Matrosen retten können, selbst wenn es möglich gewesen wäre, ein Boot auszusetzen, denn sie mußten zerschmettert worden sein von dem Schlage der Geschütze. Viele mochten das Unglück gesehen haben, aber kein Laut, keine Bewegung bei den Zuschauern wurde bemerklich. Alle hatten genug mit sich selbst zu tun, und dieses Ereignis mochte vielen als ein übles Vorzeichen für den ferneren Verlauf der Dinge erscheinen.

Aber es war, als ob die Wut der Elemente durch dieses Menschenopfer besänftigt würde. Die elektrischen Entladungen ließen nach, bald ward ein Nachlassen des Sturmes bemerklich, und durch die Reihen der auf dem Hinterdeck zusammengedrängten Seeleute ging von Mund zu Munde die Botschaft, daß das Barometer steige. Der Schaum der tosenden Wellen, der noch immer über Deck hinspritzte, wurde dünner, der Wind zog mehr und

mehr nach Norden, die schwarzen Wolkenmassen fingen an sich zu lichten. Es war klar, daß der Mittelpunkt des Wirbels weit hinter dem Schiffe lag, daß der Orkan seine furchtbare Bahn weiterwandelte und die Menschen auf diesem Fahrzeuge nunmehr verschonen wollte. Die See fing an weniger hoch zu laufen, und die Fregatte, deren Maschine der Kapitän nunmehr heizen ließ, fing an, stetigen Kurs zu nehmen.

Noch etwa eine Stunde, und der Himmel war hell, strahlend stand die Sonne im Südost. Es war neun Uhr morgens, viele Stunden hatte der Orkan gedauert, ohne daß jemand auf dem Schiffe ein klares Bewußtsein des verfließenden Zeitraumes gehabt hätte. Nun atmeten alle auf, noch einmal war Gott gnädig gewesen — nur allerdings — zwei Kameraden waren dahin, zwei gute Kameraden! Und wie sah die Fregatte aus! Keine Spur von Leinwand mehr an den Rahen, und dieser Wirrwarr in der zerzausten Takelung, dieser Zustand auf Deck! Alles, was nicht ganz besonders fest gewesen war, hatte der Sturm rasiert. Außer den beiden Booten und den beiden Geschützen fehlte noch manches Kleinere, und elend war die Verschanzung des Oberdecks zugerichtet.

Aber die Sonne lachte, und die Herzen richteten sich wieder auf.

15 Kadettenstreiche

> O Mut, nur Mut in jeder Lage,
> Wo uns ein Dornenwald umstarrt!
> Langbein

Ein erquickender Anblick war es für alle, als am zweiten Tage nach dem glücklich überstandenen schrecklichen Sturm Land erblickt wurde und die „Hermione" unter strahlendem Himmel und bei stiller tiefblauer See sich der Insel Upolu näherte. Wie eine Perle der Schönheit lag die Insel da und schien auf dem Meere zu schwimmen. Beim Näherkommen zeigten sich auf der Reede mehrere größere Schiffe, und man erkannte die Sterne und Streifen der amerikanischen sowie das seeberühmte Blau und Rot der britischen Flagge. Höflich grüßte die „Hermione", und langhin hallte der Donner der Kanonen, weißer Rauch wehte aus den Stückpforten aller Kriegsschiffe. Deutlich war der Strand schon zu erkennen und bot mit seinem herrlichen Grün, mit der reichen tropischen Vegetation, die das Eiland gleich einem kostbaren Schmuck überkleidet, dem Auge des Seemanns das lieblichste Bild. Schöner konnte nichts erscheinen nach so langer Fahrt zwischen Himmel und Meer als der Anblick des Landes im Sonnenglanz, denn erdgeborene Wesen bleiben doch immer auch die ältesten Seeleute, und ihr Instinkt schon läßt sie die Mutter Erde lieben.

Am Strande herrschte reges Leben. Die Ankunft des großen Schiffes hatte die Insulaner in

Aufregung gebracht, und sie schoben eine Menge von Booten ins Wasser, um die Landesprodukte an Bord zu bringen, die sie als beliebt beim Seemann kannten. Eine Menge köstlicher Südfrüchte schleppten sie heran, auch lebendes Federvieh und allerhand von samoanischer Kunstfertigkeit gebildete Kleinigkeiten, die sie verkaufen wollten. Flinke Ruderschläge trieben die Boote heran, und zwischen den in allen Farben leuchtenden Früchten und Gemüsen saßen die braunen Gestalten, deren geschmeidige Glieder zum größten Teile unbedeckt waren. Die Weiber besonders waren fast nur mit Blumenkränzen, die sie um Leib und Brust gewunden trugen, bekleidet, und helle Blüten leuchteten in ihrem schwarzen Haare.

„Das könnte hier ein recht hübscher Aufenthalt und eine kleine Erholung für stark angegriffene Seekadetten werden," sagte Kadett Heise zu seinen Kameraden. „Aber leider habe ich schon ein Vögelchen pfeifen hören, daß es mit dem Urlaub nicht viel sein wird."

„Wieso? Wir werden doch an Land gehen dürfen?"

„Der Kapitän hat geäußert, es solle große Vorsicht beobachtet werden, damit es keine Streitigkeiten zwischen unsern Leuten und den andern Nationen gäbe. Wenn aber der Kapitän von Vorsicht spricht, so übersetzt sich der verehrte Herr erste Offizier das schon in seine eigne Sprache, wo es heißt: Kadetten werden beim Verlassen des Schiffes an der Leine geführt."

Die Besorgnisse Heises waren gerechtfertigt. Es lagen besondere Gründe vor, den Kapitän vorsichtig zu machen. Auf den Samoainseln stritten zwei Parteien um die Herrschaft, und Amerika und England hatten sich hineingemischt. Die Landerwerbungen und der politische Einfluß Deutschlands waren ihnen im Wege. Die „Hermione" war beauftragt, sich der deutschen Konsularvertretung in Apia zur Verfügung zu stellen, um, wenn es nötig werden sollte, das deutsche Gebiet und die deutschen Interessen zu verteidigen. Die „Hermione" hatte jedoch solche Beschädigungen erlitten, daß schon dadurch ein längerer Aufenthalt und die Entsendung von Mannschaften an Land notwendig wurden. Nicht allein Trinkwasser und Proviant mußten erneuert und ergänzt sowie Kohlen eingenommen werden, sondern es war tüchtige Arbeit der Zimmerleute und Matrosen erforderlich, um die Fregatte wieder auf den Standpunkt vollendeter Ordnung zu bringen, den sie vor dem Zyklon eingenommen hatte.

„Für die jungen Herren wird sich hier eine gute Gelegenheit bieten, den Dienst im Hafen kennen zu lernen," sagte der erste Offizier zu den um ihn versammelten Seekadetten. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie zu den verschiedenen Kommandos gelangen. Dabei darf ich dann wohl erwarten, daß mir keine — poetische Freiheiten will ich es einmal nennen — gemacht werden."

Bei diesen Worten sah der erste Offizier den Kadett Heise bezeichnend an, der sich im Bewußt-

sein dreier Arreststrafen, die er gelegentlich der letzten Aufenthalte in den indischen Häfen erlitten hatte, verständnisvoll räusperte, jedoch ein möglichst harmloses Gesicht machte.

„Gestatten Herr Kapitänleutnant," sagte er, „ich bitte gehorsamst in meiner Eigenschaft als Messevorstand um Urlaub für den Nachmittag. Ich wollte mit dem Koch an Land gehen, um einzukaufen."

„Hat das solche Eile, Kadett Heise?"

„Meine Kameraden und ich riskieren, Skorbut zu kriegen von dem beständigen Pökelfleisch, Herr Kapitänleutnant."

„Gut, gehen Sie an Land," sagte der erste Offizier, der heute, wie alle Welt, besonders guter Laune war. „Aber seien Sie zur großen Ronde wieder zurück."

„Es ist möglich, daß ich zur großen Ronde wieder da bin," sagte Kadett Heise, nachdem der erste Offizier sich entfernt hatte, zu den übrigen Kadetten. „Sollte ich jedoch nicht wieder da sein, so wißt ihr, daß dringende dienstliche Abhaltung vorgelegen hat."

Richtig blieb Kadett Heise aus und war zur großen Ronde noch nicht wieder an Bord. Der Koch kehrte mit dem Boote allein zurück und saß vergraben in herrlichen frischen Gemüsen und sonstigem Proviant, die der Kadettenmesse zugute kommen sollten, aber Heise war an Land geblieben. Auch von den andern Kadetten waren mehrere in dienstlichen Geschäften an Land gewesen, aber zur rechten Zeit mit ihren Leuten zurückgekommen.

Eine große Freude ward Otto zuteil, als die Briefe ausgegeben wurden, die gemäß einer Verkündigung im „Deutschen Reichsanzeiger“ an das Konsulat in Apia zur Übermittlung an die auf Reisen befindliche Fregatte geschickt worden waren. Unter den zahlreichen Sendungen befanden sich drei Briefe für Kadett Gerding. Der eine war von seinem Vormund in Magdeburg, und enthielt außer guten Wünschen und Ermahnungen nur geschäftliche Mitteilungen über die Verwaltung von Ottos Vermögen. Die beiden andern aber waren von Friedrich von Rosencron und von Graf Karl von Berkfeld. Mit beiden Schulfreunden war er im Briefwechsel geblieben, und schon der Anblick der wohlbekannten Handschriften erweckte in ihm die größte Freude. Er hoffte, über die seinem Herzen zunächst stehenden Dinge etwas zu erfahren. Die Briefe waren sehr alt, älter als ein halbes Jahr, der Faden, der ihn mit dem teuern fernen Heimatlande verband, erschien ihm sehr lang, aber es war doch noch eine Verbindung da, er schwamm nicht ganz verlassen von der ihm vertrauten Welt auf dem unermeßlichen Ozean. Er ging mit den Briefen in einen stillen Winkel der Batterie und las.

Rosencron schrieb aus Neustadt, er war noch in der Pension des Rektors. „Hier wird immer noch viel von Dir gesprochen,“ hieß es in seinem Briefe. „Du hast riesigen Effekt gemacht mit Deinem Ausreißen, und ich glaube, der Alte denkt, nächstens könnte es Dir wieder einmal einer nachmachen, denn er hat an dem Fenster, wo Du

hinausgewitscht bist, Eisenstäbe anbringen lassen. Oft ist es auch so langweilig, daß wir Lust haben, wirklich durchzubrennen. Es muß himmlisch schön sein, zu Schiff zu gehen und in ferne Länder zu fahren. Übrigens ist es doch jetzt viel hübscher als zu Deiner Zeit, viel gemütlicher, seitdem der Alte verheiratet ist und die drei Gespenster hier nicht mehr herumgehen. Sie spuken jetzt in Merseburg, wo sie eine Mädchenschule angefangen haben. Des Alten junge Frau ist sehr nett und freundlich gegen uns. Sie ist sehr still, aber wir merken doch, daß sie den Alten um den Finger wickeln kann, wenn sie will. Vorgestern hatten wir einen Ball. Denke Dir dies und staune! Einen richtigen Ball mit Mädchen im Rektorhause! Mehrere frühere Zöglinge waren eingeladen und auch gekommen, unter anderm der dicke Bergmann, den Du noch erlebt hast und der jetzt in Heidelberg studiert, und Windheim, der jetzt Leutnant ist. Bergmann kam in Couleur, riesig schneidig, und Windheim in Uniform. Wir hatten vierzehn Tänzerinnen, und am meisten florierte G. C., die aber nicht mehr lange hier bleiben wird. Wie sie mir erzählte, geht sie in vier Wochen nach Berlin, wo sie noch ein halbes Jahr in Pension sein wird. Als ich ihr sagte, daß Du geschrieben hättest, verklärte ein himmlisches Rot ihr Antlitz. Es wurde ihr riesig die Cour geschnitten, und ich würde mich auch in sie verschossen haben, wenn nicht ältere Rechte mir heilig wären. Sie trug ein rosafarbenes Kleid mit einem Blumenstrauß vor der Brust und dunkle Rosen im Haar.

Doktor Schückelmeyer, der immer glatt rasiert geht, seitdem er Leibarzt ist, und jetzt auch im Vorstande des konservativen Vereins figuriert, machte Frau von Storren riesig die Cour und hatte so viel Ananasbowle getrunken, daß er sehr gemütlich wurde. Er rückte der dicken Storren immer näher, aber sie schien sich nicht zu fürchten. Ein tüchtige Festung! Der Alte war kreuzfidel und hielt eine Rede, von der das Ende verloren gegangen war. Es war auch nicht wiederzufinden, bis Bergmann sein Glas erhob und laut rief: ‚Bravo! Hoch!' Aber der Alte hatte das doch übelgenommen, denn als er mit Bergmann anstieß, sagte er: ‚Takt ist ein kurzes Wort, wenige Menschen haben's, ich hab's.' Übrigens habe ich auf diesem Balle wieder gesehen, daß ich zu gereift für die Liebe bin. Die Weiber interessieren mich nicht mehr. Seitdem ich nun im zweiten Jahre die Tanzstunde mitgemacht habe, kenne ich dies Geschlecht und bin blasiert darauf. Immer dieselbe Geschichte, Kokettieren und Intrigieren. Da lobe ich mir eine ruhige Sitzung hinterm Glase und ein vernünftiges Gespräch mit Männern, was übrigens auch nicht so leicht zu bewerkstelligen ist, da wir jetzt nach sieben Uhr überhaupt nicht mehr ausgehen dürfen. Nun, man ermöglicht doch manchen Ulk, wenn man eine Einladung von Hause hat und sich dann ein Rendezvous im B. K. gibt, wo wir früher schon unsre gemütliche Kneiperei hatten."

Otto lächelte bei der Lektüre. Wo stand doch Rosencron noch in der Welt, und wie weit hatte

er selbst dagegen sich aus Neustadts Gesichtskreis entfernt! Er las die Stelle über G. C. jedoch mehrere Male. Nur die Erwähnung der Geliebten schon erwärmte und entzückte ihn.

Berkfelds Brief war mit etwas steifer und schwerer Hand geschrieben, eine Eigentümlichkeit des jungen Grafen, der niemals den Anlauf hatte nehmen wollen, ein großer Gelehrter zu werden. Doch hatte dies Schreiben den Vorzug, acht Wochen jünger zu sein als Rosencrons Brief. Seine Mitteilungen beschränkten sich im wesentlichen auf seine Aufnahme in das Kadettenkorps. Nach einem gräßlich schweren Examen, schrieb er, sei er nun wohlbestallter Kadett in der Zentralanstalt zu Lichterfelde und habe entsetzlich viel Dienst. Er müsse furchtbar viel studieren, und es sei schauderhaft streng im Hause, viel strenger als beim Alten.

Mehr als diese Nachrichten interessierte Otto der Schluß des Briefes. Eingedenk der alten Freundschaft schrieb Berkfeld, daß er vor kurzem in Berlin Fräulein Calderon wiedergesehen habe. Als er mit seinem Vater dort einige Tage im Hotel gewohnt habe, sei ihm Gretchen in der Friedrichstraße begegnet, und zwar in Begleitung eines älteren Herrn mit dunkler Gesichtsfarbe und stachligen Augenbrauen. Da er mit seinem Vater gegangen sei, habe er nicht mit ihr anknüpfen können, sondern sich mit einem stummen Gruße begnügen müssen.

Die Nachricht war dürftig, aber sie erlaubte Otto

doch, Gretchens Weg zu verfolgen. Berkfelds Brief bestätigte Rosencrons Mitteilung, daß sie von Neustadt abreisen und sich nach Berlin begeben werde. Otto setzte sich sogleich hin, dankte den Freunden für ihre Briefe und forderte sie auf, ihr möglichstes zu tun, um fernerhin hinsichtlich Gretchens auf dem laufenden zu bleiben. Gern hätte er an Rosencron ein Billett für sie selbst eingelegt, damit es durch Vermittlung der Familie Tovote an sie gelangte, aber er wagte es nicht, um ihr keine Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Als Otto sich zur Ruhe begab, sah er in des Kameraden Heise Hängematte einen Besen liegen, der so kunstvoll zugerichtet war, daß ein inspizierender Vorgesetzter wohl hätte bei oberflächlichem Zusehen denken können, dort blicke Heises Kopf hervor, aber Otto wurde nicht getäuscht.

Bei Ablösung der letzten Nachtwache jedoch war Heise da und lag anstatt des Besens selbst in der Hängematte. Er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, als ihn die Kameraden weckten.

„Wo bist du gewesen? Wann bist du wiedergekommen? Was machst du?" so fragten sie ihn.

Heise sah sie aufmerksam an, antwortete aber nur auf die letzte Frage: „Ich denke nach, was doch der Dichter sagte."

„Welcher Dichter?"

„Nun, der große Schiller."

„Der hat viel gesagt, mehr als wir behalten konnten."

„Aber ein tiefes Wort von ihm — jetzt fällt

es mir ein. Es heißt: Raum ist in der kleinsten Kammer für den größten Katzenjammer."

„Woher hast du denn einen Katzenjammer?"

„Ich habe mit König Malietoa Brüderschaft getrunken, Blutsbrüderschaft, wie das hier zu Lande üblich ist. Aber der Stoff! Nein, was diese Leute hier für einen Stoff trinken! Aber jetzt laßt mich in Frieden, schert euch hinaus, ich bedarf der Ruhe."

Erst um zehn Uhr saß Heise, als sei nichts geschehen, ganz kaltblütig bei einer starken Tasse Kaffee und machte bei den Fragen der Kameraden seine überlegene Miene.

„Wer behauptet denn, ich sei über Urlaub ausgeblieben?" fragte er.

„Du wirst doch nicht behaupten wollen, du seiest dagewesen?"

„Kinder," sagte Heise, „euch fehlt noch der richtige Blick für den Borddienst. Der Kapitän und der erste Offizier waren zum Souper beim Konsul, und da hielt ich es für meine Pflicht, auch an Land zu bleiben. In der jetzigen bewegten politischen Zeit konnte man nicht wissen, was den geliebten Vorgesetzten geschehen konnte. Kein Mensch hat übrigens gemerkt, daß ich fehlte. Und ich sage euch, ich habe mich himmlisch amüsiert."

„Wie bist du denn aber zurückgekommen? Das Kochsboot kam ja um halb neun Uhr ohne dich."

„Es machte sich glücklicherweise so, daß ich mit ein paar englischen Midshipmen fahren konnte, die sich ebenfalls festgekneipt hatten. Reizende Kerle! Sie waren sternhagelvoll, und ich mußte sie diri-

gieren, sonst säßen sie noch bei den Samoanern. Hoffentlich sind sie glücklich ohne mich an ihren Bord gekommen, nachdem sie mich hier ausgeschifft hatten. Ich will wünschen, daß sie ihren Kurs richtig beibehalten haben, denn sie schlingerten stark — hatten zu viel Topgewicht."

„Was hast du denn aber nur so lange getrieben? Was war denn los?"

„Was los war? Ich sage euch: feenhaft war die Geschichte. Ich habe mich unter die Eingeborenen gemischt und dem König Malietoa einige von meinen Manilazigarren gegeben. Er war begeistert, und ich möchte wetten, ich hätte ihn dahin bringen können, zu meinen Gunsten abzudanken. Überhaupt bin ich schon populär auf der Insel, und meine Meinung, in aller Bescheidenheit und Zurückhaltung vor der überlegenen staatsmännischen Einsicht Bismarcks, ist, daß der ganze Streit um Samoa am einfachsten dadurch beendigt werden würde, daß man mir unbeschränkten Urlaub gäbe. Ich würde mich zum Könige krönen lassen und in das Verhältnis eines Vasallen zum Deutschen Reiche treten."

„Du hast ja aber Blutsbrüderschaft mit Malietoa getrunken!"

„Wer? Ich?"

„Du hast es uns ja selbst erzählt."

„Unsinn, glaubt doch das nicht! Werde ich das alte Heisesche Blut mit dem eines Rebellen und Schmutzfinken mischen? Nein, politische Erwägungen allein bewogen mich, ihm Zigarren zu schenken,

und weiter bin ich nicht gegangen. Und meine eventuelle Regierung betreffend, so sollte von den Engländern und Yankees keiner, der in den Bereich meines Szepters träte, nüchtern bleiben. So würde diese Rivalität von selbst unschädlich werden. Laßt euch erzählen: Als ich an Land kam, erregte ich, wie ich das auch nicht anders erwartet hatte, ein gewisses Aufsehen unter dem Volke, und nachdem ich meine Einkäufe beendet hatte, erhielt ich die Aufforderung, an einem ländlichen Feste teilzunehmen, das mir zu Ehren arrangiert worden war. Ich nahm an und war wirklich überrascht von dem Geschmack, den die Leutchen bewiesen. Die ganze Sache ging von Malietoa selbst aus, der sich des Wohlwollens unsrer Nation versichern wollte. Sie haben da draußen, nicht weit von der Stadt, einen Wasserfall, und daneben war ein freier Platz zum Festsaal hergerichtet. Was soll ich euch die Herrlichkeiten einer italienischen Nacht unter dem Himmel von Samoa zu schildern versuchen! Der silbern glänzende Wasserfall stürzte unter donnerndem Rauschen über die schroffen Felsen herab, und der zarte, süße Gesang von samoanischen Sängerinnen mischte sich in das liebliche Murmeln der unter breiten Palmenfächern dahinfließenden Kaskaden. Man konnte alles sehr gut erkennen, obwohl die tropischen Bäume bei einbrechender Nacht doppelten Schatten gaben, denn die Hofbeamten Malietoas hatten lange Schnüre von den ortsüblichen Leuchtkäfern, die ja etwa die Größe unsrer deutschen Maikäfer haben, überall ausgespannt und auf=

gezogen. Ihr kennt ja Kroll und dergleichen, aber alles nichts gegen die Illumination hier mit reinen Naturmitteln, und namentlich war es von kolossalem Effekt, daß die Leuchtkäfer, die nur am Schwanze angebunden waren, beständig Riesenwellen um die Lianen schlugen, woran sie hingen, so daß der ganze Glanz tanzte. Dazu diese wunderbaren Frauenzimmer von Samoa, alle höchst geschmackvoll in helle Blumen gekleidet. Dieses sanfte Braun des Teints, diese brennenden schwarzen Augen, dieses nachtdunkle Haar und dazu die schimmernden weißen Blüten — ich sage euch: es bedurfte meiner ganzen Geisteskraft, um dabei ruhig zu bleiben und mit Malietoa über Staatsangelegenheiten zu sprechen. Ihr müßt eben selbst einmal hin, so etwas muß man sehen, beschreiben läßt es sich nicht."

Die Kadetten glaubten zwar nicht, was Heise ihnen erzählte, da sie längst seine Aufschneiderei kannten, aber etwas Wahres mußte doch daran sein. Daß die Samoainseln herrlich seien, hatte ihnen selbst schon eingeleuchtet, so wenig sie auch bis jetzt davon zu sehen gekriegt hatten. So wuchs denn ihre Sehnsucht nach dem Festlande, und waren sie hoch erfreut, als ihnen der erste Offizier am folgenden Tage aus freien Stücken Urlaub erteilte. Sie schrieben es dem Kapitän zugute, der ein menschliches Rühren in seiner Brust verspürt haben mußte, denn was den ersten Offizier betraf, so trauten sie ihm nicht zu, daß sein Herz sich erweicht haben sollte.

Während das Boot schon zu Wasser gelassen

wurde, worin die zwölf jungen Herren an Land fahren wollten, trat für Otto eine Störung des Vergnügens ein. Er erhielt ein Kommando. Bei den gestrigen Arbeiten am Lande war ein Matrose verschwunden und hatte sich bis jetzt nicht wieder eingestellt, obwohl es nach dem Mittagessen war. Es war ein vielfach bestrafter Mensch von trotzigem Charakter, und seine Vorgesetzten, namentlich aber der Älteste an der Back, der Christensen auch außerdienstlich gut kannte, waren der Ansicht, er sei desertiert. Zwei Patrouillen sollten nach ihm suchen, und eine dieser Patrouillen wurde unter Ottos Befehl gestellt.

Mit zwei Matrosen und zwei Seesoldaten ging er alsbald in einem kleinen Boote an Land und marschierte zunächst zum Hause des deutschen Konsuls, um sich Auskunft über die Verhältnisse zu holen. Dem Konsul war Christensens Verschwinden schon am Abend vorher angezeigt worden, und er sprach die Ansicht aus, der Flüchtige habe sich zu den Eingeborenen begeben und halte sich dort versteckt. Er bezeichnete dem Kadetten eine bestimmte Richtung, wo er zu einem samoanischen Dorfe komme, das sich feindlich gegen die Deutschen verhalte. Dort, sagte er, sei der Matrose, seinen Erkundigungen nach, am ehesten zu finden, denn man habe ihn zuletzt mit einem Mädchen aus dem Dorfe beisammen gesehen. Der Konsul gab ihm einen Eingeborenen als Führer mit, und Otto begab sich mit seinen Leuten auf den Marsch.

Was der Kamerad Heise von der Schönheit des

Landes gesagt hatte, zeigte sich Ottos Augen als wirklich, wenn er Heises scherzhafte Übertreibung dabei in Abrechnung brachte. Otto war erstaunt. Hatte die Insel schon in der Ferne sich dem Schiffe als ein Juwel gezeigt, so erschien sie nun, als Otto den Strand verließ und in das Innere eindrang, dem so lange der festen Erde Entwöhnten wie ein Paradies. Die wunderbare Größe und Schönheit der Blätter und Blüten in dem dichten Walde, das Fremdartige der tropischen Vegetation umgaben ihn wie ein Zauber. Es leuchtete und brannte rings umher von Rot und Blau und Gelb und Weiß. Die Sonne hatte hier den Farben eine Kraft verliehen, einen Glanz und eine Glut, die in nördlichen Ländern nicht erscheinen, und namentlich auch das Grün der Bäume war von einem strahlenden Lichte. Von Baum zu Baum hingen Schlingpflanzen in dichten Girlanden, als sei der schmale Pfad, worauf die Patrouille in den Wald eindrang, von Dryaden und Elfen festlich zugerichtet, ein rauschendes Gewässer zog sich seitwärts hin und blinkte unter den üppigen Bäumen hervor, die sich über ihn zusammenneigten, und buntfarbige Vögel schwangen sich von Ast zu Ast und wiegten sich auf den Zweigen.

Nur das Gefühl seines schwierigen Auftrags behinderte den kommandierenden Kadetten im ruhigen Genuß dieser wundervollen Natur. Er konnte sich ihrem friedlichen Reichtum, ihrer einladenden Wonne nicht so hingeben, wie er wohl gewünscht hätte. Denn er mußte an die Mittel

und Wege denken, den Deserteur wiederzufinden und herbeizuschaffen. Es war für ihn bei seiner Jugend ein ehrenvoller, aber sehr böser Auftrag, der ihm auch gewiß nicht zuteil geworden wäre, wenn nicht eben vielfältiger Dienst sämtliche Deckoffiziere sowie die Maate und Obermaate in Anspruch genommen hätte. Je mehr Otto die Verantwortlichkeit auf sich lasten fühlte, desto mehr war er darauf bedacht, sich mit Ehren herauszuziehen.

Nach etwa zweistündigem Marsche durch den herrlichen Wald machte der Führer der Patrouille auf einige Gebäude aufmerksam, die in einer Lichtung verstreut lagen, und sagte, daß in dieser Gegend der Stamm wohne, der den Engländern befreundet sei und sich schon einigemal Übergriffe auf deutschen Landbesitz erlaubt habe. Otto ging seinen Leuten voran und fing an, die Gebäude zu untersuchen. Das hatte keine großen Schwierigkeiten, denn es waren Hütten, zum großen Teil aus Flechtwerk und Blätterbedeckung hergestellt, und es gab darin wenig versteckte Plätze. Die Bewohner saßen alle draußen und sahen der Patrouille ruhig zu. Männer, Frauen und Kinder hockten gruppenweise zusammen und machten durchaus keine feindliche Miene. Einige Zigarren, die Otto diplomatischen Sinnes verteilte, wurden sehr freundlich und dankbar von den Familienhäuptern aufgenommen. Auch gaben die braunen Leute Auskunft auf die Fragen, die der Führer an sie stellte, und bezeichneten ohne weiteres eine

im Hintergrunde liegende Hütte als den Aufenthaltsort des flüchtigen Matrosen. Die Sache schien sich doch viel leichter erledigen zu sollen, als Otto gefürchtet hatte. Alle diese braunen Gesichter mit den tiefschwarzen Augen hatten etwas Friedliches, beinahe Kindliches, und Otto dachte, wenn sich diese Menschen den Deutschen feindlich zeigten, so mußten sie wohl von Klügeren, als sie selbst waren, aufgewiegelt sein.

Er marschierte auf die ihm bezeichnete Hütte los. Was er auf der Schule von Hannibal und Nelson geträumt hatte, das war während seiner Dienstzeit schon zum größten Teile verblaßt. Als er einsah, wieviel schon dazu gehörte, die untergeordneten Dienstleistungen zu erfüllen, die einem Seekadetten auferlegt wurden, da sagte er sich, daß doch wohl ungewöhnliches Schicksal mit ungewöhnlichen Fähigkeiten sich vereinigen müsse, um einen Helden und berühmten Mann hervorzubringen. Jetzt war er schon glücklich, wenn der Oberbootsmann, der Oberfeuerwerker oder gar der erste Offizier mit ihm zufrieden waren, auf das Lob, den Beifall und die Bewunderung der erstaunten Welt war sein Ehrgeiz nicht mehr gerichtet. Gleichwohl lebte noch so viel jugendlicher Enthusiasmus in ihm, daß er entschlossen war, alles aufzubieten, um den Deserteur auf die vollkommenste Art wieder einzubringen. Fand er ihn hier nicht, so wollte er die ganze Insel abstreifen, keinesfalls aber unverrichteter Sache zurückkehren.

Und das Glück schien ihm günstig zu sein. Wäh-

rend er seinen Leuten voranging, entdeckte er den Matrosen schon vor der Hütte. Der Mann saß ganz ruhig im Schatten einer Palme und hatte den Arm um eine braune samoanische Schöne geschlungen, die im Blumenschmuck neben ihm auf der Bank saß und ihr bekränztes Haupt an den breiten Kragen der Matrosenjacke gelehnt hatte.

Der Matrose bemerkte zugleich auch die herankommende Patrouille, und nun erwartete Otto, daß er aufspringen und davonlaufen würde. In diesem Falle beabsichtigte der Kadett, ihn zum Halten aufzufordern und bei Nichtbefolgung seines Befehls der Instruktion gemäß schießen zu lassen. Aber merkwürdigerweise blieb Christensen sitzen und stierte der Patrouille mit doggenhaftem Trotze entgegen.

Otto marschierte noch näher heran und forderte in einer Entfernung von zehn Schritt den Matrosen auf, sich zu erheben und ihm zum Schiffe zu folgen. Aber augenscheinlich war der Mann nicht ganz nüchtern. Er sah sehr erhitzt aus, und während das Mädchen aufstand und nach Art der Eingeborenen in der Nähe der Bank auf dem Boden niederhockte und der Entwicklung der Szene zuschaute, fing er an mit schwerer Zunge zu fluchen. Er wolle nicht mitgehen, sagte er, der Dienst an Bord sei eine Quälerei, er komme niemals von der schwarzen Liste herunter, und er sei ungerechterweise bestraft worden. Er werde auf Samoa bleiben.

Otto machte ihn in ruhiger Weise auf die Folgen

seines Ungehorsams aufmerksam, glaubte jedoch selbst nicht, daß bei dem Betrunkenen vernünftige Vorstellungen wirksam sein würden, und näherte sich mit seinen Leuten, um ihn zu ergreifen. Da sprang Christensen jedoch auf, zog einen Matrosen-revolver hervor und drohte mit Schießen. Der erste, der noch einen Schritt näher komme, solle kalt werden, rief er. Erschrocken sprang das Mädchen auf und lief davon. Otto wollte um so schneller auf den Mann zugehen, aber schon krachte ein Schuß, und er hörte das Pfeifen der Kugel dicht an seinem Ohre. Er stutzte einen Augenblick. Seine Leute machten ihre Gewehre schußfertig, und sicherlich wäre es dienstlich zu rechtfertigen gewesen, wenn jetzt Schüsse auf den Widerstand des Deserteurs geantwortet hätten. Aber Otto verbot mit schnellem Winke das Schießen. Ihm widerstrebte der Gedanke, das Blut des Betrunkenen zu vergießen. Mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit sprang er selber vor und faßte, während ein zweiter Revolverschuß vor ihm krachte, mit der Geschmeidigkeit und Kraft eines geübten Turners und Ringers den Matrosen um den Leib. Dem Manne entfiel die Schußwaffe, und in der nächsten Minute waren auch schon Ottos Begleiter da, packten Christensen mit nervigen Fäusten und banden ihm die Arme auf den Rücken. Christensen war ein kräftiger Bursche und rang wie verzweifelt, um das dünne Tau loszuwinden, womit ihm die Hände zusammengeschnürt worden waren, aber das gelang ihm nicht. Die beiden Matrosen hatten

einen echten Schifferknoten hineingeschlungen, der ja, alter Überlieferung nach, kein andrer ist als eben der berühmte Gordische Knoten. Otto bemerkte indessen, daß ihm Blut am linken Arme herunterrieselte. Der zweite Schuß hatte ihm das Fleisch gestreift. Gleichwohl war er sehr froh. Er hatte seinen Mann. Er streifte den Ärmel auf, ließ sich die leichte Wunde mit seinem Taschentuche verbinden und trat guter Dinge den Rückmarsch zum Schiffe an. Dort wurde er vom Schiffsarzt regelrecht nach antiseptischer Methode verbunden, und glückselig fühlte er sich, als ihn der Kapitän am folgenden Tage persönlich belobte und ihm sagte, er sei ein fixer Kerl. Die Kameraden betrachteten ihn voll Neid. Sie hatten auf Samoa einen vergnügten Abend verlebt, aber es war keiner darunter, der nicht gern anstatt dessen Ottos Kommando und Schußwunde gehabt hätte.

„Dir kann es nun nicht mehr fehlen," sagte Heise, „du kommst wie geschmiert durchs Examen." Er zeigte sich als guten Kameraden in diesen Tagen, wo Otto an das Schiff gefesselt war. Als sich ein leichtes Fieber infolge der Verwundung einstellte, blieb er bei Otto, saß neben ihm auf Deck unter dem Sonnensegel und unterhielt ihn. Es war sehr heiß und unter Deck kaum auszuhalten.

„Zu Hause haben sie jetzt die schönste Kälte," bemerkte Otto seufzend.

„Freilich; so ein bißchen Eis und Schnee könnte uns wohltun," entgegnete Heise. „Hätten wir nur wenigstens Quecksilber!"

„Quecksilber?“ fragte Otto verwundert.

„Freilich! Meine Tante Dolores, die Frau von Hugh Heise, wenn du dich erinnerst, eine geborene Portugiesin, hatte die Gewohnheit, bei großer Hitze auf Quecksilber zu liegen. Eine alte spanische Gewohnheit, von den Mauren herrührend, die freilich bei übertriebenem Gebrauch schon bei manchem alten Spanier eine leichte Vergiftung, mit Lockerwerden der Zähne verbunden, herbeigeführt hat. Aber sehr kühlend, denn das Quecksilber, das ja bei uns in Europa sogar sich stets in geschmolzenem Zustande befindet, weil ihm die Temperatur zu warm ist, hat das Kälteprinzip in sich. Wohl ist ihm nur in den polaren Regionen, wo Franklin bekanntlich das Experiment machte, mit gefrorenen Quecksilberkugeln nach der Scheibe zu schießen.“

„Merkwürdige physikalische Kenntnisse hat Heise doch!“ sagte einer der anwesenden Kadetten.

„Hier kommt es mir nun weniger darauf an, diese Kenntnisse zu zeigen, als mich an der Vorstellung von kalten Dingen zu laben. Wer viel Phantasie hat, kann sich leicht helfen und hat dadurch viel vor Flachköpfen voraus. Bei der größten Hitze kühle ich mich rein von der Phantasie aus. Glaubt ihr, daß mir heiß wäre? Da brauchte ich nur an meinen Aufenthalt in Maine zu denken und an den Winter, den ich vor vier Jahren verlebte, immer auf Schlittschuhen über die gefrorenen Seen hin.“

Indem Kadett Heise diesen letzten Satz sprach, ließ sich die Pfeife des wachhabenden Bootsmanns-

maaten hören. Sie schallte mit einem langgezogenen Triller in die Großluke hinunter, und es wurde überall auf dem Schiffe still. Auch die Kadetten unter dem Sonnensegel des Vorderdecks unterbrachen ihre Unterhaltung und unterdrückten ihre Fragen an den Kameraden Heise, dessen Darstellung zu einigen berechtigten Zweifeln Anlaß bot.

„Gig kommt!" lautete die Meldung dort an der Fallreepstreppe. „Seesoldatenwache an Deck! Fallreepsjungen!" donnerte das Kommando des Maats ferner, und nun wußte jedermann, daß der Kapitän, der seit heute früh am Lande weilte, unterwegs sei, um an Bord zurückzukehren.

Kapitänleutnant von Tergen und der wachhabende Offizier traten an das Fallreep, der Bootsmann pfiff, als das Gig anlegte, die Wache trat ins Gewehr und salutierte; nun trat der Kapitän auf Deck. Er wandte sich sogleich, nachdem er auf die ihm erwiesenen Ehren gedankt hatte, an den ersten Offizier und zog ihn beiseite; wenige Minuten nachher kam ein Maat herangestürzt an den Platz, wo Otto im Kreise der Kameraden lag, und überbrachte den Befehl, die Kadetten sollten vor dem Herrn Kapitän antreten. Die hier anwesenden gingen hinüber auf das Hinterdeck, auch Otto ging mit, und die fehlenden wurden herbeigerufen.

„Der Wind geht konträr," sagte Heise warnend.

Als alle Kadetten versammelt und trotz ihres kecken Aussehens innerlich doch bange waren, weil die ernste Miene des Kapitäns und das drohende Gesicht des Kapitänleutnants schlimme Dinge ver-

kündigten und das heimliche Schuldbewußtsein weckten, das in der Brust eines jeden Untergebenen lebt, der sich der Unvollkommenheit menschlicher Leistungen bewußt ist, da brach richtig ein Ungewitter los. Der erste Offizier redete in Gegenwart des Kapitäns die Kadetten an und begann eine Untersuchung.

„Wer von den Kadetten ist am sechsundzwanzigsten Dezember nachts ohne Urlaub an Land gewesen?" fragte er streng.

Die Kadetten blickten sich untereinander an. „So etwas wird sich doch keiner von uns herausgenommen haben," sagte Heise nach einer Pause.

„So? Sind Sie nicht an dem Tage an Land gewesen, Kadett Heise?"

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant."

„Also Sie gestehen es ein."

„Gewiß, Herr Kapitänleutnant. Ich bin in dienstlicher Angelegenheit und mit Urlaub an Land gewesen."

„Welcher Dienst war das?"

„Vorräte für die Kadettenmesse einzukaufen, Herr Kapitänleutnant."

„Und haben Sie dabei den Urlaub nicht überschritten?"

„Das Kochsboot ist pünktlich vor der großen Ronde zurückgekehrt, Herr Kapitänleutnant."

„So? Ja, freilich, das Kochsboot. Aber sind Sie mit dem Kochsboot zurückgekommen?"

„Wie hätte ich denn sonst wieder an Bord kommen sollen, Herr Kapitänleutnant?"

„Sie haben mich nicht zu fragen, sondern haben mir zu antworten. Ich erteile Ihnen den dienstlichen Befehl, mir eine bestimmte Antwort zu geben, denn es steht mir außer Zweifel, daß gerade Sie es gewesen sind und kein andrer der Kadetten die Dreistigkeit gehabt hat, zu tun, was gegen Sie vorliegt."

„Herr Kapitänleutnant stellen meinem dienstlichen Charakter kein gutes Zeugnis aus."

„Bekomme ich jetzt eine Antwort? Sind Sie über Urlaub an Land geblieben?"

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant."

„Ah! Und was haben Sie an Land getrieben?"

„Ich bin spazierengegangen, um mich von den Anstrengungen des Dienstes zu erholen."

„Sind Sie nur spazierengegangen? In der Nacht auch spazierengegangen?"

„Ich habe außerdem mit einigen Freunden ein Glas gemischten Getränkes genossen."

„Was waren das für Freunde?"

„Zwei Midshipmen von der englischen Fregatte ‚Amphitrite'."

„Was ist ferner vorgefallen? Antworten Sie ausführlicher, Kadett!"

„Die Midshipmen brachten das Wohl Seiner Majestät des Kaisers aus, Herr Kapitänleutnant. Hierauf trank ich die Gesundheit Ihrer Majestät der Königin von England und Kaiserin von Indien. Alsdann toasteten die Midshipmen auf den Herrn Kapitän zur See Lotheißen, und ich antwortete zum Dank mit einer Gesundheit auf den Herrn

Kapitän Seymour von der ‚Amphitrite‘. Hierauf brachten sie das Wohl des Herrn Kapitänleutnants von Tergen aus, dessen Freundlichkeit ich gerühmt hatte, und . . .“

„Bleiben Sie mir mit diesem Unsinn vom Leibe!“ rief der erste Offizier wütend. „Geben Sie einen sachlichen Bericht über die Vorgänge an Land und Ihre Beteiligung daran!“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant, ich kann nicht sachlicher berichten, als ich tue, und kann nur hinzufügen, daß die wiederholten Toaste, weil das Getränk sehr stark war, meinem Gedächtnisse schadeten, so daß ich nichts Genaues weiter weiß. Sobald es die Höflichkeit gegen die Engländer gestattete, bin ich an Bord zurückgekehrt.“

„Kadett Heise,“ sagte der Kapitän, der sich nunmehr selbst einmischte, da er sah, daß der erste Offizier im höchsten Ärger war, „Kadett Heise, Sie schaden sich nur noch mehr, wenn Sie in dieser Weise fortfahren. Ich bin sehr unzufrieden mit Ihrem Betragen. Während wir hier unter schwierigen politischen Verhältnissen in dienstlichem Auftrage anwesend sind und die größte Vorsicht nach jeder Richtung hin geboten ist, gehen Sie an Land, kneipen mit englischen Kadetten und binden, was noch viel schlimmer ist, mit den Eingeborenen an. Es ist mir gemeldet worden, daß ein Kadett von der „Hermione“ mit dem Könige Malietoa selbst zusammen bemerkt worden sei, also mit einem Häuptling, der zu der feindlichen Partei hält und gegen den wir vielleicht mit Gewalt einzuschreiten ge-

nötigt sein werden. Sie sollen sogar diesem Malietoa Versicherungen der freundschaftlichen Gesinnung Deutschlands gegeben haben. Sie sollen mit ihm bei einem Feste gewesen sein. Ist das richtig?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän."

„Und was, in des Himmels Namen, haben Sie mit Malietoa zu schaffen, und was haben Sie mit ihm getrieben?"

„Ich habe mir nur einen kleinen Spaß mit ihm gemacht, Herr Kapitän."

„Einen kleinen Spaß! Sie gehören zu den Vorgesetzten, Kadett, und Sie sollten besser wissen, welche Späße sich für einen Vorgesetzten von Seiner Majestät Kreuzerfregatte ‚Hermione' schicken und welche sich nicht schicken. Sie haben Bordarrest, Kadett, so lange wir hier noch vor Anker liegen, und über das Weitere werde ich meine besonderen Bestimmungen treffen. Ich sage es in Gegenwart aller Seekadetten und allen zur Warnung, daß Sie sich einer schweren Verletzung der Disziplin schuldig gemacht haben und daß ich dergleichen streng zu ahnden verpflichtet und auch willens bin. Der Teufel soll Sie holen, Herr, wenn Sie sich noch einmal dergleichen herausnehmen! Seine Majestät kann keine Leute gebrauchen, die sich über die dienstlichen Vorschriften hinwegsetzen, um Späße zu machen. Zum Henker mit Ihren Späßen! Tun Sie Ihren Dienst und treiben Sie keine Allotria! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän!"

> Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser!
> Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!
> Goethe

Die „Hermione“ blieb noch beinahe vierzehn Tage auf der Reede vor Upolu, und Kadett Heise hatte genügenden Grund, einzusehen, welcher Art die besonderen Bestimmungen waren, wovon der Kapitän gesprochen hatte. Außerdem, daß er kein einziges Mal mehr Urlaub bekam, wurde er zu den langweiligsten Diensten kommandiert. Namentlich schien der erste Offizier gar keinen passenderen Vorgesetzten für die schwarze Liste als ihn zu kennen, und oft fluchte der unglückliche Kadett heimlich, wenn er diese gleich ihm selbst übel angeschriebenen Leute stundenlang beim Deckscheuern beaufsichtigen mußte. Kein Fleckchen auf den Planken entging dem Dienstauge des ersten Offiziers, und nicht allein wenn Kohlen eingenommen wurden und es dann wirklich schwarz auf den Dielen und Treppen war, sondern auch wenn gewöhnliche Sterbliche dachten, das Schiff sei sauber, wie aus dem Ei geschält, stellte sich der Einbildungskraft des Kapitänleutnants die Notwendigkeit einer gründlichen Reinigung vor. Heise behauptete, daß schon seine Träume sich hauptsächlich um Steine und Sand drehten.

Inzwischen war jedoch der Befehl eingetroffen, daß die „Hermione“ das Gebiet der Samoainseln verlassen und die deutsche Flagge vor Sansibar

zeigen solle. Glücklich verlief die Fahrt mit der Ostpassattrift, und nach achttägigem Aufenthalt vor Sansibar wurden wiederum die Anker gelichtet, um erneutem Befehl nach das Kap der Guten Hoffnung zu umschiffen und den deutschen Kolonien an der Westküste Afrikas einen Besuch abzustatten.

Die Kadetten hatten immer tüchtig zu tun, besonders als der Kapitän am Kap Tiefseemessungen und astronomische Ortsbestimmungen anordnete.

In der Kapstadt kauften sie eine tüchtige Menge Konstantiaweine für die Messe ein, um sich bei ihren Leistungen zu stärken.

Mitte April traf die Fregatte vor Kamerun ein und stach nach vierzehntägigem Aufenthalt wieder in See, um das Kap Verde zu umschiffen, dann nördlichen Kurs zu nehmen, um die Kanarischen Inseln anzulaufen und von dort mit westlichem Kurs die Bermudainseln zu besuchen.

Es war Mitte Juni geworden, als die „Hermione" unter dem zweiundzwanzigsten Grad nördlicher Breite auf eine ungewöhnliche Menge von Eisbergen traf, die von der Meeresströmung südwärts getrieben wurden. Am siebzehnten Juni abends bot einer dieser Berge ein prachtvolles Schauspiel. Er erschien von ferne zunächst wie ein Festlandsberg mit scharfer Spitze, dann aber, als ihn die Sonne beleuchtete, gingen seine dunkelvioletten Farben in ein schimmerndes Spiel von Rot, Blau und Grün über und er strahlte wie ein Kristall. Er mochte mehrere hundert Fuß über Wasser emporragen, und als die „Hermione" auf etwa

anderthalb Seemeilen an ihn herangekommen war, staunten alle über seine Größe. Er ragte gewiß an vierhundert Fuß auf, und indem er sich jetzt mehr von der Breite zeigte, war zu erkennen, daß sein Kamm noch länger war, als die Spitze aufragte. Um eine solche Masse zu tragen, reichte die Sohle des Berges nach der Schätzung erfahrener Männer wohl an zweitausend Fuß unter den Meeresspiegel hinab und war sicherlich von enormer Ausdehnung.

In den Spalten und Rissen des riesigen Kristalls funkelte und blitzte es wie von Edelsteinen, das Sonnenlicht glühte an einzelnen Stellen wie Feuer daraus hervor und flimmerte dort wieder auf dem Abhang gleich unzähligen Sternen. Ganz still, mit majestätischer Ruhe zog das herrliche Gebirge, der Sendbote des hohen Nordens, einher, bis plötzlich eine Veränderung mit ihm vorging, der alle an Bord in atemloser, bewundernder Spannung zusahen. Dort, wo die höchste Spitze aufragte, kam ein großer Teil des Kammes ins Gleiten. In allen Farben des Regenbogens wechselnd, schoß der Bergesteil abwärts und stürzte mit donnerndem Krachen, das so stark war wie die Entladung beim stärksten Gewitter, in die See hinab. Der ganze Berg schwankte, und an seinem Fuß bäumte sich eine Welle auf, die sprühend ihren Gischt an den spiegelnden Wänden hinaufsandte. Diese Welle pflanzte sich auf der Oberfläche des Meeres fort, meilenweit schäumte das Wasser auf wie bei einem Sturm, und die mächtige Fregatte selbst schaukelte,

als nach minutenlanger Dauer die Wellenbewegung bis zu ihr gekommen war.

Gleich darauf ging die Sonne unter. In der Nacht mußte besonders scharfer Ausguck gehalten werden, es war sehr dunkel, und der Kapitän fürchtete, daß das Schiff mit einem der zahlreich umhertreibenden Kolosse zusammenstoßen könne. Diesem einen großen Berg war die „Hermione" noch glücklich aus dem Weg gegangen, aber in der Nacht war die Gefahr nicht gering. Der Kapitän ließ die Segel bergen, Dampf aufmachen und die Fregatte mit halber Fahrt langsam ihren Kurs fortsetzen.

Es waren je zwei Kadetten auf der Nachtwache, die viertelstündlich abgelöst wurden, und um Mitternacht befanden sich Otto und der Kadett Heise auf Deck. Die Fahrt hatte etwas Unheimliches. Mond und Sterne wurden zum größten Teil von Wolken bedeckt, die in gleicher Richtung mit den Eisbergen zogen und, wie es schien, mit diesen in einem gewissen Zusammenhang standen, der durch die kalte Ausstrahlung der gewaltigen Eismassen bedingt sein mochte. Manche dieser Massen erhoben sich nur wenig über die Wogen und hatten bei großer Ausdehnung mehr das Eigentümliche der Schollen, die den Hauptbestandteil des im Polarmeer häufigen Treibeises bildeten, manche aber glichen auch dem beim Untergang der Sonne beobachteten großen Berge, wenn auch keiner dessen Höhe erreichte.

Es war nicht so dunkel, daß man nicht in der Entfernung von etwa einer Seemeile die schwim-

menden Berge hätte sehen können, und die beiden Kadetten standen an der Verschanzung des Vorderdecks nahe dem Bugspriet und betrachteten gespannt das seltsame Schauspiel, wobei sie sich eines Nachtfernrohrs bedienten, aber auch mit bloßem Auge schon recht gut die näheren Erscheinungen verfolgen konnten. Die „Hermione“ fuhr mit einer Art von Zaghaftigkeit und wandte häufig den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Richtung, je nachdem der wachhabende Offizier auf der Kommandobank seine Befehle gab. Sie wand sich geschickt durch die treibenden Klippen und Bänke hindurch, die Eisberge dagegen zogen weiß und gespenstisch heran und vorüber. Aus dem Dunkel des Meeres und des umwölkten Horizontes tauchten sie schweigend und drohend auf. Bald waren sie, wenn gerade die Wolken sich gelichtet hatten, von himmlischem Licht beleuchtet und schienen von mattem Silber gebildet zu sein, bald glichen sie Kreidefelsen oder Sandbänken.

Ein Zusammenstoß mit einem dieser stillen Kolosse hätte der „Hermione“ verderblich werden können, und der Kapitän selbst befand sich auf dem Verdeck, um den Kurs des Schiffes zu überwachen.

Da schien es Otto, als vernehme er einen Laut von ungewöhnlicher Art über das Meer her schallen. Er hielt den Atem an.

„Hörtest du nichts?“ fragte er Heise nach einer Pause.

Dieser schüttelte den Kopf.

„Nichts Besonderes,“ erwiderte er.

Nur das Plätschern des an die Planken schlagenden Wassers und der gemäßigte, regelmäßig stampfende Lärm der Maschine war zu vernehmen, aber Otto strengte, indem er sich unwillkürlich vorbeugte, sein Gehör an, denn es war ihm doch so, als müsse er einen Laut vernommen haben, der nichts mit den Tönen gemein habe, die von den Elementen und von der treibenden Kraft des Schiffes herrührten. Er hatte geglaubt, den Schrei aus menschlicher Kehle zu vernehmen, jedoch in einer Weise, die es wiederum unwahrscheinlich machte, daß ein Schiffbrüchiger gerufen haben sollte. Gab es etwa einen ihm unbekannten Seevogel oder irgendeine Robbe, die vom Norden her auf dem Eise nach Süden zog und in menschenähnlicher Art schreien konnte?

Aber jetzt erscholl der Ruf noch einmal, und zwar so laut, daß auch Heise ihn hörte. Er war kläglich und langgezogen, und wiederum war es nicht so, als ob ein einzelner Mensch um Hilfe geschrien hätte, sondern es mischten sich hohe und tiefe Töne in dem langen Ruf.

„Es kommt von dort," sagte Otto, indem er die Hand ausstreckte und auf eine offene Fläche zwischen zwei riesigen Schollen zeigte, deren nähere Enden man weiß aus den dunkeln Wogen hervorblicken sah.

„Wir wollen dem Kapitän Meldung machen," entgegnete Heise. „Es könnte sein, daß dort ein Schiff läge. Nur sieht man keine Laternen."

„Es waren mehrere Stimmen. Vielleicht ein

Boot und mehrere Menschen, die gemeinsam riefen," sagte Otto.

Die Kadetten meldeten dem Kapitän, was sie gehört hatten, und zugleich kam auch schon eine Meldung von einem der Posten auf der Back, daß ein Hilferuf zu hören gewesen sei. Alsbald gab der Kapitän Befehl, beizudrehen und einen der Kutter zu Wasser zu lassen. Der Oberbootsmann übernahm das Kommando des Bootes, zehn Matrosen stiegen ein, und die Kadetten nahmen ebenfalls im Boot Platz, da sie am genauesten wußten, in welcher Richtung zu suchen sei. Zugleich wurde eine Rakete emporgesandt, um den Schiffbrüchigen die tröstende Anzeige zu machen, daß sie gehört worden seien. Der Kutter stieß ab und bewegte sich, von den Ruderern getrieben, dorthin, wo der Nähe der großen Eisschollen wegen für die Fregatte kein ratsamer Weg war. Die Laternen des großen Schiffes wichen zurück, wo das Boot über die dunkeln Wogen dahinzog, und ganz deutlich vernahmen die Männer im Boot jetzt wieder den Hilferuf. Otto konnte unterscheiden, daß männliche und weibliche Stimmen durcheinander riefen, daß also die Schiffbrüchigen auf Verabredung gemeinsam schrien, um den Ruf zu verstärken. Auf Kommando des Oberbootsmanns rief die Bootsbemannung jetzt auch und stieß ein mächtiges dreimaliges Hurra aus. Dann legten sich die Matrosen noch kräftiger in die Riemen und ließen den Kutter mit vermehrter Schnelligkeit auf die Stelle losschießen, woher der Ruf gekommen war.

Otto saß vorn im Bug und spähte in die Nacht hinaus, aber zu sehen war von den Schiffbrüchigen noch nichts. Wohl sah er das Eis. Zu beiden Seiten des Kutters, in einer Entfernung von mehreren hundert Schritt zogen sich die weißen Streifen hin, so daß es war, als fahre das Boot auf einem breiten Strom zwischen Eisufern. Die Fregatte lag schon sehr weit ab, doch waren ihre Laternen deutlich zu erkennen. Diese hatten offenbar auch den Schiffbrüchigen als Hoffnungssterne geleuchtet. Das dunkle Wasser rauschte unter dem Kiel des Kutters, taktmäßig erschallte der Ruderschlag, und schnell zog das Boot dahin. Wiederum ließ sich jetzt der Ruf vernehmen, und nicht mehr kläglich wie zu Anfang, sondern kräftig, mit jubelnder Betonung, und jetzt tauchte auch ein dunkler Körper auf dem Wasser auf, dann noch einer: Otto erblickte zwei Boote, die in geringer Entfernung voneinander lagen und beide dem Kutter entgegenruderten. Nur noch wenige Minuten dauerte es, und die Boote hatten einander erreicht. Freudig begrüßten die Schiffbrüchigen ihre Retter.

Das Boot, mit dem der Kutter zuerst zusammentraf, war gedrängt voll von Menschen, Männern und Frauen, so daß sein Bord nur niedrig über dem Wasser lag, und da der Kutter etwa vierzig Personen fassen konnte, ließ der Oberbootsmann sogleich eine Anzahl von den Schiffbrüchigen herübersteigen. Doch machte ihn der Steuermann darauf aufmerksam, daß auch das andre Boot überfüllt sei, und so wurden nur zwölf Per-

sonen, darunter neun Frauen, in den Kutter gelassen.

Otto sah an der Kleidung und dem Benehmen der Geretteten, daß sie einem Passagierdampfer angehören mußten. Es war vornehme, reiche Gesellschaft. Unter Dankesworten schmiegten sich die Damen, die sehr aufgeregt und erschöpft waren, auf den Ruderbänken zwischen die Matrosen und fingen an, von ihrem Unglück zu erzählen, wobei nicht recht zu vernehmen war, was sie mitteilten, weil sie alle zugleich sprachen und jammerten. Gleich darauf war der Kutter in der Nähe des zweiten Bootes angekommen, worin wohl mehr als achtzig Personen sitzen mußten.

Otto griff hinüber an Bord dieses Bootes, um dessen Anlegen an den Kutter zu unterstützen, und stand dann auf, um hilfreiche Hand beim Übersteigen zu leisten, während einer der Matrosen eine Fangleine um eine Bootsducht legte und die Fahrzeuge so aneinander befestigte. Indem Otto nun aber der ersten Dame die Hand gab, um sie zu stützen, als sie ihren Fuß auf die Ruderbank herübersetzte, wäre er vor Erstaunen und freudigem Schrecken beinahe erstarrt. Er sah der Dame ins Gesicht und erblickte wohlbekannte Züge. Aus dem roten, silbergestickten Baschlik, den sie um den Kopf gewunden trug, sah das reizende, doch nun so blasse Gesicht Gretchens heraus. Gretchens blondes Haar schimmerte unter der Hülle hervor, ihre wunderschönen dunkeln Augen waren es, die ihn jetzt mit einem seltsamen Ausdruck von Staunen und Freude anblickten.

„Fräulein Gretchen!“ sagte er mit erstickter Stimme.

„O mein Gott, sind Sie es wirklich!“ hauchte sie.

Beide standen einander gegenüber, ohne Fuß oder Hand weiterzubewegen. Otto hatte das Gefühl, er müsse die Geliebte, die er immer vor Augen und im Herzen getragen und nun in so wunderbarer Weise wiedergefunden hatte, mit beiden Armen umfangen, um sie zu tragen, zu erwärmen und aus aller Not in ein Paradies zu bringen, aber aus diesem beseligenden Wunsch schreckte ihn die rauhe Stimme des Oberbootsmanns auf.

„Vorwärts, Kadett! Schnell!“ rief der alte Seebär, der für die Poesie dieser Minute gar kein Verständnis besaß, und alsbald schritt Gretchen verschüchtert weiter und ließ sich von Otto auf den besten Platz schieben, der noch frei war. Die Umladung ging weiter. Wie eine Maschine stand Otto am Bug und half einem nach dem andern herüber. Er sah gar nicht, wer da kam, konnte die Herren gar nicht von den Damen unterscheiden, er sah nur und fühlte nur immer noch Gretchens liebes Gesichtchen und den Druck ihrer Hand.

„Wo ist meine Tochter?“ fragte ihn ein Herr in grauem Überrock.

Der Herr mußte durch die Schrecken dieser Nacht wohl die klare Besinnung verloren haben, denn woher sollte der Kadett seine Tochter kennen? Aber merkwürdigerweise wußte der fremde Kadett sogleich Bescheid. Kein Zweifel, daß von Gretchen die Rede war. Dieser Herr mit dem gelblichen Gesicht und

den dunkeln Augen, worüber sich starke schwarze Brauen wölbten, mußte Vater Calderon sein. Otto erriet es instinktmäßig.

„Hier bin ich, Vater," tönte Gretchens Stimme durch den Wirrwarr der Gespräche und Rufe, während Otto sich zugleich schon umgedreht und sie dem Herrn bezeichnet hatte.

„Gott sei Dank!" rief der Herr in spanischer Sprache. „Gerettet, mein liebes Kind! Ah, diese wackeren deutschen Seeleute!"

Er kletterte an Otto vorüber und nahm neben Gretchen Platz. Der Kutter war nunmehr gefüllt. Dreißig gerettete Passagiere befanden sich außer der Mannschaft darin, und alle drei Boote fuhren nunmehr in Kiellinie den Laternen der „Hermione" zu, die wie feurige Sterne dort hinten am Horizont hingen. Otto hatte sich hinter Herrn Calderon und Gretchen niedergesetzt, wo er zwischen zwei Damen eingeengt war, die ihn ausfragten und ihm erzählten, ohne daß er hörte oder antwortete. Er blickte auf Gretchen und war selig. Wie in einem schönen Traum befangen saß er da und betrachtete den roten silbergestickten Baschlik und den schottischen Plaid, den sie über ihren Reisemantel geschlungen trug. Doch zuweilen drehte sie den Kopf, wie sie damals getan hatte, als er ihrem flatternden Haar gefolgt war, und schickte ihm ein kleines Lächeln zu, das ihm die Nacht zu erhellen schien. Ihr Vater schlang den Arm um sie und fragte sie, wie sie sich befinde. Sie antwortete, daß sie sich sehr gut befinde und Gott dankbar sei. Dabei lächelte

sie wieder und sah rückwärts. Otto war glücklich, daß er so viel Spanisch verstand, um der Unterhaltung folgen zu können.

Währenddessen lenkte Heise das Steuer und berichtete auf die Fragen der Schiffbrüchigen über das Schiff, zu dem der Kutter gehörte. Er konnte es nach seiner Art nicht unterlassen, seine Antworten mit Komplimenten zu verbrämen. Der Kapitän und alle Offiziere, sagte er, würden bei allem aufrichtigen Mitleid für das Schicksal der Schiffbrüchigen doch entzückt sein über den Besuch so liebenswürdiger und schöner Damen.

Aber die Passagiere fingen nach den ersten Kundgebungen der Freude über ihre Rettung sehr über den Verlust ihres Gepäcks zu klagen an. Was sie erzählten, war den Vermutungen gemäß, die man an Bord der „Hermione" gehegt hatte. Das Schiff, worauf sich die Schiffbrüchigen befunden hatten, war im Morgengrauen des vergangenen Tages mit einem Eisberg zusammengestoßen und hatte einen starken Leck bekommen. Bis gegen Abend hatte der Kapitän den Dampfer über Wasser gehalten, dann aber hatte er sich bei immer höher steigendem Wasser im Raum genötigt gesehen, seine Zuflucht zu den Booten zu nehmen. Sämtliche Passagiere, hundertfünfunddreißig an Zahl, sowie die Mannschaft waren gerettet worden, aber wohl sechs Stunden lang waren die Schiffbrüchigen in Gefahr und Angst umhergetrieben, bis das Erscheinen der „Hermione" den schon Verzweifelnden neuen Mut gegeben hatte. Der untergegangene

Dampfer war der „Achilles" gewesen, Kapitän Friedrichsen, der von Hamburg nach Veracruz unterwegs gewesen war und Havanna hatte anlaufen sollen.

Die „Hermione" hatte inzwischen ihre Lage verändert. Sie mochte durch die treibenden Schollen genötigt worden sein, weiter nach Nordwest zu gehen. Doch versäumte sie nicht, durch Raketen ihrem Kutter die Veränderung ihrer Lage zu bezeichnen, und auch ihre Laternen blieben sichtbar, während die drei Boote ihr folgten. Für Otto war die Verlängerung der Bootsfahrt eine Verlängerung seines Glücks. Er hätte immerzu so fahren mögen: Gretchen vor sich und das selige Gefühl im Herzen, zu ihrer Rettung beigetragen zu haben. Glücklicherweise war das Meer ruhig, so daß für die Boote keinerlei Gefahr durch überschlagende Wellen vorhanden war. Nur fand er jetzt eine Beunruhigung darin, daß sie ihn mit Sie angeredet hatte. Sie war noch dieselbe wie damals, noch ebenso schön, aber sie war größer geworden, älter und vielleicht noch viel schöner. Wenn sie ihn nur nicht vergessen hatte! Das heißt: vergessen hatte sie ihn ja nicht, aber es konnten im Lauf der Jahre andre Eindrücke in ihrem Herzen entstanden sein, die sein Bild verwischt hatten. Doch nein, sie blickte ihn ja so freundlich an und benutzte jede Gelegenheit, sich umzusehen! Und er selbst hatte sie ja Fräulein angeredet, da er in der ersten freudigen Bestürzung und von ihrem erwachsenen Aussehen betroffen, nicht darauf verfallen war, sie

gleich vertraulich mit ihrem Vornamen allein anzureden wie damals im Garten des Fensterguckers, wo er ihr seine Liebe gestanden und sich mit ihr verlobt hatte. Er schwebte in einer wahrhaft verwirrenden Glücksempfindung, die Erscheinung Gretchens war ihm nach so langer Seefahrt, wobei er kein weibliches Wesen außer den braunen und den schwarzen Gestalten der Inseln und Häfen zu Gesicht bekommen hatte, überwältigend wie die Erscheinung eines Engels, eines Wesens aus einer andern Welt.

Endlich war die „Hermione" erreicht, der Kutter legte zuerst an, und Otto ward noch das große Glück zuteil, Gretchen zu dem hohen Bord hinaufzuhelfen. Er merkte recht gut, daß Heise bei dieser Gelegenheit sich vorzudrängen suchte, um sich angenehm zu machen. Er mußte Gretchen wohl von seinem Steuerruder aus bemerkt und ebenfalls liebreizend gefunden haben, denn er manövrierte so, daß er ihr nahekam. Während der Kutter an der Fallreepstreppe anlegte, übergab er das Steuer einem der Matrosen und ging auf dem Bordrande einher, um unten an der Treppe bei der Hand zu sein. Aber Otto hatte den Vorteil, vorn am Buge und unmittelbar hinter Gretchen zu stehen. Diesen Vorteil ließ er sich nicht entgehen, sondern griff rasch entschlossen zu. Während Gretchen aufstand und das Boot an der Schiffswand auf und nieder schwebte, faßte er sie ohne Zaudern mit der Linken um den Leib und hob sie mit einem energischen Zug der Rechten auf seine Schulter. Sie folgte mit

einer vertrauenden Hingebung, die ihn wonnig durchrieselte, schlang ihre Arme um seinen Hals und lehnte sich auf ihn. Dann schob er Heise zur Seite und stieg mit seiner süßen Last als der erste die steile Treppe hinan. Hierbei wäre er aber beinahe von einer der obersten Stufen hinuntergefallen, nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern in einem Schwindel des Entzückens. Denn Gretchen, deren Kopf dicht neben seiner linken Wange war, flüsterte ihm zu: „Tausend Dank, mein lieber, lieber Otto!" Dabei aber kam sie mit ihren Lippen so nahe an sein Ohr, daß es wie ein hingehauchter Kuß war. Vielleicht war es wirklich ein Kuß, den sie in ihrer großen Dankbarkeit, von der Dunkelheit begünstigt, auf sein Ohr drückte. Er konnte nichts erwidern, er war ganz außer sich. Er ließ Gretchen gerade vor dem Kapitän und dem ersten Offizier von seinem Arm auf die Planken des Verdecks niedergleiten, und nun wandten sich diese beiden hohen Vorgesetzten gleich zu ihr, begrüßten sie und fragten sie nach ihrem Befinden.

Auf den ersten Kadetten folgte sogleich der zweite. Kaum hatte Otto seine schöne Bürde niedergesetzt, so tauchte Heise über dem Bordrand auf und brachte eine zweite junge Dame. Die Offiziere hatten genug mit Begrüßungen zu tun. Mann nach Mann trugen die Matrosen junge und alte Damen herauf und hinter ihnen kamen die männlichen Passagiere. Das Verdeck des Kriegsschiffes füllte sich. Ein Boot nach dem andern schickte seine Insassen herauf, auf und nieder stiegen

die behenden, starken Seeleute, um alle sicher zu geleiten, und sämtliche Offiziere und Unteroffiziere der „Hermione“ hatten ihr Lager verlassen, um die ungewohnte Einquartierung zu empfangen. Das Kriegsschiff änderte sich erheblich in seinem Aussehen, die strenge Ordnung war dahin, und fast eine Stunde lang herrschte grenzenlose Verwirrung. Das Hinterdeck, sonst der geweihte Aufenthalt der Kommandierenden, war voll von Herren und Damen und von den kleinen Gepäckstücken, die sie im letzten Augenblick noch gerettet und mitgebracht hatten. Bunte Tücher und Regenmäntel hingen auf den Kanonen, Reisetaschen hingen an den Lafetten, und Hunderte von Stimmen erschollen durcheinander.

Der Kapitän zeigte sich galant wie ein deutscher Seeoffizier. Er stellte seine eigne Kajüte für die Damen zur Verfügung, er ließ von seinem Koch Grog und Glühwein bereiten, opferte seine besten Flaschen Madeira und Konstantia und seine Delikatessen in den Konservebüchsen. In seiner Kajüte und auf dem Verdeck wurde gegessen und getrunken, und die Schiffbrüchigen zeigten guten Appetit und freuten sich der erwärmenden Getränke. Die Offiziere folgten dem Beispiel des Kapitäns, sie boten ihre Kammern zu Schlafstellen an und hatten auch ihrerseits ihren Koch und die Stewards in Bewegung gesetzt. Die Kadetten vermochten nicht mit den Offizieren zu rivalisieren, ihre Mittel waren beschränkter, aber sie taten, was sie konnten, und besonders Heise ging mit dem Rest des Konstantiaweins umher und schenkte den Damen ein. Alle

Bande der Borddisziplin schienen durch Menschenfreundlichkeit und Höflichkeit gelöst zu sein, und die alten Maate sahen mit einem gewissen Schaudern ihrer Diensthaut zu, wie das Durcheinander um sich griff, die wollenen Matrosenjacken aus den Vorräten hervorgeholt und den Damen angezogen wurden, Offiziere ihr Nachtlager in der Batterie aufschlugen und die Räume der strengen Befehlshaber, des Kapitäns, des ersten Offiziers, sich mit weiblichen Wesen füllten, die doch im gewöhnlichen, bordmäßigen Verlauf der Dinge das Allerverbotenste auf einem Kriegsschiff sind. Aber nicht allein die alten Maate, diese verkörperten Dienstvorschriften, gerieten außer Fassung. Die ganze Besatzung der „Hermione" und vor allem die Offiziere und Kadetten, die ja denselben Ständen angehörten wie die geretteten Passagiere, waren wie berauscht. Dreiundachtzig Damen waren an Bord, und wenn darunter auch nur höchstens etwa zwanzig waren, die am Land ihrer Schönheit wegen die Aufmerksamkeit erregt und männliche Herzen zu schnellerem Schlag gebracht haben würden, so waren doch hier auf dem Meer fast alle bezaubernd schön. Es erging allen Seeleuten an Bord S. M. Kreuzerfregatte ähnlich wie Otto. Er zwar war verliebt, aber sie alle waren nach so langer Beschäftigung mit Holz, Eisen und Hanf, nach so langer Beobachtung von Wind und Wasser, nach so langem Anschauen von lauter männlichen Gesichtern in einen Zustand geraten, daß sie schon durch die bloße Erscheinung von langen Röcken in Ekstase versetzt wurden, selbst

wenn zu magere oder zu fette Gestalten darin steckten und ältliche, runzlige Gesichter darüber hervorguckten. Das war eine Aufopferung, das war eine Galanterie ohne Ende, und mehrere der Damen, die mit großen Töchtern auf der Reise waren, die des Entgegenkommens ihrer ergrauten Ehemänner längst entwöhnt waren, oder die sich an den Gedanken gewöhnt hatten, daß ihre Reize nun wohl endgültig als zu schwach befunden worden seien, um männliche Herzen zu besiegen, konnten sich in dieser Nacht der angenehmen Illusion nicht erwehren, daß es wohl eines Schiffbruches und einer nächtlichen Bootfahrt verlohne, um solche Entdeckungen zu machen und so angenehm überrascht zu werden wie hier auf dem in Waffen starrenden Kriegsschiff.

Die Sonne war bereits über dem Horizont aufgegangen und überstrahlte mit goldigem Schein das weite Meer, als alle Passagiere endlich glücklich verstaut waren, wie der Oberbootsmann sich ausdrückte. In der Kadettenmesse schliefen zwölf Damen auf Matratzen, darunter Gretchen Calderon, und die Seekadetten, viel zu aufgeregt, um noch mit Schlafen anzufangen, waren auf Deck gleich sämtlichen Offizieren. Der Kapitän stand auf der Kommandobank. Er hatte Befehl gegeben, neuen Kurs aufzusetzen: die „Hermione" steuerte nach Havanna, um dort ihren unerwarteten Besuch abzusetzen.

17 Buntes Bordleben

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.
Schleiermacher

Niemand hätte mit Recht behaupten dürfen, daß der Dienst unter dem Einbruch der liebenswürdigen Völkerschaft der Passagiere des „Achilles" gelitten hätte. Kapitän und Offiziere der „Hermione" hatten wie vorher ein strenges Auge auf Navigation und Segelführung wie auf die sonstigen Obliegenheiten an Bord gerichtet. Aber es war nicht zu leugnen, daß außerdem ein großes Interesse daran herrschte, dem Besuch den Aufenthalt an Bord angenehm zu machen, und Vorgesetzte und Untergebene zerbrachen sich den Kopf, wie sie das am besten anstellen sollten. Auf Vorschlag des ersten Offiziers genehmigte der Kapitän, daß der Schiffszimmermann vier Dutzend kleine Sessel aus Holz und Segeltuch anfertigen sollte, damit die Damen auf Deck sitzen könnten, wenn sie erst erwacht sein würden und Lust bezeugten, die frische Seeluft zu genießen. Und mit zauberhafter Geschwindigkeit hatten der Zimmermann und seine Leute diese Sessel schon nach einigen Stunden fertig. Ebenso wurde genehmigt, daß das Hinterdeck mit Tischen ausgestattet und durch ausgespannte Segel beschattet wurde. Als gegen zehn Uhr morgens die ersten Passagiere von unten heraufkamen und sich umschauten, hatte sich das Hinterdeck bereits in eine Art von Salon verwandelt.

Offiziere und Seekadetten zeigten eine merkliche Verfeinerung in ihrem äußeren Menschen. Der wachhabende Leutnant trug einen neuen Rock und Glacéhandschuhe, an Heises Füßen bemerkte der erste Offizier Lackstiefel, ließ es aber bei einem strengen, durch spöttisches Lächeln gemilderten Blick bewenden. Hatte er selbst doch ein nagelneues seidenes Halstuch umgebunden und seinen langen braunen Backenbart mit Brillantine aufgefrischt.

Gegen elf Uhr befand sich ein großer Teil der Damen auf Deck, namentlich die jungen Mädchen waren alle da und schienen sich von ihren Strapazen erholt zu haben. Gretchen kam am Arm ihres Vaters und sah in dem hellen Licht des wundervollen Tages herrlich aus. Otto ging auf sie zu, erkundigte sich nach ihrem Befinden und kam in ein Gespräch mit Herrn Calderon, wobei sich herausstellte, daß er Gretchen bereits vor Jahren kennen gelernt hatte. Doch waren er sowohl wie Gretchen klug und vorsichtig genug, bei dem Sie zu bleiben und durch keine Zärtlichkeit zu verraten, daß sie einander nahestanden und sich verlobt hatten.

Herrn Calderons Ansicht hierüber war zu ungewiß. Er erzählte, daß er seine Tochter von der Pension abgeholt habe und daß sie nun in Havanna bei ihm und der Mutter bleiben solle.

Mehrere andre Personen gesellten sich während der Unterhaltung zu der kleinen Gruppe, darunter zu Ottos Mißbehagen der Kadett Heise. Otto hatte ihn recht lieb, Heise war sein guter Freund,

aber es gibt Umstände, unter denen auch ein guter Freund zur lästigen Gesellschaft wird, und Heise schien ebenfalls großes Gefallen an Gretchen zu finden. Er war ein hübscher Mensch, wenn auch nach Ottos Ansicht nicht so hübsch, wie er selbst sich einbildete. Dabei war er so ungemein mundfertig. Er hatte sich sehr schön gemacht, trug die Dienstmütze keck im Nacken und auf einem Ohr und strich, während er mit Gretchen sprach, den kleinen jugendlichen Schnurrbart mit unternehmender Gebärde. Er tat ungefähr so, als ob er die „Hermione" kommandiere. Es war für Otto eine wahre Erleichterung, daß auch der Navigationsoffizier, Leutnant zur See Schormann, ein sehr gelehrter Herr, herzutrat und durch sein Ansehen den dreisten Seekadetten etwas drückte. Er schien nicht Gretchens wegen gekommen zu sein, er richtete das Wort mehr an eine andre, ältere Dame aus Hamburg, die mit Calderons befreundet war. Sie hieß Frau Drewsen und war in Begleitung ihres Gatten, was sie jedoch nicht hinderte, ziemlich stark mit den Seeoffizieren zu kokettieren. Sie war hübsch, vielleicht etwas zu stark, aber sehr munter und beweglich. Ihr Gatte mochte wohl an die dreißig Jahre älter sein als sie.

Zu ihrer Unterhaltung stellte Leutnant zur See Schormann scharfsinnige Hypothesen über die Herkunft und Beschaffenheit der Eisberge auf, die das unerwartete Begegnen verursacht hatten und nunmehr wieder völlig verschwunden waren. Auch meinte er, daß die starken Temperaturwechsel, die

man im Mai und Juni in Europa ziemlich regelmäßig beobachte, der Rückfall in die Kälte, der dann in Deutschland so unangenehm empfunden werde, mit dem Erscheinen des nach dem Äquator hin treibenden Polareises zusammenhänge. Die Eisberge, erklärte er, verbreiteten eine solche Kälte um sich, daß der Westwind, vom Atlantischen Meer her über Europa hinwehend, bis zum Schwarzen Meer hin eine Abkühlung um zehn bis fünfzehn Grad bewirke.

Frau Drewsen hörte die Erklärung ganz geduldig an, sandte inzwischen jedoch ein verführerisches Lächeln zu dem ersten Offizier hinüber, der gleichfalls in die Nähe kam und sie versicherte, der Unfall am vergangenen Tage habe ihrem Aussehen gar nicht geschadet, sie sehe ungemein wohl, blühend und anmutig aus. Dies schien Frau Drewsen noch lieber zu hören als die Theorie über die Eisberge und den Kälterückfall. Sie wandte sich zum Verdrusse des gelehrten Navigationsoffiziers zum Kapitänleutnant von Tergen und war bald mit ihm in eine so interessante Unterhaltung verflochten, daß sie auf die übrige Gesellschaft nicht mehr achtete.

„Alles, was wir tun können, mein gnädiges Fräulein,“ sagte inzwischen Heise zu Fräulein Calderon, „alles, was in unsern Kräften steht, soll geschehen, um Ihnen die Reise bis Kuba möglichst wenig beschwerlich zu machen. Ich für meine Person kann, so egoistisch dies auch lauten mag, nur bedauern, daß diese Reise so kurz ist. In fünf Tagen können wir schon Kuba sehen.“

„Vorausgesetzt, daß nicht ein neues Unglück eintritt," sagte Herr Calderon.

„Oh, da seien Sie unbesorgt," entgegnete Heise. „Unter unsrer Flagge fährt man wie in Abrahams Schoß."

„Das ist gar keine angenehme Versicherung," warf Gretchen scherzend ein. In Abrahams Schoß ist man ja im Jenseits."

„Gnädiges Fräulein sind kolossal bibelfest," sagte Heise.

„Das will ich meinen, ich weiß das alles von meiner Konfirmation her," entgegnete Gretchen, indem sie Otto einen freundlichen Blick zuwarf.

Aber Ottos Stirn hatte sich verdüstert und ward noch finsterer, als Heise nun zu erzählen anfing, daß er auf seinen Seefahrten schon die merkwürdigsten Erlebnisse mit Eisbergen gehabt habe.

„Es war auf einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Nordpol, die von den Vereinigten Staaten ausging," erzählte er Gretchen, während ihr Vater sich mit dem Navigationsoffizier unterhielt, „daß wir, etwa unterm fünfundsiebzigsten Grad nördlicher Breite, einem Eisberg begegneten, der von großer Ausdehnung, ganz ungewöhnlicher Ausdehnung war. Wir hätten ihn vielleicht nicht entdeckt und hätten daran scheitern können, wenn nicht zum Glück — es war in der Nacht — ein Nordlicht aufgeflammt wäre. Es war ein Nordlicht, wie ich es niemals vorher und nachher in solcher Schönheit gesehen hatte. Feurige Strahlen schossen vom Horizont bis zum Zenit empor, und

ein Glanz umstrahlte die ganze nördliche Region, als wäre der Pol selbst in Flammen geraten. So steuerten wir denn um den ganz feurig leuchtenden Berg vorsichtig herum, als ich ein Rufen vernahm, ganz ähnlich wie gestern, wo das Glück es wollte, daß ich das Rufen der verehrten Herrschaften in den Booten hörte. Ich machte den Kapitän darauf aufmerksam, wir drehten bei, und ich fuhr mit einem Boot nahe an den Berg heran, was ja mit dem Dampfer selbst nicht ratsam gewesen wäre. Das Rufen kam augenscheinlich von dem Berge her. Ein feenhafter Anblick, wie das gleichsam brennende Gebirge immer näher vor mir aus dem Wasser hervorwuchs! Aber ich vergaß die Schönheit des Anblicks über dem Ergreifenden der Szene, die mir vor Augen stand, als ich nun das Boot in einer kleinen Eisbucht anlegte und aufwärts blickte. Zwei Menschen befanden sich oberhalb des Anlegeplatzes, eine männliche und eine weibliche Gestalt. Sie hielten einander umschlungen und kamen vorsichtig die glatte Fläche herab auf mich zu. Ich ging ihnen entgegen, reichte ihnen die Hand und stützte sie. Sie waren beide jung, und die Dame war ungewöhnlich schön, doch waren sie so schwach, daß sie nicht reden konnten. Erst an Bord kamen sie unter sorgfältiger Pflege wieder zu sich, und da erfuhr ich von ihnen, daß sie, auf einer Hochzeitsreise begriffen, vom Sturm überfallen und mit Mühe nach Untergang des Schiffes auf den Eisberg gerettet worden waren. Von fünfundzwanzig Personen waren sie die einzigen Überlebenden.

Alle andern waren nach und nach erfroren und dann leblos an dem eisigen Abhang hinuntergeglitten und ins Wasser gefallen. Daß sie allein übriggeblieben waren, erklärten sie daraus, daß ihre innige, glühende Liebe sie erwärmt hätte. Sie hatten sich beständig umschlungen gehalten und so ihre natürliche Körperwärme einander mitgeteilt und gleichsam addiert. Es war ein interessanter Fall für die Wirkung moralischer Kräfte auf das Physische, und unser Schiffsarzt schrieb darüber eine Abhandlung für die ‚United States Psychical Researches', die großes Aufsehen erregt hat."

„Sie erzählen hübsche Geschichten, Herr Seekadett," sagte Gretchen. „Wer Ihnen alles glaubt, kann viel lernen."

Otto wandte sich ab und auf die andre Seite des Verdecks. Schwermütig blickte er in die Wellen hinab. Was sollte er in Gretchens Gesellschaft? Während der ganzen unverschämten Aufschneiderei hatte sie Heise angesehen und sich augenscheinlich sehr über den kecken Kameraden amüsiert. In solcher Weise konnte er Gretchen nicht unterhalten. Ihn drängte es nur, ihr seine erhabensten Gefühle mitzuteilen, aber dafür fehlte ja die Gelegenheit. Unsinn vermochte er nicht mit ihr zu reden, da mußte Heise die Oberhand behalten. Aber daß Gretchen diesen Unsinn ruhig anhörte und sogar darüber lachen konnte, das schmerzte ihn. Er sah von weitem, daß Heise auch jetzt noch vor ihr stehenblieb. Sie hatte sich auf einem der schönen neuen Taburetts des Schiffszimmermanns nieder=

gelassen, und ihr liebes Gesicht war emporgerichtet zu Heise, der ihr vermutlich immer neue Lügen und wohl auch Komplimente dazu auftischte — zu ihm, der fern stand, blickte sie nicht herüber. Er hätte Heise ins Wasser werfen mögen. Wie hatte er behaupten können, er hätte den Hilferuf vom Boot her zuerst vernommen?

Heute ward keine Musterung gehalten, es wurde auch nicht an den Geschützen exerziert, und das Segelexerzitium fiel aus. Wer von den Offizieren hätte auch Lust gehabt, sich damit zu befassen, und woher hätte der Platz zur Musterung genommen werden sollen? Das ganze Deck war von Mitmenschen angefüllt, die der christlichen Nächstenliebe bedurften, und die Offiziere und sonstigen Vorgesetzten hatten vollauf damit zu tun, die Schiffbrüchigen zu trösten und ihnen Auskunft über hunderterlei Fragen zu geben. Auf Vorderdeck und Hinterdeck hatten sich zwanglose Gruppen gebildet, Marineuniformen mischten sich mit Reiseröcken und wallenden Gewändern, die goldenen Mützenstreifen schimmerten zwischen Damenhüten. Der Mildtätigkeit waren keine Schranken gesetzt, Werke der Barmherzigkeit wurden auf dem Verdeck wie in den Kajüten geübt, die rauhesten Seebären bemühten sich, vor den schönen Unglücklichen, die ihre Koffer und Körbe verloren und soviel Unbill von der See erlitten hatten, zu ihrer Erquickung und Aufheiterung zierlich zu tanzen. Zwar kamen nicht selten Schmeicheleien zum Vorschein, die stark nach Teer rochen, namentlich auf Vorderdeck, wo

die Deckoffiziere und Unteroffiziere der Pflicht der Höflichkeit und Nächstenliebe nachkamen und sich redlich bemühten, Hochdeutsch zu sprechen und Fremdwörter anzubringen. Aber die Damen nahmen nichts übel, bezeigten eine unerschöpfliche Wißbegierde und schienen sich verschworen zu haben, durch Kokettieren das ganze Kriegsschiff in Flammen zu setzen. Die arglosen Seeleute waren solchen Angriffen gegenüber völlig wehrlos. Ihre Herzen waren durch die lange Seefahrt so schwach geworden, daß der leiseste Stoß sie umwarf, ein Blick, ein Seufzer, ein Lächeln sie entzündete.

In den Kambüsen sprühten die Herde, und die Köche bemühten sich auf das äußerste, eine feine Mahlzeit zustande zu bringen, aus der Offiziersmesse und der Kadettenmesse schleppten dienstfertige Hände unter Leitung des Botteliers Tischzeug und Geschirr herauf, um den Gästen zierlich gedeckte Frühstückstafeln anzubieten, ja, der erste Offizier hatte das Musikkorps am Großmast aufgestellt, und fröhliche Märsche und Tänze erklangen über die Fregatte hin.

Otto wurde durch alle diese festlichen Vorgänge eher verstimmt als aufgeheitert. Ja, wenn er sein Gretchen hätte für sich haben können! Lieber wäre er mit ihr allein in einem verlassenen Boot inmitten eines Sturmes gefahren. Da hätte er sie schon beschützen, in seinen Armen halten und sie seiner ewigen Liebe versichern wollen. Aber so, hier in dem Kreise so vieler Kameraden und wo der widerwärtige Schwätzer, der Heise, ihr nicht

von der Seite wich, da wurde er mutlos. Wie schön war sie doch geworden! Eine vollendete Dame war aus dem kleinen Mädchen emporgewachsen, so schlank und anmutig, von so feinem, sicherem Benehmen. Das Gesicht war wohl noch das alte, es war dieses liebe, reizende, entzückende Antlitz mit den in den Schläfen flatternden Löckchen und den Grübchen in Kinn und Wangen, aber es hatte sich doch auch verändert, es war jetzt das Gesicht einer Weltdame. Freilich war ja Gretchen auch keine Konfirmandin mehr, sie war alt geworden, sie zählte ihre siebzehn Jahre. Und sie schien gar nichts davon zu bemerken, daß er schwermütig war und sich zurückhielt, wenigstens legte sie kein Gewicht darauf. Sie war heiter und gesprächig. Otto beobachtete sie unausgesetzt, er sah, daß sie munter plauderte, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber natürlich mit Heise. Das brachte ihn schließlich in Zorn und Grimm. Er wollte es sich nicht anmerken lassen, wie sehr er litt, und er wollte ihr sogar zeigen, daß er sich nichts aus ihr mache. Da waren zwei junge Damen aus Berlin, zwei Schwestern, die von Anfang an sehr liebenswürdig gegen die Seekadetten gewesen waren und schon mit den jungen Herren zu kokettieren angefangen hatten, als sie kaum den Fuß auf die Deckplanken gesetzt und das Spritzwasser abgeschüttelt hatten. Mit diesen ging er in Gretchens Nähe umher und sprach laut und lachte und tat außerordentlich vergnügt.

Der Tag verging, die Nacht brach herein, und

in finsterem Brüten legte sich Otto in der Batterie zum Schlafen nieder, den Kopf auf einem zusammengerollten Stück Segeltuch, denn alle Bequemlichkeiten waren ja für die Damen geopfert worden. Er war ganz verzweifelt, denn die Berlinerinnen hatten ihn schließlich gelangweilt. Seine Laune ward nicht dadurch verbessert, daß Heise sich neben ihm niederließ und ihn anredete.

„Hast du den ersten Offizier beobachtet?" fragte Heise. „Es ist zum Totschießen. Er ist verliebt bis über die Ohren. Bildet sich ein, er hätte Frau Drewsen erobert."

„Ich bin müde," antwortete Otto.

„Ich wünschte, ich könnte ihm einen Possen spielen," fuhr Heise fort. „Er hat mich zu sehr geelendet. Ich habe mein Kerbholz, und der erste Offizier hat seinen richtigen Einschnitt darin. Unter uns gesagt, Frau Drewsen liebt mich."

„Wenn das wirklich wahr ist, so finde ich es sehr indiskret von dir, davon zu sprechen," antwortete Otto.

„An Bord gibt es keine Indiskretion. Das ist alles für vier oder fünf Tage, dann ist der ganze Zauber vorbei. Aber die Drewsen ist eine famose Person. Hat sie einmal ihren Kurs ausgesteckt, so geht sie mit Volldampf. Aber zerreißen kann sich unsereiner doch nicht, und für die kleine Calderon gebe ich zwei Drewsen hin, vielleicht auch ein Dutzend."

„Wie kommst du dazu, so von Fräulein Calderon zu sprechen?" fragte Otto aufbrausend.

„Na, in deine Laune ist wohl ein falscher Kink gekommen!“ sagte Heise verwundert. „Was hast du denn?“

„Ich habe das, daß ich es indiskret und unritterlich finde, von den Damen, die in unserm Schutze sind, anders zu sprechen als mit Hochachtung.“

„Du bist närrisch,“ sagte Heise. „Lehr' du mich mit Weibern umgehen! Sie wollen geliebt sein, und alles andre ist Unsinn. Ich habe mich göttlich amüsiert über die Drewsen. Ihr Mann saß da und wackelte mit der Kinnlade. Sie sagte zum ersten Offizier mit einem schmachtenden Blick, daß sie es gar nicht begreifen könnte, wie die Herren von der Marine es so lange aushalten könnten, ganz ohne Frauen zu leben. Gewiß gewöhnten sie sich zartere Empfindungen ganz ab, oder sie müßten unglücklich sein. Der erste Offizier machte ein Gesicht, das so aussah, als ob sie ihm einen Topf voll Stengenschmiere hineingegossen hätte, und antwortete irgendeine Albernheit, deren Sinn ungefähr war, daß es bloß an ihr gefehlt habe, um seine zarten Empfindungen aufleben zu lassen. Dabei wackelte ihr Mann immer weiter mit der Kinnlade und sah im Unterschiff ebenso erbärmlich aus wie in der Takelage. Sie aber drückte mir die Finger mit ihrer weichen Patschhand ganz verstohlen, so unter ihrem Plaid. Sie hatte das ganz richtig erkannt, daß der erste Offizier doch immer nur Redensarten machte, während ich ein ganz andrer Kerl bin. Die junge Frau tut mir leid,

aber, wie gesagt, zerreißen kann man sich doch nicht, und die kleine Calderon hat mir's angetan."

„Ich kann dir nur wiederholen, daß ich deine Art, von den Damen zu sprechen, unritterlich finde," sagte Otto, vor Zorn bebend, aber doch besorgt, sein Liebesgeheimnis zu verraten. „Und alles, was nicht ritterlich ist, das finde ich verächtlich."

Heise richtete sich empor und sah den Kameraden fest an.

„Hast du die Absicht, mir etwas Beleidigendes zu sagen?" fragte er.

„Das Beleidigende liegt in deinen Reden, und du kannst meine Bemerkungen darüber aufnehmen, wie du willst."

„Ich nehme sie so auf, daß ich mir fernere von derselben Art verbitte!"

„Und ich sage dir, daß du noch schärfere Bemerkungen hören wirst, wenn du fortfährst, über die Damen zu lästern."

„Deine Entrüstung ist lächerlich, mein lieber Junge."

„Ihr Benehmen gegen mich ist unverschämt, Kadett Heise."

„Sie werden weiter von mir hören, Kadett Gerding."

Nachdem der Streit so weit gediehen war, drehten sich beide um und streckten sich zum Schlafen aus. Aber sie schliefen nicht so schnell ein wie sonst. Heise ging mit der Absicht um, seinen Freund auf Pistolen zu fordern, Otto erwartete eine For-

derung und malte sich aus, daß es für ihn das beste sei, getötet zu werden, wenn ihm Gretchen untreu war. Lieber freilich würde es ihm sein, so sagte er sich, wenn er Heise töten und dann Gretchen für immer Lebewohl sagen könnte.

Als der Morgen jedoch so hell und klar über der spiegelnden, prachtvollen See aufging und beide jungen Leute nach mehrstündigem Schlaf gestärkt und mit neuen Gedanken aufwachten, sahen sie ihren Zwist milder an. Sie grüßten sich zwar nicht, sondern gingen schweigend aneinander vorüber, aber sie hatten auch keine Mordgedanken mehr. Wenn Gretchen wirklich den Kameraden lieber hatte als ihn, dachte Otto, so wollte er ihr Glück nicht zerstören, sondern im stillen leiden. Er wollte nur noch dem Dienst leben, mit dem irdischen Glück aber sollte es für immer vorbei sein. Sollte Heise ihn fordern, so würde er das Duell zwar annehmen, aber den Gegner schonen. Heise auf der andern Seite wollte so tun, als habe er die Beleidigung vergessen, und sich dadurch rächen, daß er seine Liebenswürdigkeit gegen die Damen verdoppelte.

Infolgedessen verlief der neue Tag sehr vergnügt für Heise, sehr traurig für Otto. Heise war immer neben Gretchen zu sehen, Otto begnügte sich mit einer Verbeugung und der kurzen Frage nach ihrem Befinden, ging dann aber zur Seite, als sie ihm ebenso kurz geantwortet hatte, und bekümmerte sich überhaupt nicht mehr um die Passagiere, auch nicht um die Schwestern aus Berlin, sondern um den Dienst. Und da es heute wieder

ebensowenig zu tun gab wie gestern, holte er seine Bücher hervor und studierte die Simpsonschen und Guldinschen Regeln.

Am Abend wurde es ihm aber doch zu schwermütig, und er konnte es bei den Büchern nicht mehr aushalten. Er ging auf Deck und sah sich um. Es herrschte noch immer der frühere Zustand. Der Himmel war klar, die See war ruhig, die ganze Welt schien in goldigem Blau und Rot zu schimmern. Keine drohenden Wolken am Horizont, kein Sturm vorauszusehen, und doch eine eigentümliche Spannung in der Luft wie bei elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre. Es war keine Elektrizität, die von außen kam, die Spannung an Bord S. M. Kreuzerfregatte „Hermione" strahlte aus den inneren Verhältnissen hervor, die Luft war mit Liebe geladen. Überall waren Gruppen von Seeleuten und Damen verstreut, es wurde geplaudert und gelacht, Wein und Limonade getrunken, und die Melodie eines Straußschen Walzers tönte vom Großmast her.

Otto wurde durch diesen Anblick nicht erheitert. Er blickte nach Gretchen aus. Welche süße Träume, welche Wonne der Zukunft waren in diesen Tagen zerstört worden? Wo war Hannibal? Wo Julius Cäsar? Er war ein armer, schwermütiger Seekadett, er hegte keine Hoffnungen mehr. Gretchen saß dort auf Hinterdeck an einem gedeckten Tischchen, um sie her ein halbes Dutzend Damen und Marineuniformen und natürlich auch Heise, der Unverschämte, die Mütze auf dem linken Ohr.

Otto wandte sich dem Vorderdeck zu. Die Sonne ging unter, dort hinten am westlichen Horizont tauchte sie in das uralte Meer ein, und die Wellen strahlten ihre feurige Scheibe wider. Von dem Feuerball, der in die Fluten sank, ging eine unermeßliche Fülle von Licht aus, es glühte und flammte auf den Wogen, wallte auf und nieder und zog sich in einem breiten Streifen vom Horizont bis zum Bug der Fregatte her, wo er stand und hinausschaute. Es war, als ob das Meer von untenher, von der unergründlichen Tiefe aus erleuchtet würde, gleich Fluten von Feuer wallte es empor. Er versenkte sich in den herrlichen Anblick, er ward nicht müde, das Spiel der brennenden Wogen zu betrachten, und allmählich veränderten sich ihre Farben, sie gingen in Purpur über, versanken in Violett, und dann zitterte nur noch ein glänzendes Grau nach, jetzt endlich war die Sonne verschwunden, und die Nacht schritt einher auf der wogenden Ebene.

Immer noch stand der Seekadett auf seinem einsamen Platz, und in seinem Gemüt war es dunkel wie in der Natur. Die Sterne fingen zu funkeln an, aber in seinem Herzen funkelte es nicht. Der Seewind strich über das Meer und hauchte ihm ins Gesicht, er starrte hinaus und war traurig. Da, mit einem Male fühlte er eine leise Berührung von einer Hand, die keine Marinehand sein konnte, auf seiner Schulter. Er erschauerte, er drehte den Kopf.

„So allein und so traurig?" fragte eine süße, weiche Stimme.

„Gretchen!“ sagte Otto und ward so bewegt, daß ihm eine Träne ins Auge kam. „Gretchen, du!“

„Warum sprichst du gar nicht mit mir? Warum bist du hier so allein?“ fragte das junge Mädchen.

Wie entzückend sie aussah! Wie ihre zärtliche Frage sie verschönte! Der silbergestickte Baschlik war zurückgeschoben, und das blonde Haar lag so reizend auf ihrer Stirn. Dieses wunderliebliche Gesicht in der Nacht, die eben noch genug Licht schenkte, um erkennen zu können, wie schön es war und wie mitleidig diese herrlichen Augen ihn ansahen.

„O Gretchen, liebst du mich denn noch?“ fragte er. „Ich wagte nicht, zu dir zu kommen, weil ja so viele andre da sind, die dich umschwärmen. Ich dachte, du fragtest nichts nach mir, weil du mit den andern lachtest und dich amüsiertest.“

„Otto! Ist das recht von dir?“ fragte sie vorwurfsvoll dagegen. „Sollte ich denn unartig gegen die Herren sein, die so freundlich gegen mich sind? Du hast doch auch mit den Berlinerinnen gesprochen! Und ich habe mich doch gegrämt und bin traurig gewesen, weil du dich nicht um mich bekümmert hast, und ich fürchtete, du hättest mir etwas übelgenommen!“

„Gretchen, ist denn das wirklich wahr? Und hast du noch ein wenig an mich gedacht?“

„Ob ich an dich gedacht habe, Otto! Immer habe ich an dich gedacht und mich nach dir umgesehen. Und nun bin ich doch zu dir gekommen

und habe dich aufgesucht, weil du nicht zu mir kamst. Erst war ich böse, aber nachher habe ich mir gesagt: sei geduldig und gehe ihm entgegen, vielleicht meint er es nicht böse und hat nur viel Dienst, so daß er nicht kommen kann, und muß dazu noch den Berlinerinnen den Hof machen."

„Liebstes, liebstes Gretchen, du bist ja so himmlisch gut. Oh, ich danke dir tausendmal, daß du das getan hast! Ich war ja so furchtbar eifersüchtig, weil mein Kamerad Heise ..."

„Heise! Du bildest dir doch nicht ein, daß ich nach dem etwas frage? Nein, wie du nur so sprechen kannst! Bin ich denn so, daß ich gleich jeden liebe, der mit mir spricht?"

„Und so liebst du mich, Gretchen? Liebst mich immer noch?"

„Oh, du böser Mensch, muß ich es dir denn noch besonders sagen? Ist denn das noch nicht genug, daß ich hinter dir herlaufe und dich anrede, wenn du dich versteckst, ins Wasser siehst und nichts nach mir fragst?"

Otto ergriff ihre Hand und zog das liebe Mädchen an sich. Es war niemand in der Nähe zu sehen, und die Nacht war nicht so hell, daß man von weitem hätte bemerken können, was hier vorging.

„Sage es mir mit Worten, ganz deutlich. Ich höre es so gern!" bat er.

„Ja, lieber Otto, wir sind ja doch verlobt, ganz heimlich, aber doch verlobt. Muß ich dich denn da nicht lieben?"

„Freilich mußt du das. Aber tust du es auch gern?“

„Ganz gern,“ sagte sie leise. „Sehr gern, lieber Otto.“

Und mit diesen Worten schmiegte sie sich enge an seine schlanke Gestalt an und sah ihm so lieb in die Augen.

Er erwiderte nichts. Es war ihm so selig ums Herz, daß er gar nicht begreifen konnte, wie er nur vorher so traurig und verzweifelt hatte sein können. Er schlang seinen Arm um ihre Schultern, drückte sie an sich und küßte sie wie damals, wo er sie im Garten zuerst geküßt hatte. Sie waren beide älter und klüger geworden. Sie wußten den glücklichen Augenblick besser zu benutzen wie damals. Nicht nur einmal, viele Male küßten sie sich und erzählten einander in den Pausen, ohne müde zu werden, immer dieselbe Geschichte, daß sie eines auf das andre gewartet hätten und dabei eifersüchtig geworden wären.

---

18 Unter Palmen

Die Leidenschaft wohnt in des Menschen Brust,
Auf daß sie ihn zu großen Taten wecke.
Ernst Houwald

Die nun folgenden Tage gestalteten sich so hübsch, daß Otto sehr beklagte, wie kurz sie wären und wie schnell die Fahrt nach Kuba doch zu Ende liefe. Er war gar nicht mehr schwermütig. Er mischte sich fröhlich, ja übermütig in die Gesellschaft

und fühlte eine solche Sicherheit in Gretchens Nähe, daß er seinen Platz jedem, auch dem mundfertigen Heise gegenüber, behauptete. Er war von einer solchen Glücksempfindung durchströmt, daß es ihm war, als hätte er Flügel wie der Götterbote Hermes. Gab es etwas Entzückenderes, als in Gretchens Nähe über gleichgültige Dinge zu plaudern und dabei trotz der Gegenwart hoher Vorgesetzten und seines Feindes Heise von Zeit zu Zeit durch einen verstohlenen Blick oder ein leichtes Anstreifen ihrer Hand die Versicherung zu erhalten, daß sie die Seinige sei und ihn allein im Herzen trage? Es war ein wonniger Zustand. Und wie geschickt Gretchen war, wie bewundernswert ihm weiblicher Scharfsinn erschien! Denn sie wußte es oft so einzurichten, daß sie sich allein und ungestört trafen, unter vier Augen einander versichern konnten, sie liebten sich, und zur Bestätigung zärtliche Küsse austauschen konnten.

Als die Insel Kuba einer bläulichen Wolke gleich aus dem Meer auftauchte, freute sich kein Mensch, ausgenommen Herr Drewsen und einige andre Väter, Ehemänner, sowie gewisse alte, ganz in Salzwasser eingepökelte Deckoffiziere und Maate, die von jüngeren Kameraden bei den Damen ausgestochen worden waren und sich nach der gewohnten strengeren Handhabung des Borddienstes zurücksehnten.

„Nun ist es schon wieder vorbei!“ sagte Otto seufzend zu Gretchen; „wer weiß, wann ich dich wiedersehen werde! Wirst du mir auch treu bleiben,

liebstes Gretchen, bis ich Offizier geworden bin und dann komme, um dich zu holen?"

„Ewig bleibe ich dir treu!" antwortete sie mit feuchtem Blick.

Die Fregatte fuhr der Küste entlang und lief in den Hafen von Havanna ein. Es zeigten sich dort viele Flaggen fremder Nationen, Engländer, Franzosen, Holländer, Russen, vor allem aber Spanier. Hunderte von Schiffen lagen in dem prachtvollen Hafen. Der Kapitän will den Fremden zeigen, wie ein deutsches Kriegsschiff vor Anker geht. Er kommt unter vollen Segeln an, denn eine günstige Brise hat seit vorgestern die Arbeit der Maschine unnötig gemacht. Nun schrillen die Pfeifensignale der Bootsmänner, klar und bestimmt ertönen die Kommandos des ersten Offiziers, wie durch Zauberhände werden die gewaltigen Segelflächen zu schmalen Streifen unter den Rahen zusammengeschnürt, nun schießt das große Schiff in den Wind, sein Lauf wird majestätisch langsam, nun scheint es stillzustehen, donnernd rasselt der schwere Anker am Bug ins Meer, und die Salutschüsse brechen mit Feuer und Rauch krachend aus den Stückpforten hervor. Es war ein glänzendes Manöver, mit stolzem Lächeln stehen Offiziere und Mannschaften da und blicken zu den spanischen Forts hinüber und den zahlreichen Kriegsschiffen Spaniens, Frankreichs, Englands und Rußlands, die den Kanonengruß erwidern.

Unter dem Donner der Geschütze, der nicht enden will, geht es an den Abschied. Die Passagiere

drücken den Offizieren die Hand. Vielen Damen stehen Tränen in den Augen, sie nehmen ihre Broschen und Armbänder ab und überreichen sie zum Zeichen der Erinnerung und als Beweis ihres Dankes denen unter ihren Rettern und gütigen Wirten, die sich ihrer besonders angenommen haben.

Gretchen hat schon früher, als Otto ihr die Locke gezeigt hat, die er auf seiner Brust aufbewahrt, ein Medaillon mit kleinen Brillanten vom Halse genommen, das Bild ihrer Mutter daraus entfernt und es Otto gegeben, damit er hierin das blonde Haar verwahren kann. Nun schenkt sie ihm auch den Ring von ihrem Finger mit einem in Grün, Blau und Rot schimmernden Opal, und er gibt ihr dafür seinen Ring vom kleinen Finger, ein Andenken an seine Mutter, neun kleine Diamanten, die im Kreise um eine Perle stehen. Im Gewirr und Gedränge des Abschiednehmens finden sie noch einmal gute Gelegenheit, sich ihrer ewigen Liebe und Treue zu versichern.

Herr Calderon führt währenddessen ein Gespräch mit dem Kapitän. Er ist voll Dankbarkeit, und er will sie beweisen. Er lädt den Kapitän und alle Offiziere, auch die Deckoffiziere, Unteroffiziere und die gesamte Mannschaft für den folgenden Tag zu einem Abendfest in seinem Landhause ein. Der Kapitän will, schon des Dienstes wegen, die Einladung in diesem Umfang nicht annehmen. Er berät mit den Offizieren, und schließlich wird ausgemacht, daß alle Offiziere und sonstigen Vorgesetzten, soweit sie nicht dienstlich auf dem Schiff

bleiben müssen, von der Mannschaft aber hundertfünfzig ausgesuchte Leute, Matrosen und Seesoldaten, kommen sollen.

Eine traurige und zugleich festliche Stimmung herrschte an Bord, als die Passagiere das Schiff verlassen hatten und nun sämtliche Boote auf dem Wasser lagen, die Flaggen am Bug, um die Gäste bequem und ehrenvoll an Land zu bringen. Weiße Tücher wehten zum Abschied und winkten einen letzten Gruß, und die Offiziere standen oben an der Fallreepstreppe und schwenkten ihre Mützen. Von den Kadetten war ein Teil unterwegs, um die Boote zu führen, die andern standen auf der Verschanzung und riefen: „Auf Wiedersehen!" Unter diesen waren Heise und Gerding. Beide waren nicht zu den Booten kommandiert worden, und Heise behauptete, das sei Eifersucht vom ersten Offizier. Er stand mit Otto wieder auf gutem Fuß. In den letzten Tagen hatte Ottos heitere Laune zu einer Versöhnung geführt. Traurig waren die Seefahrer, weil ihnen liebe Gefährten den Abschied gaben. Die Gemeinsamkeit der Reise hatte sie schneller mit den Gästen verbunden, als es unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde, und auch den Nichtverliebten war zumute, als gingen alte Freunde davon. Es war eine so reizende Abwechslung gewesen. Freuen konnten sie sich jedoch wiederum auf das Fest. Da würden sie doch die meisten noch einmal wiedersehen, und schon an sich war die Aussicht auf einen Abend am Lande verlockend.

Zur bestimmten Zeit machten sich alle, die der Einladung folgen durften, auf und fuhren im besten Anzug hinüber an die lockende Küste. Nur der wachhabende Offizier und die alten Deckoffiziere, denen der Kapitän damit kein großes Opfer auferlegte, blieben mit den für den Dienst notwendigen Maaten und Mannschaften an Bord. Die Seekadetten durften sämtlich mitfahren.

Otto klopfte das Herz höher. Nun sollte er Gretchens Heimat sehen, das Haus, wohin er dereinst zu gehen hoffte, um die Geliebte für sich zu holen. Die Geliebte selbst sollte er wiedersehen. Er trug ihren Opal am kleinen Finger der linken Hand, hatte den Ring freilich aufschneiden und das Gold etwas aufbiegen müssen, um ihn anstecken zu können. Das Medaillon trug er auf der Brust, auf der bloßen Haut.

Der Himmel war herrlich klar, und die schöne Insel strahlte in ihrer ganzen Pracht. Wie ein reicher Kranz lagen die schimmernden Gebäude der Hazienden im Grün der Gärten um die schöne Bai, fast unabsehbar war die Reihe der zum größten Teil palastartigen Häuser, der großartigen Hotels und des Theaters an den Kais, darüber thronten der stolze Moro, das Fort del Principe und andre Befestigungen auf dem Hügelsaum, der die Stadt im Halbkreise umgibt, und beim Näherkommen zeigten sich im einzelnen die monumentalen Gebäude, die Springbrunnen auf den öffentlichen Plätzen und die schwankenden Palmen, der schönste Schmuck tropischer Küsten. Wandte

der Blick sich zurück, so boten sich ihm die bewimpelten Masten der zahlreichen Schiffe, die den Hafen belebten und das Gesamtbild eines der schönsten Panoramen der Welt vollendeten.

Am Kai empfing Herr Calderon selbst seine Gäste und hielt eine Anzahl von Wagen bereit, um den vornehmen Teil derselben zu seiner Hazienda zu führen. Der reiche Spanier besaß ein Geschäftshaus in der Stadt, bewohnte mit seiner Familie jedoch den größten Teil des Jahres hindurch ein in Gärten eingebettetes, weitläufiges Gebäude, das etwa eine Seemeile vom Landungsplatz entfernt war. Die munteren Pferde und Maultiere legten, lustig mit den Glöckchen am Geschirr klingelnd, den Weg in wenigen Minuten zurück. Dann fuhren die Wagen in das Tor ein und hielten vor dem Eingang, wo Frau Calderon und neben ihr Gretchen bereit standen, die Gäste zu begrüßen.

Frau Calderon war im Gegensatz zu ihrem schwarzäugigen und gelbfarbigen Gemahl eine echt deutsche Erscheinung, mit rosigem Gesicht und blondem Haar. Gretchen, ganz in duftige weiße Stoffe gekleidet, sah so schön aus, daß Otto ganz geblendet wurde. Mit freundlichem Nicken und liebreich errötend bot sie ihm die Hand und führte ihn, nachdem die allgemeine Begrüßung vorüber war, umher, um ihm das Haus zu zeigen, das sich schon zum Teil mit den übrigen Gästen ihres Vaters gefüllt hatte. Das Haus war in einem Gemisch von spanischem und englischem Geschmack er-

baut, ein rechtes Landhaus für die Tropen. Die geräumigen Gemächer mit ihren spiegelblanken Fußböden und feinen Matten waren von breiten Verandas umgeben, und diese waren zum größeren Teil mit Glas gedeckt und von Glas eingefaßt. Hellfarbige Vorhänge und Markisen schützten wiederum vor den Sonnenstrahlen und gaben dem Ganzen ein heiteres Gepräge. Eine Schar von farbigen Dienern und Dienerinnen in hellen Anzügen bot den Gästen Eisgetränke und die köstlichen Zigarren an, die aus den benachbarten Tälern stammten und einen wichtigen Zweig der Handelstätigkeit des Hauses Calderon bildeten. Eine reiche Auswahl von Schönheiten aus befreundeten Familien versammelte sich, und die deutschen Seeleute wurden von ihnen in der liebenswürdigsten Weise begrüßt. Da gab es die Kreolinnen mit den brennenden schwarzen Augen und üppigen weichen Formen, so graziös in ihrem Benehmen, dann die Spanierinnen von ungemischtem Blut, stolzer in ihrem Auftreten, aber nicht minder schön als die schmiegsamen dunkleren Schönen. Und zu allen diesen noch die bekannten Damen vom verunglückten „Achilles", wenigstens zum größeren Teil. Allen war es leider nicht möglich gewesen, Herrn Calderons Einladung anzunehmen, und unter diesen auch Frau Drewsen nicht. War ihr Gatte erzürnt oder lag wirklich die Unmöglichkeit vor, zu kommen — genug, diese an Bord der „Hermione" so sehr gefeierte und so erfolgreich kokettierende Dame fehlte.

Der erste Offizier schaute vergeblich nach Frau Drewsen aus. Sein an Untersuchen gewöhntes scharfes Auge durchflog alle Räume, endlich fragte er Herrn Calderon geradezu, ob sie nicht kommen würde. Herr und Frau Drewsen hätten abgesagt, lautete die Antwort. Kapitänleutnant von Tergen war unzufrieden. Zwar gab es hier entzückende Schönheiten, und alle Damen schienen für die stattlichen deutschen Seeleute zu schwärmen, aber gerade von Frau Drewsen hatte er sich Besonderes versprochen. Er stand nachdenklich im Eingang und überblickte die bunte Gesellschaft, die sich teils im Innern des Hauses, teils im Garten erging, als schweren Schrittes die Kolonne der Matrosen und Seesoldaten heranmarschiert kam, das Marinemusikkorps an der Spitze. Lustig ertönte der „Alte Dessauer" unter den Palmen von Havanna.

Kapitänleutnant von Tergen fühlte sich verpflichtet, für Ordnung zu sorgen. Herr Calderon hatte im Hintergrund des Gartens besondere Vorkehrungen für die Bewirtung der Mannschaften getroffen, ein Zelt aufgeschlagen und dort Erfrischungen in Fülle aufstellen lassen. Der Kapitänleutnant wollte dafür sorgen, daß des Wirtes Anordnungen befolgt würden und überhaupt Ruhe und strenge Ordnung herrsche. Als er jedoch seine von dienstlichem Ansehen umstrahlte Person in Bewegung setzte und der Mannschaft entgegenschritt, drängte sich ein jugendlicher Neger an ihn heran, steckte ihm ein Billett zu und verschwand wieder im allgemeinen Getümmel. Nicht weit davon

stand der Seekadett Heise und beobachtete die Szene mit einem ganz besonderen Gesicht. Ein Zug von List und Bosheit spielte ihm um Augen und Mund.

Der erste Offizier betrachtete die Aufschrift, seine Miene wurde gespannt, er öffnete das Billett und las. In feinen, spitzen Zügen stand folgendes auf dem Papier: „Mein Herr, mein Freund, geliebter Freund, wenn ich es wagen darf, Sie so anzureden, wenn wenige selige Tage mir das Recht geben, Sie so zu nennen! Ich bin verzweifelt. Das Schicksal will uns trennen. Mein Mann — doch ich will von dem Abscheulichen nicht reden, kettet mich doch die Pflicht an ihn und verbietet mir, ihn zu hassen! Die Tränen stürzen mir aus den Augen, meine Lippen zucken. Das Leben hat keinen Wert mehr für mich, wenn Sie mir fern sind. Auf den Knien habe ich meinen Gatten gebeten, mit mir zu C. zu gehen, aber er bleibt grausam. Ich muß Sie sehen, mein Glück ist an Ihrem Herzen allein. Nur noch einmal muß ich Sie sprechen. Sehe ich Sie nicht wieder, so nehme ich mir das Leben. Ich stürze mich auf der Reise nach Veracruz über Bord. Aber darf ich Sie bitten, auf C.s Fest zu verzichten, um ein einsames Weib zu trösten, das Sie liebt? Ist Ihre Liebe so stark, mir dieses Opfer zu bringen? Oh, ich will Sie dafür belohnen, wie nie ein Mann belohnt worden ist. Seien Sie um neun Uhr im Café de France und erwarten Sie mich, falls ich dann noch nicht anwesend sein sollte. Ihre Sie unaussprechlich, unsagbar liebende S. D.“

Kapitänleutnant von Tergen las, ging zur Seite, las noch einmal, steckte das Papier in die Brusttasche, ließ die Mannschaften marschieren, wohin sie wollten, und blickte hinaus auf die Straße. Es war halb acht Uhr. Das Café de France lag am entgegengesetzten Ende der weit ausgedehnten Bai. Er preßte die Lippen zusammen, nun flog ein Lächeln über sein Gesicht, nun blickte er wieder auf das fröhliche Bild des gastlichen Hauses mit seinem bunten Gewimmel von hellen Gewändern und Uniformen — jetzt ging er langsam, möglichst unbemerkt der Einfahrt zu. Kadett Heise folgte von fern und blickte ihm mit schadenfrohem Gesicht nach. Der erste Offizier sah sich um, schnell trat der Kadett hinter einen Oleanderbusch. Nun war der erste Offizier draußen, Heise sah, daß er eine Strecke zu Fuß weiterging und sich aus Sehweite des Hauses entfernte, dann aber ein Maultier bestieg, das er von einem der dort an der Ecke lungernden Kreolen mietete, und davonritt. Heise kehrte zurück und fing lustig an, einer jungen Schönen in hellgelbem Musselin und mit feuerroten Blüten im blauschwarzen Haar den Hof zu machen. Doch konnte er bei allem Eifer, den er darin entwickelte, sein böses Gewissen nicht ganz zum Schweigen bringen. Immer sah er im Geist den ersten Offizier, seinen gestrengen Vorgesetzten, den Lackstiefel über den Rücken des Maultieres schwingen und in einer Weise davontraben, die an Nautik erinnerte. Denn auch im Sattel blieb Kapitänleutnant von Tergen Seemann.

Das Fest nahm inzwischen einen glänzenden Verlauf, und Herr Calderon konnte mit dem Erfolg seiner gastfreundlichen Bemühungen zufrieden sein. Den deutschen Seeleuten war zumute, als wären sie im Paradiese.

Wie wonnig war das Festland mit seinem Blütenduft! Die Hazienda erschien ihnen entzückend. Welche liebliche Häuslichkeit! Dieses prächtige Gebäude mit seinem Reichtum an Bequemlichkeiten, an farbigem Glanz, an materiellen Genüssen, die das Schiff nicht kennt, und vor allem an Frauenschönheit! Herr Calderon war der liebenswürdigste Wirt und setzte seinen Stolz darein, den Deutschen spanische Gastfreiheit zu zeigen. Er schonte Küche und Keller nicht, besonders aber gefielen den Gästen die Zigarren. So etwas hatten sie noch niemals geraucht. Die Zigarren waren ganz frisch und entwickelten ein wunderbar feines Aroma. Auch die Damen rauchten zum größeren Teil, und besonders verschmähten es die Kreolinnen nicht, das braune Kraut zwischen ihre üppigen Lippen von der Farbe der Granatblüte zu nehmen.

Als der Abend vorschritt, wurden Hunderte von farbigen Laternen im Garten angezündet, die den feenhaften Reiz des Schauplatzes noch erhöhten, und nach dem Takt der Tanzmelodien schwenkten sich die Paare im Hause und auf den Rasenplätzen.

Für die Mannschaften im Hintergrund des großen Gartens waren hauptsächlich derbere Genüsse bestimmt gewesen. Große Schüsseln mit frischem Braten, frischen Gemüsen, Körbe voll köst-

licher Bananen und Ananas und eine unzählige Menge von Flaschen sollten dort den Schwerpunkt der Vergnügung bilden.

Aber die Damen der Havanna waren viel zu neugierig, um die Seeleute in Ruhe zu lassen, und als sie sich überzeugten, daß diese stattlichen Männer, die ihre Landsleute an Wuchs und Kraft weit übertrafen, auch sehr manierlich waren und sich durch ihr gehaltenes und nüchternes Benehmen so vorteilhaft von den Matrosen andrer Flotten unterschieden, da verlockten sie sie zum Tanze. Wahrscheinlich hatte Herr Calderon dies vorausgesehen, denn er hatte viel mehr Damen eingeladen, als Offiziere und Kadetten da waren. Nun war es ein reizendes Schauspiel, die geschmeidigen Kreolinnen im Arm der mächtigen deutschen Männer zu sehen, wie sie sich auf dem grünen Rasen umhertummelten. Zu Anfang zeigten sich die Matrosen schüchtern und schwerfällig, aber nach und nach hauchten ihnen die glutäugigen Südländerinnen Feuer und Beweglichkeit ein, und es gab eine Lustigkeit, einen Taumel des Vergnügens, wie die Hazienda wohl noch niemals erlebt hatte.

Die Matrosen tanzten nach der Art ihrer heimischen Dörfer an der friesischen und pommerschen Küste, traten derb auf, Hacken, Spitze, eins, zwei, drei, schwangen ihre Tänzerinnen mit starken Armen hoch durch die Luft und benahmen sich oft nicht viel geschickter als Bären. Aber die Kreolinnen amüsierte das, sie tanzten nachahmend ebenso, lehrten die Tänzer aber auch spanische Sitte und

Art, neckten sie unter silbern tönendem Lachen und kokettierten wie Kobolde.

Damit der Becher nicht überschäume, ging der Kapitän selbst von Zeit zu Zeit durch die Gruppen hindurch.

Otto war in einem seligen Traum. Er hielt sich fast immer an Gretchens Seite und tanzte mit ihr in der Veranda nach der Musik der dort befindlichen Kapelle aus der Stadt. Hier befand sich der feinere Teil der Gesellschaft, hier ging es weniger lärmend als draußen, aber nicht minder lustig zu. Der Liebesgott zeigte seine verführerische Macht hier in zarterer, aber vielleicht noch schärferer Art. Regte er da draußen, wo das Marinemusikkorps spielte, wilde Lustigkeit, berauschenden Jubel, tolles Lachen und Jauchzen auf, so umhüllte er hier die Paare mit süßem Sehnen und weltvergessender Zärtlichkeit und erfüllte die Herzen mit der Trunkenheit schmelzenden Hingebens.

Es ist elf Uhr, da erscheint auf der Veranda der erste Offizier. Er ist der einzige, dessen Miene nicht zu der heiteren Umgebung paßt — finster ist sein Antlitz und grimmig sucht sein Blick unter den Paaren umher. Er faßt Heise ins Auge und sieht ihn lange prüfend an. Heise sitzt, halb von einem rotgelben Vorhang verborgen, neben seiner Tänzerin und sieht ihr schmachtend in die leuchtenden schwarzen Augen. Er macht das unschuldigste Gesicht, aber er fühlt den Blick des ersten Offiziers und bekommt Herzklopfen. Er steht auf, schlingt seinen Arm um die schlanke Taille der spanischen

Schönen und fliegt mit ihr im Galopp dahin. Was kann der Offizier ihm anhaben? Es wird ihm schwerfallen, Beweise dafür zu erbringen, daß er genarrt worden ist, und selbst wenn er das kann, wird er sich wohl hüten, seine Geschichte an die große Glocke zu bringen.

Die glückliche Nacht schritt weiter vor, und niemand dachte noch an ein Ende des Festes. Otto war in innigem Gespräch mit Gretchen, sie erinnerten sich ihrer ersten Bekanntschaft, lachten über den Rektor alten Angedenkens und fanden zwischen dem Tanzen Gelegenheit, sich von Zeit zu Zeit in einen stillen Winkel, bald im Innern des Hauses, bald im Schatten eines Gebüsches im Garten, das Siegel auf ihre Liebesversicherungen zu drücken, indem sie sich küßten. Otto hegte im tiefsten Herzen den Wunsch, seine Verlobung mit Gretchen anerkannt zu sehen, und wäre gern noch an diesem Abend zu ihren Eltern gegangen, um ihnen ein Geständnis zu machen und um die Hand der Geliebten zu bitten. Aber er scheute sich doch, diesen Wunsch auszuführen. Was er heute vom Hause Calderon zu sehen bekam, ließ ihn den Reichtum und die angesehene Stellung der Eltern erkennen, und wenn er damit seine eigne bescheidene Lebensstellung verglich, ward er zaghaft. Er war nur ein Seekadett. Was würden Herr und Frau Calderon dazu sagen? Ja, wenn er schon Offizier gewesen wäre — aber ein Seekadett? Es war doch wohl klüger, zu warten, um nicht das Glück aufs Spiel zu setzen, das ihn so freundlich umfing.

Er wollte in späteren Jahren, wo er mehr Aussicht auf Erfolg haben würde, wiederkehren. Ein Umstand machte ihn außerdem trotz der Wogen der Begeisterung und Wonne, die ihn hoch einhertrugen, zeitweise nachdenklich. Es war da ein Herr in der Gesellschaft, der ihm als ein Herr Filippo de Lasso y Pamerlo, Vetter seiner Geliebten, vorgestellt worden war.

Don Filippo war ein junger Mann von schlankem Wuchs und stolzer Haltung, mit großen schwarzen Augen und olivenfarbigem Gesicht. Er war sehr elegant in weißen Pikee gekleidet und trug einen herrlich funkelnden Brillanten an seiner Batistkrawatte. Er zeigte sich von ausgesuchter Höflichkeit, ja von einem Entgegenkommen, das für Otto etwas Bedrückendes hatte. Denn obwohl er sich viel in Gretchens Nähe aufhielt, Spanisch mit ihr sprach und auch einige Male mit ihr tanzte, trat er doch stets zurück, wenn Otto kam, und überlieferte ihm seine Cousine gewissermaßen als Gastgeschenk mit einer Miene, als ob er sagen wollte: „Die Gastlichkeit unsers Hauses gebietet dem Fremden den Vortritt." Otto hatte sich einige Male bei solcher Gelegenheit mit ihm unterhalten. Sie hatten dann Französisch gesprochen, da Don Filippo kein Deutsch, Otto aber nur wenig Spanisch verstand. In halber Verlegenheit hatte Otto, der auch im Französischen gerade kein Meister war, einmal eine der Berlocken an des Spaniers Uhrkette, einen wunderlich geformten grünen und goldenen Gegenstand, näher in Augenschein gefaßt

und bewundert, Don Filippo diesen aber sogleich von der Kette losgemacht und ihn dem Seekadetten mit einer graziösen Verbeugung und den Worten: „Er ist der Ihrige, mein Herr," überreicht. Otto erinnerte sich nun der spanischen Höflichkeit, die solche Sitten hat, und bereute, das hübsche Anhängsel gelobt zu haben. Denn er konnte es seinem Gefühl nach nicht gut zurückweisen, wußte aber auch nicht, was er dem Spanier als Gegengeschenk bieten könnte. Nachher fiel ihm ein, daß er einen sehr eleganten Revolver besitze, den ihm sein Vormund geschenkt hatte. Diese Waffe gedachte er am folgenden Tag dem überhöflichen Don zum Andenken zu überbringen. Als er Gretchen hiervon sagte und sie nach ihres Vetters Adresse fragte, teilte sie ihm mit, daß er ein Sohn des reichen Kaufmanns und Haziendenbesitzers Don Silvestro de Lasso sei.

„Er ist nicht mein rechter Vetter," sagte sie, „mein Vater und Don Silvestro sind Vettern."

Sie machte dabei ein so eigentümliches Gesicht, daß es Otto auffiel.

„Was hast du?" fragte er, indem ein dunkler Schatten vor ihm aufzusteigen schien.

„Nichts," antwortete sie. „Komm, laß uns tanzen!"

„Ich bitte dich, Gretchen, sage mir, was du denkst. Deine Miene war nicht wie sonst."

Sie sah ihn einige Sekunden lang schweigend an.

„Du sollst ihm keinen Revolver schenken," sagte sie dann. „Schenk ihm irgend etwas andres oder

am besten gar nichts. Du brauchst seine Höflichkeit nicht mit einem Gegengeschenk zu erwidern. Nur nicht den Revolver, ich bin darin abergläubisch."

„Da du so viel gesagt hast, kannst du auch noch mehr sagen, Gretchen."

„Wieso? Ich habe weiter nichts zu sagen."

„Der spanische Vetter liebt dich, Gretchen. Ist es nicht so?"

„Aber, du törichter Liebling, wie kann er mich denn lieben? Gestern bin ich erst angekommen, nachdem du mich aus dem Wasser gerettet hast."

„Freilich, aber er kann dich schon geliebt haben, bevor du nach Deutschland gingst. Kann sich auch gestern und heute in dich verliebt haben."

„Vorher? Da war ich doch ein kleines Kind. Gestern und heute? Torheit!"

„Du warst damals vierzehn Jahre alt, wie du mir selbst gesagt hast. O Gretchen, wie besorgt werde ich!"

Sie faßte ihn am Arm und zog ihn hinaus aus der hellen Veranda in das Dunkel eines dichten Gebüsches von Zwergpalmen.

„Otto," sagte sie, „es ist besser, ich sage dir alles genau, als daß dich unbestimmter Argwohn ängstigt. Mein Vater und Don Silvestro haben schon vor Jahren miteinander verabredet, daß Don Filippo mich heiraten sollte. Es bestehen Geschäftsverbindungen ..."

„Oh, oh!" stöhnte Otto; „das ist furchtbar, Gretchen! Was hast du mir da gesagt! O Gretchen, wenn du nicht die Meinige wirst, so suche ich den Tod!"

Heftig schlang sie ihre Arme um seinen Hals, drückte ihr Gesicht an seine Wange und küßte ihn wiederholt.

„Unsinn!" sagte sie. „Liebster Otto, sei doch nicht gleich so verzweifelt! Das ist ja eine Kränkung für mich! Glaubst du, ich würde Don Filippo nehmen? Würde ich dir dies denn erzählt haben, wenn ich nicht meiner Liebe und Treue so sicher wäre, wie du es auch sein sollst? Laß meinen Vater mit seinem Vetter verabreden, was er will! Das kümmert mich nicht."

„Das sagst du wohl, du Liebste, aber ich bin außer mich. Ich gehe fort, Don Filippo bleibt hier. Oh, ich sehe es, ich werde dich verlieren."

„Ich werde ernstlich böse, du grausamer Mensch! Habe ich das verdient? Ich bleibe dir treu. So sei doch nur vernünftig! Meine Mutter steht auf meiner Seite. Sie hat es auch durchgesetzt, daß ich evangelisch und in Deutschland konfirmiert bin, während mein Vater katholisch ist, wie auch natürlich die Familie Lasso. An meiner Mutter habe ich eine Stütze, aber noch mehr an mir selbst und an meiner Liebe."

Ein wenig getröstet, drückte Otto die reizende Gestalt fester an sich.

„Und du willst mir wirklich treu bleiben? Willst warten, bis ich als Offizier wiederkomme? Ach, ich hätte wirklich Lust, jetzt gleich bei deinen Eltern um deine Hand zu bitten, damit ich sicher wäre, ob alles für mich gewonnen oder alles verloren ist."

Gretchen hörte diese Worte mit großer Freude

und küßte ihn herzlich für seinen guten Willen, der ihr der beste Beweis für den Ernst und die Tiefe seiner Liebe war. Aber sie hatte doch Bedenken und riet ihm davon ab, mit ihren Eltern zu sprechen. Sie machte ihn darauf aufmerksam, daß sie eben erst in das väterliche Haus zurückgekehrt sei und daß sie ihren Vater auch von seiner strengen Seite kenne. Er werde sein einziges Kind nicht jetzt sogleich mit einem Seekadetten verloben wollen. Otto möge doch erst Offizier werden, und sie werde indessen ihre Mutter darauf vorbereiten, daß sie niemand anders als ihn heiraten wolle. Sie gab zu allen diesen Einwänden die heiligsten Versicherungen ihrer Liebe und Treue. Niemals werde sie einen andern Mann erhören und ganz gewiß nicht ihren Vetter, darauf könne er sich verlassen.

Otto konnte nicht anders, als so süßen Versprechungen Glauben schenken, und er stand von seinem Vorhaben ab, da er sich selbst sagen mußte, daß er in seiner Stellung als Seekadett noch nicht die geeignete Persönlichkeit sei, um Herrn Calderon als Schwiegersohn sonderlich zu imponieren. Er versprach Gretchen, ihr in allem zu folgen, und er war wirklich von ihren Armen umstrickt und von ihren Küssen beseligt, ohne eignen Willen und ihr in glücklicher Trunkenheit ganz untertan. Er wollte sich über Don Filippo nicht mehr grämen, sondern fest auf Gretchen bauen. War es doch so wonnig, solche Versprechungen zu hören und von so lieben Lippen den Schwur ewiger Treue zu saugen. Lange und innig hielt er das schöne Mädchen, das

sich so herrlich entwickelt hatte und ihm in der jetzigen Blüte gleichsam die alte Liebe in neuer, berauschend reizender Wiedergabe bot, in seinen Armen und riß sich nur schwer los, als sie ihn ermahnte, zum Tanze zurückzukehren, damit ihre Entfernung nicht auffalle.

Schon stieg die Sonne im Osten empor und flammte glorreich über den Ozean und die schöne Insel hin, ließ die bunten Lampen und Laternen in Haus und Garten erbleichen und brachte Nüchternheit in den Taumel der großen Gesellschaft, als der Kapitän endlich den Rückmarsch befahl, ohne sich durch fernere Bitten erweichen zu lassen.

Otto riß sich mit einem letzten heimlichen Kusse los und versprach der Geliebten, noch am Tage wiederzukommen. Dann ging es zum Schiff zurück. Seltsam erschien allen, besonders aber Otto, der mit ganzem Herzen bei Gretchen blieb, der strahlende Himmel und das gewaltige Schiff, das mit riesiger schwarzer Silhouette auf dem goldigen Meer lag. Wie ein schöner Traum lag es hinter ihnen, die rauhen Seeleute hatten eine Süßigkeit geschmeckt, die nun wieder verschwand, um dem strengen Dienst Platz zu machen, und der Gegensatz zwischen dem klaren Morgen und der dämmernden Nacht mit ihren Reizen war fast betäubend. In tiefem Schweigen stampfte die Kolonne dahin, alle dachten zurück an die entzückenden Kreolinnen, und vielen war nicht nur das Herz, sondern auch der Kopf schwer, da Herr Calderon mit anregenden Getränken nicht gespart hatte.

Otto bestieg den hohen Bord der Fregatte mit dem Gedanken, er werde noch am Nachmittag wieder Urlaub nehmen und die Hazienda wieder besuchen. Aber zu seinem Schrecken kam es anders. Die Kadetten machten die Wahrnehmung, daß der erste Offizier erschrecklich schlechter Laune war. Ehe sie noch um Urlaub gebeten hatten, erließ er den Befehl, daß sie an Bord zu bleiben hätten, und erfand allerhand höchst langweiligen Dienst für sie. Sie waren sich keiner Schuld bewußt und konnten diese Strenge nicht begreifen. Nur Heise schien eine Ahnung des Zusammenhangs zu haben. Er beklagte sich nicht und ging tagsüber seinem Dienst mit einem Gesicht nach, woraus Unschuld und Eifer sprachen.

Leider schien auch der Kapitän vom ersten Offizier angesteckt worden zu sein. Die Hoffnung auf ein längeres Verweilen in dem prachtvollen Hafen ward zu Wasser, Urlaub ward überhaupt nicht mehr erteilt, und mit Sonnenaufgang des nächsten Tages schon lichtete die „Hermione" die Anker. Otto blickte tränenden Auges nach der Küste zurück, das Schiff kam ihm entsetzlich öde und verlassen vor, das Herz dehnte sich ihm schmerzlich weit. Nun nahm er die Erinnerung an selige Augenblicke, das Medaillon mit der Locke, den aufgeschnittenen Opalring und Don Filippos grüne und goldene Berlocke mit, aber Gretchen selbst blieb fern, blieb zurück und entschwand mit jeder Stunde mehr in unabsehbare Weiten. Ihre Liebesschwüre trösteten ihn, aber das Bild des höflichen Spaniers in dem weißen

Pikeeanzug nahm eine immer drohendere Gestalt an, je weiter die Fregatte in den Ozean hineinpflügte.

---

19 Jeunesse dorée

Wem zu glauben ist? Redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch.

Goethe

Es wurde Frühling in Deutschland. Seiner Majestät Kreuzerfregatte „Hermione" war nach Kiel zurückgekehrt, Kapitän Lotheißen hatte dem Chef der Admiralität die Dienstzeugnisse über seine zwölf Kadetten eingereicht, und Otto war mit seinen Kameraden zur Ablegung der ersten Seeoffiziersprüfung vor der Prüfungskommission in Kiel kommandiert worden. Otto hatte gut bestanden, war den Seeoffizieren der Marinestation vorgestellt, von diesen bei der Wahl angenommen worden, und nunmehr stand seine Ernennung zum Unterleutnant zur See im „Militär-Wochenblatt". Soeben hatte er seine neue Uniform vor dem Spiegel anprobiert und freute sich, die Jacke mit dem Rock, die schmale Mützentresse mit der breiten, den Dolch mit dem Säbel vertauscht zu haben, als er einen Brief aus Berlin erhielt, den er neugierig von außen betrachtete. Der Brief trug ein großes farbiges Wappen mit Grafenkrone, roch auf Armeslänge nach Parfüm und trug eine schülerhaft geschriebene Adresse.

„Natürlich," sagte er sich, das kann nur Karl Berkfeld sein."

Das Schreiben war richtig von seinem alten Schulgenossen. Graf Berkfeld schrieb ihm, er habe seine Ernennung gelesen und gratuliere ihm dazu. Er selber sei seit einem Jahre Sekondeleutnant bei den Gardekürassieren.

Otto setzte sich alsbald hin und dankte dem Grafen für seinen freundlichen Glückwunsch, schrieb ihm auch, er sei länger als zwei Jahre auf dem Wasser geschwommen und wisse sich auf dem Festlande kaum noch zu bewegen.

Hierauf kam wieder ein Billett von Graf Berkfeld. Darin stand, in Berlin sei es sehr amüsant, und wenn er lernen wolle, sich auf der Terra firma zu bewegen, möge er doch dorthin kommen. Er sei hiermit eingeladen.

Otto konnte jetzt gerade Urlaub erhalten, es war prächtiges Wetter, und so entschloß er sich, der Einladung zu folgen. Er war noch niemals in Berlin gewesen. Zunächst reiste er nach Magdeburg, um sich seinem früheren Vormunde vorzustellen und ihm für die Verwaltung seines Vermögens zu danken. Er war seit Monaten mündig. Nach einer eingehenden Besprechung mit dem Vormunde entschloß er sich, diesem, der ein gewiegter Kaufmann war, auch fernerhin die Verwaltung seines Kapitals, das sich auf etwa hunderttausend Mark belief, zu überlassen, und fuhr dann nach Berlin.

Graf Berkfeld empfing ihn auf dem Bahnhofe,

und die alten Freunde begrüßten sich sehr herzlich. Der junge Graf war ein hübscher und stattlicher Offizier geworden, der den Seeoffizier noch um einen halben Kopf überragte, obgleich auch Otto nunmehr ein schlanker junger Mann war, der durchaus nicht unter die kleinen Figuren gerechnet werden konnte. Die Kürassieruniform stand dem Grafen vortrefflich, und er hatte ein weltmännisches Benehmen, dem gegenüber Otto sich ungewandt und linkisch vorkam. Die Freunde betrachteten einander mit prüfenden Blicken, wie sie sich seit der Zeit im Rektorhause entwickelt hätten, und fragten sich aus, während sie zu dem Platze vor dem Bahnhofe gingen. Dort hielt ein Gefährt mit zwei sehr hohen und feinen Rädern, das Otto ganz spinnenartig vorkam. Der Graf ließ ihn dort oben auf dem kleinen Sitze Platz nehmen, schwang sich selbst neben den Freund auf den Kutschersitz, nahm dem kleinen Groom die Zügel aus der Hand und ließ den schwarzen Traber angehen. Mit großer Schnelligkeit rollte die Spinne dahin, und hinter den beiden Herren schwankte der Groom in seinem Miniatursitze.

„Ich dächte, es wäre just die rechte Tageszeit, ein kleines Diner einzunehmen," sagte der Graf, und als Otto zustimmte, fuhr er vor einem eleganten Restaurant Unter den Linden vor. Otto war sehr entzückt von der schönen Straße mit ihrem Menschengewühl, ihren Pferden und Wagen und den eleganten Läden. Er kam sich da oben ganz wunderbar vor. Die Federn des schnellfahrenden leichten

Wagens ließen ihn auf und nieder wiegen, und der vortreffliche Traber tanzte nur so des Weges dahin. Als er abgestiegen war und sein Freund die Zügel dem Groom übergeben hatte, blieb er neben dem Gefährt stehen und betrachtete das schwarze Tier, das mit dem Gebiß spielte und Schaumflocken umherstreute.

„Wie findest du den Gaul?" fragte Graf Berkfeld.

„Er ist famos getakelt," erwiderte Otto, „aber seine Rundhölzer kommen mir sehr dünn vor."

Der Graf lachte, und dann gingen sie beide in das Restaurant. Die eleganten Kellner schienen den Grafen gut zu kennen, sie führten die Herren an einen kleinen Tisch, von wo sie auf die Straße blicken konnten, und trugen ein Essen auf, das Otto zu der Betrachtung veranlaßte, daß die Kameraden von der Landarmee es doch recht gut hätten.

Graf Berkfeld erhob sein Champagnerglas. „Weißt du noch, Otto, das kleine Mädchen in dem verwünschten Neste, die Nichte des Fensterguckers? Ich glaube gar, du wirst rot!"

Otto war wirklich rot geworden. Sein Freund wußte ja nicht, wie tief bei ihm die Erinnerung an das kleine Mädchen ging. Gretchen war sein wichtigster Gedanke geblieben, hatte ihn auf der Reise und im Examen immer wie ein Schutzengel begleitet. Ja, seine Liebe war noch vermehrt und verschärft worden durch den Gedanken an Don Filippo. Befürchtungen, die er zwar immer von neuem verscheucht hatte, waren ein immer reger Stachel in seiner Seele gewesen. Ihm war nicht

so zumute, daß er hier von Gretchen hätte sprechen mögen, die Umgebung erschien ihm zu frivol dazu, Gretchen saß bei ihm wie in einem Heiligenschrein. Deshalb antwortete er nicht.

„Nun, wie dem auch sein mag,“ fuhr der Graf fort, „ich glaube auf alle Fälle das Richtige zu tun, wenn ich sage: Was wir lieben!“

Otto stieß mit ihm an und trank in innigem Gedenken an die ferne Geliebte sein Glas aus.

„Eine tolle Wirtschaft war doch damals,“ sagte hierauf der Graf. „Daß man sich das hat gefallen lassen, war großartig. Ich bin noch ein halbes Jahr geblieben, nachdem du die glorreiche Idee gehabt hattest, französischen Abschied zu nehmen. Wir haben dich kolossal bewundert und beneidet, als du so frisch abschnittest. Levetzow ist jetzt Leutnant bei den Kaiser-Alexandern, und Rosencron ist auf der Universität in Heidelberg. Levetzow werden wir noch bei Gelegenheit zu sehen kriegen. Aber hast du denn gehört, daß der Alte sich verheiratet hat?“

„Ich habe wenig gehört, bin ja jahrelang weggewesen. Aber Rosencron schrieb es.“

„Muß doch riesig interessant sein, so in die fernen Länder zu reisen und Chinesen und Türken zu sehen! Ja, der Alte hat geheiratet, das blasse Hoffräulein, die Puntorf, wenn du dich erinnerst, und die früheren Weiber hat er schneidig hinausgeschmissen. Na, das gehört nun alles den Tempi passati an. Hier wollen wir uns jetzt ein bißchen amüsieren. Du mußt meinen Stall sehen, heute abend gehen wir in den Tattersall, übermorgen, Sonnabend, ist

Rennen in Charlottenburg, und wir fahren morgen nach Hoppegarten, wenn dir's recht ist. Ich habe meinen Stall in Hoppegarten."

Inzwischen wurden Poularden aufgetragen. „Du meinst, es wäre interessant, in ferne Länder zu reisen," sagte Otto. „Es würde dir wohl manches dabei gar zu interessant vorkommen. Weißt du, wie wir in unsrer Messe an Bord die Poularden zubereiteten? Sie werden aus gehacktem Pökelfleisch gemacht, und die Trüffeln aus Erbsen oder auch aus Reis."

„Ja, mein alter Junge, du kannst da viel aufschneiden," entgegnete der Graf lachend. „Ich kann's nicht kontrollieren. Den Vorteil hat nun die Marine, daß sie uns die tollsten Geschichten aufbinden kann."

„Ihr habt es aber doch wahrhaftig besser, das merke ich schon. So wie ihr am Lande lebt und Dienst tut, kriegen wir es nicht einmal in unsern schönsten Träumen zu schmecken. Dennoch möchte ich nicht tauschen. Man gewöhnt sich an das Meer und verliebt sich in sein Schiff, mag man auch noch soviel auszustehen haben."

„Verliebt sich in sein Schiff!" rief der Reiteroffizier. „Ist das wirklich möglich? Ich kann mir das nicht vorstellen. In ein Pferd, ja. In ein Vollblut, in einen Gaul erster Klasse kann man sich verlieben, und ich kenne Leute, die es nie fertiggebracht haben, sich in ein Frauenzimmer zu vergaffen, weil ihr Herz immer mit Pferden angefüllt war. So ist mancher Kamerad und gute

Freund von mir beschaffen. Aber ein Schiff! So ein großer Kasten mit einem qualmenden Schornstein mitten drin — das willst du mir wieder aufbinden, mein guter Junge."

„Das kennst du nicht, lieber Karl. Eine Landratte versteht das nicht. Herr des Himmels, wenn mein früherer erster Offizier, Kapitänleutnant von Tergen, das gehört hätte! Ein Kasten mit einem Schornstein! Ich sage dir, ein Schiff ist ebensogut ein lebendes Wesen wie ein Pferd und hundertmal vollkommener!"

So unterhielten sich die Freunde, erzählten einander noch mancherlei und gingen sehr vergnügt von ihrem guten Diner wieder auf die Straße. Der Kürassier begleitete seinen Kameraden von der Marine und führte ihn zu seinem Hotel in der Schadowstraße, wo Otto seinen Koffer bereits vorfand. Dort nahm er Abschied von ihm. Er wollte in die Kaserne, dann nach seiner Wohnung und versprach, Otto nach zwei Stunden wieder abzuholen. Otto fühlte, daß er für die Kameraden von der Gardekavallerie nicht fein genug sei, und kaufte zunächst in der Nachbarschaft seines Hotels ein halbes Dutzend Paar Glacéhandschuhe sowie ein Paar Lackstiefel, die ihm erheblich kleiner als seine Füße vorkamen, auch ein Glas Eau de Cologne, womit er den Inhalt seines Koffers bespritzte. So vorbereitet erwartete er den Grafen, der ihn zur bestimmten Zeit mit einer Droschke abholte und zum Tattersall führte.

Otto war von neuem erstaunt über die neue

Welt, die sich vor ihm auftat. Die Reitbahn des Tattersall war von elektrischem Licht glänzend erleuchtet, und er sah die eleganteste Gesellschaft sich hier versammeln. Er wurde einer Reihe von Kavallerieoffizieren und jungen Damen vorgestellt, darunter dem Premierleutnant von den Gardeulanen von Lesczalsky und dessen Schwester. Der Leutnant mißfiel ihm beim ersten Anblick, doch versöhnte er sich bei dessen verbindlicher Höflichkeit mit den stechenden Augen und scharfen Zügen, die ihm anfangs unheimlich vorgekommen waren. Fräulein Leonie von Lesczalsky war entschieden eine Schönheit zu nennen. Sie war etwa zehn Jahre jünger als ihr Bruder und mochte kaum neunzehn Jahre alt sein. Der schwarze Herrenhut mit blauem Schleier auf dem üppigen schwarzen Haar stand ihr vortrefflich zu dem länglichen blassen Gesicht, und sie hielt graziös die Schleppe ihres langen dunkelblauen Kleides über dem Arme. Auch mehrere Herren in Zivil, lauter vornehm klingende Namen, waren von der Gesellschaft. Alles unterhielt sich von Sport und beschäftigte sich mit den Pferden, die vorgeführt wurden. Otto konnte an diesen Gesprächen so gut wie gar keinen Anteil nehmen. Er hätte ebensowohl Hebräisch verstehen können als diese Wörter, die zum größten Teil englischer Herkunft, aber von spezieller, ihm fremder Bedeutung waren. Er mußte sich mit Zuhören begnügen und war froh, daß er sich bei Beginn des Reitens auf einen Platz zurückziehen konnte, von wo er nur zuzusehen brauchte.

Ein interessantes, schönes Bild bot sich ihm jedoch. Die Kapelle eines der Garderegimenter war am einen Ende der Reitbahn aufgestellt, und beim Klange ihrer Märsche und Tänze ritten Herren und Damen Quadrillen und führten Manöver aus. Leutnant von Lesczalsky kommandierte eine Quadrille von acht Reitern und Reiterinnen, die Otto ganz besonders imponierte. Sein Freund Berkfeld bildete mit Leonie von Lesczalsky ein Paar. Er ritt sein Chargenpferd, einen mächtigen Dunkelbraunen, Leonie einen zierlichen weißen Zelter. Nicht genug konnte Otto die Genauigkeit und taktmäßige Eleganz bewundern, womit die vielfach verschlungenen Wendungen der Quadrille ausgeführt wurden. Dieser sanft wiegende Galopp, dieses pünktliche Anhalten der feurigen Rosse, dann wieder dies Wenden und Abschwenken, und endlich das stürmische Jagen, wobei die Schleier und Schleppen der Damen rückwärts flatterten und das Geschwader in Wildheit unaufhaltsam dahinzurasen schien, bis es plötzlich auf den durchdringenden Kommandoruf Lesczalskys gleich einer Mauer stand!

Sie hatten es doch gut, die Kameraden von der Landarmee! Wie waren die armen Marinemenschen eingesperrt auf dem Schiffe, abgehetzt in unaufhörlichem Dienste, der Anmut weiblichen Umgangs völlig entbehrend! Und wenn einmal ein glücklicher Schiffbruch Damenbesuch auf ihr Deck führte — wie schnell zog das Schöne vorüber! Schmerzlich dachte Otto an den schnellen Abschied von Kuba zurück, wo ihm nicht einmal Zeit und

Gelegenheit geblieben waren, Gretchen Lebewohl zu sagen und mit ihr einen Briefwechsel zu verabreden. Er war ganz ohne Nachricht von ihr. Freilich hätte er ja kaum Briefe von ihr erhalten können, während er auf der Reise war, und er hatte auch nicht gewagt, an sie zu schreiben, weil er fürchtete, daß ihre Eltern nach den Briefen fragen würden. Aber traurig war das. Er hatte sich nicht überwinden können, nach der Abfahrt von Kuba wieder den alten freundschaftlichen Ton gegenüber dem Kameraden Heise anzuschlagen. Denn er fühlte, daß Heise die Schuld hatte. Zwar hatte dieser es niemals eingestanden, daß er dem ersten Offizier einen Possen gespielt, aber die Kadetten ahnten die Geschichte, sie hatten kombiniert und waren zu dem Schlusse gekommen, daß die Strenge des Kapitänleutnants gegen sie in Heises Benehmen ihren Grund haben müsse. Heise war nun auch zum Unterleutnant zur See avanciert, aber in seinem Dienstzeugnisse fand sich eine Bemerkung, die ihm nicht zum Vorteil gereichen konnte.

Nachdem die Quadrille zu Ende geritten worden war und das Reiten überhaupt aufgehört hatte, fand sich Otto wieder mit seinem Freunde zusammen. Er sah zu, wie die Pferde erst im Schritt umhergeführt und dann eingedeckt wurden, damit sie sich auf dem Wege zu ihren Ställen nicht erkälteten, und unterhielt sich währenddessen mit Fräulein Leonie von Lesczalsky. Sie sowohl wie ihr Bruder waren auf sehr freundschaftlichem Fuße mit Graf

Berkfeld. Otto fand die junge Dame sehr amüsant, obwohl er dachte, es wäre wünschenswert für ihn und würde die Unterhaltung erleichtern, wenn sie weniger von Pferden verstände. Er kam sich bei ihren technischen Ausdrücken gar zu unwissend vor. Auch sehr schön fand er sie, obwohl er meinte, daß sie sich mit Gretchen nicht vergleichen ließe. Als sie einen ihrer langen gelben Reithandschuhe, die ihr bis über den Ellenbogen reichten, abstreifte und ihrem Schimmel die samtweichen Nüstern streichelte, bemerkte er, daß sie eine sehr wohlgebildete weiße Hand hatte, die jedoch sehr kräftig aussah und an eine Männerhand gemahnte.

Allmählich verlor sich die Gesellschaft, und auch Otto entfernte sich mit seinem Freunde und den Geschwistern Lesczalsky. Die junge Dame stieg in eine Droschke und fuhr nach Hause, die drei Herren aber gingen zu Fuße weg. Lesczalsky bat seine Begleiter, bei ihm eine Tasse Tee zu trinken, und sie gingen zusammen zu einem Hause in der Mittelstraße. Hier stiegen sie zwei Treppen hinauf, und ein Dienstmädchen öffnete ihnen die Tür und führte sie in einen Salon, wo sie von einer Dame empfangen wurden. Der Leutnant von den Gardeulanen stellte Otto vor, und dann gingen sie in das Speisezimmer, wo ein Teetisch bereits gedeckt stand. Alles war sehr hübsch und fein, doch hatte Otto ein unbestimmtes Gefühl des Befremdens. Es war bereits elf Uhr, so daß er sich Skrupel machte, so spät noch in die Häuslichkeit eines Kameraden einzudringen. Indessen war er ja ein-

geladen, und die Dame vom Hause schien nichts Unpassendes in dem späten Erscheinen der Herren zu finden. Sie war eine hübsche Blondine, ihr Haar erinnerte an Gretchens Haar, doch war es nicht so goldig schimmernd, sondern näherte sich mehr der Flachsfarbe. Sie hatte hellblaue Augen, war aber etwas zu blaß. Blässe schien Otto das Kennzeichen der Berlinerinnen zu sein. War doch auch Fräulein Leonie blaß und hatte kaum durch das Reiten lebhaftere Farbe bekommen.

Otto war in der Unterhaltung bei Tische fast ausschließlich auf die Dame vom Hause angewiesen, denn sein Freund unterhielt sich mit dem Kameraden von der Kavallerie so eifrig über Angelegenheiten des Sports, daß die beiden für nichts andres Ohr hatten. Sie schienen sehr wichtige Fragen zu erörtern. Otto fand die Dame auch sehr liebenswürdig, nur konnte er das Gefühl nicht los werden, daß er sich hier in unsicherem Fahrwasser befinde.

Die Dame war etwas anders gekleidet, als er für üblich im engen Familienkreise hielt. Indessen sagte er sich, daß er hier nicht kompetent sei. Sie trug eine helle Seidenrobe mit Spitzen garniert und viereckig ausgeschnitten. Um ihren Hals funkelte ein mit Brillantsternen besetztes enggezogenes schwarzes Samtband. Auch trug sie mehrere kostbare Ringe an der linken Hand und ein mit Rubinen besetztes Armband. Sie machte die Wirtin in sehr gewandter Weise, bereitete den Tee selbst, bot eigenhändig einige feine Fleischspeisen an, aber bei all ihrer Gewandtheit vermißte Otto ein

gewisses Etwas, worüber er sich selbst nicht klar wurde. Es war ihm auch im Gespräche mit ihr auffallend, daß sie eine so sehr geringe Kenntnis der Geographie besaß. Denn sie fragte ihn nach seinen Reisen, hatte aber augenscheinlich keinen Begriff davon, wo die deutschen Kolonien lägen. Otto hatte den Verdacht, daß sie Sansibar für eine Stadt in Amerika hielte. Bald nach dem Tee ließ sie Champagner bringen, und auch dies bestärkte ihn in der Ansicht, daß die Kameraden von der Landarmee in Verhältnissen lebten, die er noch gründlich studieren müsse, um sie recht zu begreifen.

Es war nach ein Uhr geworden, als Berkfeld endlich auf die Uhr blickte und aufstand. „Wir treffen uns also auf dem Bahnhof Friedrichstraße, zehn Minuten vor sieben," sagte er. „Ist dir's auch nicht zu früh, Otto?"

„Ich bin es gewohnt, um vier Uhr aus der Koje geholt zu werden," antwortete dieser.

„Nun denn!" Die Herren schüttelten sich die Hand, Otto und sein Freund verbeugten sich vor der Hausfrau und entfernten sich.

„Was für eine geborene ist Frau von Lesczalsky?" fragte Otto auf der Straße.

„Geborene? Die ist gar nicht geboren."

„Was willst du damit sagen?" fragte Otto verwundert und mit dem leisen Argwohn, daß der Graf damit auf die bürgerliche Abstammung der Dame habe anspielen wollen.

„Nun, mein alter Junge, hast du denn das

nicht gemerkt?" fragte sein Freund. „Sie ist doch nicht Lesczalskys Frau! Ich muß dir das sagen, damit du nicht etwa eine Bévue begehst, wenn seine Schwester gegenwärtig ist. Sie war früher in einem Konfektionsgeschäft, und wenn man ihre Herkunft bedenkt, denn sie ist die Tochter eines Schneiders aus Moabit, so muß man ihr zugestehen, daß sie sich famos gebildet hat. Auffallend hübsch ist sie ja schon von Natur. Sie hat ihrerzeit Furore gemacht, und die Leute haben sich um sie gerissen. Auch jetzt noch, obwohl man weiß, daß sie in festen Händen ist, macht sie Furore, wenn sie öffentlich erscheint. Du wirst dich selbst davon überzeugen."

„Hm!" machte Otto. Er wollte seiner Verwunderung und Mißbilligung keinen Ausdruck geben, um sich nicht in seiner Unkenntnis Berliner Zustände bloßzustellen und lächerlich zu machen, aber er war sehr erstaunt über die Freiheiten der Kameraden von der Landarmee. Er war im Grunde seines Herzens entrüstet.

„Lesczalsky ist ein verteufelter Kerl," fuhr Graf Berkfeld fort. „Er macht mehr Dinge möglich als viele andre Leute, geht eine scharfe Pace und gibt sich nie ganz aus. Du kannst aus ihm herausnehmen, soviel du willst, es bleibt immer noch was drin."

„Du bist sehr mit ihm befreundet," bemerkte Otto.

„Und ob! Wir sind nicht allein intim befreundet, sondern auch geschäftlich verbunden. Der Rennstall, den wir morgen im Hoppegarten besuchen wollen, ist unser gemeinschaftliches Eigentum."

„Geschäftlich verbunden? Macht ihr denn Geschäfte?“ fragte Otto erstaunt.

„Man nennt das so. Und in der Tat sind es ja Geschäfte, wenn auch nicht in dem Sinne, wie man gewöhnlich von Geschäften spricht. Ein Rennstall kostet viel Geld. Wenn er aber richtig geführt wird, ernährt er sich von selbst oder gibt wohl gar Überschuß. Wird er nicht richtig geführt, so frißt er nicht allein sich selbst, sondern auch den Besitzer auf. Kein Geldbeutel kann es auf die Dauer aushalten, einen Rennstall zu bezahlen, der ohne Einnahmen bleibt. Da ist Lesczalsky nun sein Gewicht in Gold wert, ein Herrenreiter ersten Ranges, gewiegter Pferdekenner und auf allen Plätzen zu Hause. Kennt alle Ställe im Deutschen Reiche und in Österreich wie seine Tasche. Ich bin noch zu junger Offizier und noch zu jung auf dem Rennplatz, um es zu riskieren, allein den Stall zu leiten. Deshalb habe ich mich mit Lesczalsky liiert.“

---

20 Reiter und Pferde

> Eines schickt sich nicht für alle;
> Sehe jeder, wie er's treibe,
> Sehe jeder, wo er bleibe,
> Und wer steht, daß er nicht falle.
>
> Goethe

Einige Minuten vor der bestimmten Zeit traf Otto auf dem Bahnhofe Friedrichstraße ein und erblickte dort schon den Leutnant von den Garde-

ulanen im Gespräch mit einem Zivilisten. Lesczalsky war in einen langen Mantel gehüllt und hatte den Kragen in die Höhe geschlagen. Der Herr, mit dem er sprach, war eine sonderbare Gesellschaft für den vornehmen Gardeoffizier, wie es Otto bedünkte, denn er sah gar nicht so aus, als ob er zur guten Gesellschaft gehöre. Er trug einen hellen karierten Ulster, darüber einen sehr großen Operngucker im Futteral am Riemen, einen schwarzen Zylinder und hatte die Beinkleider über den gelben Gamaschen umgekrempelt. Seine Schuhe hatten ganz niedrige Absätze und lange Spitzen. Aber trotz dieses Anzugs, den auch ein Stutzer aus der vornehmen Welt hätte tragen können, sah er schrecklich ordinär aus. Er stand so schlecht auf den Füßen, hatte so große Hände in den rotbraunen Handschuhen und ein so niederträchtiges, listiges Gesicht!

Otto hörte im Vorbeigehen, daß er im echtesten Berliner Dialekt sagte: „Lange Odds, Herr Baron, lange Odds! Was die Flieger von Teplin betrifft, so ist er gründlich getreielt. Man dreist angelegt!" Er ging weiter, ohne sich um das Paar zu bekümmern, und bemerkte bald darauf, daß Lesczalsky sich von seinem Begleiter getrennt hatte. Währenddessen versammelten sich außer einer kleinen Anzahl von Offizieren wohl ein Dutzend Herren auf dem Perron, deren Erscheinung bemerkenswert war. Mehrere sahen vornehm aus, alle waren elegant und dabei extravagant gekleidet. Die Überzieher waren teils kurz wie Jacketts, teils übermäßig lang, aus teuern hellen Stoffen gemacht,

Stiefel und Handschuhe sehr fein, die Krawattennadeln kostbar und auffallend, zumeist aber waren es die Gesichter und Manieren der Herren, die der Gesellschaft ein besonderes Gepräge verliehen. Lauter Physiognomien von Lebemännern, scharf geschnitten und verlebt, hier grau, dort von der roten Farbe, die aus edeln Weinen und gewürzten Speisen stammt, lauernde und hochmütige Augen, nachlässiges und gebieterisches Benehmen.

Außer dem vornehmen Kreise versammelte sich noch eine Gruppe von Männern, die wie schlechte Kopien dieser Herren aussahen. Und zu diesen hatte sich der Mann mit dem listigen Gesichte gesellt, der vorhin so seltsame Redensarten mit Lesczalsky geführt hatte.

„Um Gottes willen, wer sind diese Leute?" fragte Otto seinen Freund, der nunmehr raschen Schrittes mit klirrenden Sporen herbeikam.

„Welche Leute?"

„Nun, diese Herren mit dem auffallenden Geschirr, und dann jene . . ."

„Geschirr? Was für ein Geschirr? Ach, du meinst wohl Anzug! Diese Herren sind Sportsmen, kenne sie alle. Fahren nach Hoppegarten. Die andern dort sind Agenten, Buchmacher, Spekulanten, Berichterstatter und so weiter. — Da kommt schon der Zug. Beinahe hätt' ich's verpaßt. Laß uns einsteigen!"

In dem Coupé erster Klasse, wo die beiden Freunde wieder mit Lesczalsky zusammentrafen, konnte Otto einen der Herren, die ihm vorhin auf-

gefallen waren, genauer betrachten. Er saß ihm gerade gegenüber. Der Herr unterhielt sich mit dem Leutnant der Gardeulanen, natürlich über Pferde und Rennen, und Otto vernahm, wiederum zu seiner Verwunderung, daß es sich um verschiedene Pferde handelte, die der Offizier im Auftrage des Zivilisten reiten sollte. Das Gesicht des Herrn trug einen südländischen Charakter. Er hatte blitzende schwarze Augen, gelben Teint, eine stark gebogene große Nase und einen pechschwarzen Schnurrbart. Er steckte in einem langen kamelhaarenen Überrock, und in seiner Krawatte glänzte ein großer Brillant. Während der Fahrt fand die übliche Vorstellung statt, und Otto hörte den Namen Baron Ezechiel als Namen dieses Herrn nennen. Er konnte an dem Gespräche, das bis zur Station geführt wurde, keinen Anteil nehmen, es war ihm fast alles Fremdsprache. Gleichwohl langweilte er sich nicht, er stellte Betrachtungen darüber an, wie vielgestaltig doch des lieben Gottes Welt sei, und beschloß, seinen Freund über die am meisten gebrauchten Ausdrücke auszufragen.

Die Fahrt hatte etwa eine Stunde gedauert, als aus dem Grün der jungen Anlagen zur Seite des Bahnkörpers hübsche Gebäude auftauchten. Gleich darauf hielt der Zug, und man stieg aus. Die Herren gingen an leerstehenden Gebäuden vorüber, die Otto auf seine Frage als das Unionsgestüt bezeichnet wurden, und kamen auf den Rennplatz von Hoppegarten. Otto sah langgestreckte Tribünen zur Seite des weiten Platzes und auf

dem grünen Rasen selbst ein bewegtes Leben. Lange Reihen von Pferden gingen im Schritt oder auch in lebhafterer Gangart umher, und viele einzelne Reiter und Fußgänger, Offiziere und Herren in Zivil, zeigten sich an der Barriere, die den Rasenplatz einschloß. Auch mehrere Wagen hielten hier.

Zunächst kam, als die Freunde an die Barriere traten, ein einzelner Reiter in schlankem Galopp heran und parierte an dem Platze, wo sie standen. „Mr. Durnham, brillanter Herrenreiter," flüsterte der Graf seinem Freunde zu. Mr. Durnham trug das Beinkleid in die Gamaschen gesteckt, ein Jackett von blauem Düffel und einen winzigen Hut, der ihm ganz im Nacken saß. Er hing in der nachlässigsten Weise im Sattel, etwa als ob das Pferd ein Lehnstuhl und er selbst im Begriff wäre, einzuschlafen. Während er davon sprach, wie kolossal ruhige Nerven der Gaul hätte, fuhr er mit den Zügeln hin und her. Dann führte er das schöne Tier, dessen Fell wie Gold glänzte und dessen Augen feurig blitzten, in Trab und Galopp vor.

„Das Pferd kommt mir gar nicht so ruhig vor," sagte Otto.

Graf Berkfeld zwinkerte mit dem rechten Auge. „Der Gaul ist wie Schießpulver," sagte er. „Durnham spielt Komödie. Als er so tat, als ob er ihm ins Maul risse, lag das Gebiß doch ganz unbeweglich und nur die Zügel flogen umher."

Jetzt kam in Galopp eine Reihe von sechzehn Pferden daher, die alle in Decken eingehüllt waren und eines hinter dem andern genau den Abstand

von zwei Schritt hielten. Auf ihrem Rücken saßen kleine Knaben und lenkten sie mit der Trense. Die Reihe galoppierte auf einer großen Kreislinie, und inmitten des Kreises ritt ein Mann, dessen Anblick Otto zum Lachen brachte. Er mochte sechs Fuß Länge haben und war auch breitschulterig. Er hatte ein viereckiges rosiges Gesicht und trug einen Backenbart, der nur wenig tiefer als die Ohrläppchen herabreichte. Dieser große Mann saß auf einem ganz kleinen Pferde, so daß er mit den Sohlen den Rasen zu streifen schien. Das Pferd war ein starkgebauter Pony mit kurzgeschorener, aufrecht stehender Mähne und kurz abgeschnittenem Schweife.

„Was ist das für ein lächerliches Bild!" sagte Otto.

„Es ist die Mode," erwiderte der Graf. „Da hinten siehst du noch mehr Ponys unter großen, schweren Reitern. Dieser Herr ist Mr. Morton, famoser Trainer. Das sind die Pferde des Prinzen Tirschkap, deren Arbeit er überwacht."

Während er noch sprach, warf eines der so ruhig dahingaloppierenden Pferde den Kopf in die Höhe, machte einen langen Satz und flog, ohne daß der Stalljunge es hindern konnte, in wildem Laufe davon. Binnen wenigen Sekunden hatte sich die ganze Reihe aufgelöst. Sämtliche Pferde stürmten im Haufen hinter dem Durchgänger her, und vergeblich zerrten die Knaben an den Zügeln, um sie zu halten. Der Trainer jagte hinter dem Haufen her und fluchte auf englisch, aber sein Pony blieb hinter den langbeinigen Rennpferden weit zurück.

„Wir können jetzt hinüberkommen," sagte Lesczalsky, und die drei Offiziere benutzten den Augenblick, wo die Bahn frei war, um über den Rasen auf die andre Seite zu gehen.

„Laßt uns doch das Treiel ansehen," sagte Graf Berkfeld, indem er mit der Hand nach einer Stelle zeigte, wo etwa ein Dutzend Pferde sich versammelten.

„Was ist denn ein Treiel?" fragte Otto. „Den Ausdruck habe ich heute schon mehrere Male gehört."

„Es ist das englische trial, Versuch," entgegnete der Graf. „Die Pferde werden im Laufe miteinander ausprobiert. Der Trainer von Baron Ezechiel schießt dort die Zweijährigen seines Stalles gegeneinander ab. Baron Ezechiel sagte, daß es heute zum ersten Male geschähe."

„Und was ist ein Trainer?"

„Das sind die Leute, meistens Engländer, die im Dienste der Stallbesitzer die Pferde zum Rennen ausbilden."

„Zum ersten Male!" wiederholte Lesczalsky. „Das sagt ihm sein Trainer. Von den Privattreiels, die der Schurke schon angestellt haben mag, redet er nicht. Ich traue dem Halunken nicht über den Weg."

Otto gewann aus dieser Äußerung in Verbindung mit hundert andern Bemerkungen, die er halb und halb begriff, indem er sein Kombinationsvermögen anstrengte, die Ansicht, daß dem schönen Bilde der miteinander um die Wette laufenden edeln Tiere noch ein andres weniger schönes Bild

als Gegenstück diene. Er sah den listigen Mann mit dem karierten Überzieher wieder, wie er umherstrich und mit Jockeis, Agenten und Stallburschen sprach, er hörte scharfe Witze, denen Verdächtigungen zugrunde lagen, und begriff, daß es sich beim Sport auch um Geldgewinn handelte. Ein Netz von Spekulationen umspannte offenbar die Sportswelt. Graf Berkfeld sagte ihm auf seine Frage, der Mann mit dem listigen Gesichte sei ein Scout, nach englischer Bezeichnung, mit anderm Wort Kundschafter, ein Spion, der Nachrichten über die Leistungsfähigkeit der Rennpferde und sonstige Vorgänge auf den Rennplätzen und in den Ställen sammle und an die Besitzer der Pferde verkaufe.

„Man kann mit dem schlechtesten Pferde genug Rennen gewinnen," sagte der Graf, „wenn man es nur richtig hineinzubringen versteht."

„Und wie kann man es richtig hineinbringen? Es handelt sich doch immer ums Laufen!"

„Ganz richtig, aber es handelt sich auch darum, mit welchen andern Gäulen mein Pferd läuft. Das muß man richtig abzumessen und einzurichten verstehen. Und darin ist Lesczalsky groß."

Die Herren waren inzwischen an dem Platze angekommen, wo das Treiel stattfinden sollte. Baron Ezechiel stand mit seinem Trainer und verschiedenen Sportsmen da und empfing den Leutnant von Lesczalsky mit einer kordialen und dabei doch gleichsam geschäftsmäßigen Begrüßung, die Otto auffiel. Den Pferden wurden jetzt die Decken

abgenommen, und sie wurden paarweise und in größeren Gruppen gegeneinander probiert. Der Baron und der Leutnant von Lesczalsky führten ein intimes Gespräch.

„Was haben denn wohl die beiden zusammen?" fragte Otto seinen Freund. „Der Baron scheint ja auf einem eigentümlichen Fuße mit deinem Kompagnon zu stehen."

„Lesczalsky reitet des Barons Pferde in den Herrenreiten, dabei ist nichts Besonderes."

„Ich denke, es sind die Jockeis, die andrer Leute Pferde reiten."

„Ja, aber im Herrenreiten ist das anders. Es gibt bestimmte Rennen, wo keine Jockeis, sondern nur Herren reiten dürfen. Wenn nun aber der Besitzer eines Rennstalls selbst kein großer Reiter ist, so engagiert er einen andern Herrn, um an seiner Stelle die Pferde zu reiten. Eine ganze Reihe von Kavallerieoffizieren reitet in dieser Weise, und Lesczalsky steigt oft vier- bis fünfmal während eines Tages für fremde Besitzer in den Sattel."

Otto hatte wieder einmal Gelegenheit, sich zu wundern. Er dachte, daß in dieser Weise doch die Grenze zwischen Jockeis und Herrenreitern ein wenig verwischt werde. Doch erlaubte er sich keine Bemerkung darüber.

„Ich habe das Wort Handikap so oft gehört. Was ist das nur?" fragte er.

„Handikap ist ein Rennen mit Ausgleichung des Gewichts," belehrte ihn der Graf. „Die Belastung der Pferde wird dadurch ausgeglichen, daß die zu

leichten Reiter Bleiplatten oder auch nur Filzdecken oder ein Stück Riemenzeug aufnehmen. Über das Normalgewicht wird vorher Bestimmung getroffen. Es können sechzig, siebzig, fünfundsiebzig und mehr Kilo, je nachdem, sein."

„Und nun sag mir, bitte, auch noch, was Totalisator ist."

„Totalisator ist sozusagen ein Wettbureau. Dies Bureau nimmt Einsätze von Wettlustigen, doch immer nur in bestimmter Höhe, an und zahlt die Gewinne aus. Denke dir, daß sechs Pferde laufen, Alma, Ida, Ella, Fritz, Hektor und Titus. Wer Vertrauen dazu hat, daß Alma siegen wird, geht hin und setzt zehn Mark im Totalisator auf sie ein. Über die zehn Mark erhält er Quittung. Wer aber auf Titus baut, zahlt auf diesen seine zehn Mark ein. Nun sollen dreißig Personen auf Alma, zwanzig auf Ida, fünfundzwanzig auf Ella, fünfzehn auf Fritz, zehn auf Hektor, fünf auf Titus gesetzt haben, so macht das zusammen tausendundfünfzig Mark, die für dieses Rennen eingezahlt und gebucht werden. An Betriebsunkosten soll ein bestimmter Bruchteil, sagen wir fünf Prozent, abgezogen werden, so bleiben tausend Mark, die bei dem bestimmten Rennen der sechs Pferde eingesetzt sind. Jetzt laufen die Pferde, und Titus, zu dem nur fünf Leute Vertrauen hatten, soll zuerst ans Ziel gekommen sein. Dann werden die tausend Mark unter die fünf glücklichen Wetter verteilt, und jeder von ihnen erhält für seine eingezahlten zehn Mark zweihundert heraus. Ist aber zum Beispiel Ida

die erste, so bekommt jeder Gewinner nur fünfzig Mark, weil ihrer zwanzig sind."

Nachdem die Zweijährigen des Barons Ezechiel genügend beobachtet worden waren, schritten die Freunde dem eignen Etablissement zu, das im Hintergrunde aus dem Walde hervorblickte, der die Rennbahn umzog. Beim Näherkommen sah Otto ein Viereck von Gebäuden vor sich, die einen Hof umschlossen. Auf drei Seiten lagen die Ställe, niedrige, langgestreckte Gebäude, auf der vierten Seite erhob sich eine Villa, etwa doppelt so hoch wie die Stallungen. Alles war ungemein sauber gehalten und sah sehr elegant aus, die Ställe, von roten Ziegeln mit Sandsteineinfassungen und mit weit vorspringendem Dache, waren wie Schmuckkästchen gehalten.

Der Trainer, ein vierschrötiger Engländer mit rotem, glattrasiertem Gesicht, empfing die Besitzer und führte sie durch die verschiedenen Abteilungen, wo die Pferde standen. Eine Art von Zellensystem herrschte hier, dessen Zweck augenscheinlich war, jedem Tier die ihm wohltätige beschauliche Ruhe zu verschaffen. Durch die Länge jedes Stalles lief ein Gang, und von diesem Gange aus öffneten sich die Türen zu den Boxes. Jedes Pferd hatte seine Box für sich, und die Wände waren zehn Fuß hoch, so daß die Tiere einander nicht sehen konnten. Der Trainer öffnete eine Türe nach der andern, und Otto sah die Pferde in ihren Boxes frei umhergehen, behaglich auf dem frischen Stroh liegen oder ihr Heu vom Boden aufnehmen.

Alles war hoch und luftig gebaut, und das Licht kam von oben. Otto zählte sechzehn Pferde und sah noch etwa zehn Boxes leerstehen.

Offenbar führte der Leutnant von Lesczalsky hier die Herrschaft, während Graf Berkfeld nur mitging. Der Trainer war sehr höflich gegen den Grafen, aber richtete seine Fragen und ernsteren Mitteilungen an den älteren Kompagnon des Renngeschäfts. Mehrere der Tiere wurden hinausgeführt und im helleren Licht des Hofes genau betrachtet. Otto sah sehr schöne Pferde darunter, deren Haut wie Atlas schimmerte, deren Augen feurig glänzten und deren Bau selbst ihm, der doch wenig von Pferden verstand, große Leistungsfähigkeit verriet. Vor allem war es eine Fuchsstute, die sorgfältig beobachtet wurde, ein herrliches Tier, von ruhigem, beinahe trägem Benehmen, der Inbegriff verhaltener Kraft und Schnelligkeit.

Diese Stute stellte der Graf seinem Freunde von der Marine als die Perle des Stalles, Andromeda, vom König Theodor aus der Beauty, vor.

„Sie hat ein prachtvolles Fell," sagte Otto. „Wie das glänzt!"

„Ja, und einen kleinen, trockenen Kopf, arabischer Abstammung," sagte der Graf. „Und wie kurz der Rücken! Man glaubt kaum den Sattel auflegen zu können, so wenig Platz ist da, und dabei — wie lang sie über dem Boden steht! Sie ist ein vollendeter Steepler, und wir bauen auf sie für das große Charlottenburger Rennen."

Etwa zwei Stunden lang hielten sich die drei

Herren bei den Pferden auf, da überbrachte einer der Stallknechte die Meldung, daß die gnädige Frau angekommen sei, und nun gingen sie in das Wohngebäude hinüber, wo sie von der Dame empfangen wurden, bei der sie am Abend vorher den Tee eingenommen hatten. Sie war höchst elegant gekleidet, und höchst elegant war die Einrichtung der Villa. Charakteristisch waren die vielen Bilder von Pferden, von Hunden und von Rennen, die an allen Wänden hingen. Nach und nach fand sich noch ein halbes Dutzend andrer Sportsmen, darunter Baron Ezechiel und drei Kavallerioffiziere, ein, und auf die Einladung der gnädigen Frau ging die Gesellschaft zum Luncheon ins Speisezimmer. Hier glänzte eine Tafel von Silber und feinem Porzellan, und zwei Diener trugen ein vorzügliches Essen auf. Es gab frische Hummer, ein ausgezeichnet kaltes Roastbeef mit Remouladensauce, Hammelkotelette à la béarnaise und andre wohlschmeckende Dinge, zu denen vortrefflicher Sherry, Bordeaux und moussierender Mosel getrunken wurden. Gesprochen wurde nur von Pferden, und Otto hatte Muße, da er das nicht verstand, die Frau vom Hause zu beobachten. Sie machte die Wirtin ganz tadellos, und auch von Pferden verstand sie offenbar nicht weniger als die Herren. Ihre Ansicht über den mutmaßlichen Erfolg dieses und jenes Renners wurde mit Aufmerksamkeit und Achtung von den Sportsmen aufgenommen, woraus Otto den Schluß zog, daß diese ihm noch so dunkel und geheimnisvoll er-

scheinenden Dinge am Ende doch wohl nicht ganz unbegreiflich für Menschenverstand, sondern bei einiger Ausdauer auch von Seeleuten zu verstehen sein können. Zugleich befestigte er sich in der Ansicht, daß sein Freund Berkfeld auf einem gefährlichen Wege sei. Der Leutnant von Lesczalsky gefiel ihm immer weniger. Dieser kluge Herr und brillante Reiter hatte sicherlich den jungen Grafen in der Hand und nutzte ihn zu seinem eignen Vorteil aus. Otto beschloß, seinen Freund zu warnen.

Als um zwei Uhr das Frühstück zu Ende war und die Gäste sich entfernt hatten, fuhr Lesczalsky mit der gnädigen Frau in dem Dogcart davon, worin sie gekommen war. Sie wollten bis Friedrichshagen fahren und den Wagen dann nach dem Rennetablissement zurücksenden. Otto benutzte mit dem Grafen Berkfeld die Eisenbahn von der Station Hoppegarten aus zur Rückkehr.

„Ihr führt einen großen Train," sagte er zu seinem Freunde.

„Nun ja, es gehört einmal so dazu, wenn man in der Sportwelt lebt," antwortete dieser leichthin.

„Dein Vater muß dir einen guten Zuschuß geben, denn das alles kostet doch ein Heidengeld," fuhr Otto fort.

„Freilich, aber die laufenden Ausgaben kommen wenig in Betracht gegen die Wetten. Ich meine, die laufenden Ausgaben für das tägliche Leben. Und wie ich dir schon sagte: der Stall muß sich selbst erhalten."

„Die Wetten?“ fragte Otto, den die sehr allgemein gehaltene Antwort wenig befriedigte.

„Nun ja, bei jedem Rennen handelt es sich um Wetten, und das ist der Hauptreiz der Geschichte. Oft stehen Zehntausende, zuweilen mehr als hunderttausend auf dem Spiel, wenn die Gäule engagiert sind.“

„So trägt also ein solches Pferd ein ganzes Vermögen mit sich, wenn es über den grünen Rasen dahinjagt.“

„Freilich.“

„Und wenn es eines seiner dünnen Beine bricht, ist das Vermögen hin.“

„Du bist noch kein Sportsmann,“ sagte der Graf lachend.

„Für mich würde sich das auch nicht passen,“ bemerkte Otto. „Indessen ist bei dir das Risiko wohl auch nur immer halb, da du ja mit Lesczalsky teilst. Vermutlich ist er reich.“

Der Graf räusperte sich. „Weißt du, Otto, die Sache ist so: mein Vater sieht es gern, wenn ich den Pferdesport betreibe. Er interessiert sich selbst im höchsten Maße für reines Blut und züchtet auf seinen Gütern. Die Andromeda ist aus seinem Gestüt. Aber einen so großen Rennstall würde ich doch auf mein eignes Risiko allein nicht führen mögen. Dazu bin ich noch zu junger Offizier und zu jung im Sport. Deshalb habe ich mich mit Lesczalsky zusammengetan, der einer der gewiegtesten, erfahrensten Sportsmen ist. Reich ist er nicht gerade. Er gibt hauptsächlich seine Erfahrung,

ich gebe das Geld ins Geschäft, wenn ich mich so ausdrücken darf. Und wir fahren beide gut dabei, denn unser Stall gibt Überschuß."

„Wenn ihr aber einmal Unglück habt, so trägst du doch den Verlust allein."

„Nun ja, wenn man Unglück haben soll, da hat man es eben. Übrigens ist Lesczalsky auch nicht ganz ohne Geld. Er ist ein merkwürdiger Mensch, der richtige Sportsmann. Er trägt sein ganzes Vermögen immer in der Brieftasche bei sich. Die fünfzigtausend Mark, die er besitzen mag, sind immer im Rollen und beständig engagiert. Das amüsiert ihn, er bedarf dieser Aufregung, sie ist ihm notwendig zum Genuß des Daseins."

„Ich finde, daß er ein gefährlicher Freund ist, Karl. Er führt dich in Verhältnisse hinein, die du nicht beherrschen kannst. Nimm es mir nicht übel, daß ich dir das geradeheraus sage. Mir ahnt nichts Gutes dabei. Ich will ja nicht bezweifeln, daß es ehrlich Spiel ist. Gewiß rechnet Lesczalsky immer ganz ehrlich mit dir ab, aber laß einmal einen großen Verlust kommen, so trägst du doch die Kosten allein. Lesczalsky wird den Inhalt seiner Brieftasche, die das Fundament seiner Existenz bildet, nicht opfern, selbst wenn er es kann."

Der Graf wurde nachdenklich, wich aber der näheren Erörterung aus. Otto fühlte, daß noch etwas andres im Hintergrunde liege, und dachte an Lesczalskys Schwester, die schöne und kühne Reiterin.

21 Scharfes Rennen

Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.
Schiller

Otto war zur rechten Zeit nach Berlin gekommen, um die Reize der jungen Weltstadt kennen zu lernen. Am Tage nach dem Besuch in Hoppegarten fuhr er mit seinen Kameraden von der Landarmee zum Charlottenburger Rennen hinaus. Die vornehmen Offiziere von der Gardekavallerie und Besitzer eines angesehenen Rennstalles machten es natürlich großartig. Sie fuhren mit einer Coach hinaus, und four in hand lenkte der junge Graf seine Stepper. Er trug ein Horn am Riemen auf der Brust, und als die gewaltige hohe Kutsche mit dem stattlichen Viergespann der schönen, großen braunen Pferde in der Charlottenburger Allee in den Strom der kleineren Wagen hineinkam, ließ er von Zeit zu Zeit des Hornes Ton erschallen. Dann blickten die Kutscher der in drei und vier Reihen dahinziehenden Gefährte sich um und lenkten bescheiden zur Seite. Wie ein Vollschiff aber zwischen Kuttern und Galeassen, so fuhr dann die Coach zwischen den Phaethons, Dogcarts, Breaks und Droschken dahin und an ihnen vorbei. Neben dem Grafen saß die schöne Leonie von Lesczalsky auf dem Bocke, und auf ihrem stolzen Gesichte zeigte sich ein triumphierendes Lächeln, wenn sie auf das Getümmel hinabblickte. Sie war heute hell gekleidet und trug einen breitkrämpigen weißen Hut mit drei schwarzen Pompons. Außerdem saßen

noch ihr Bruder und zwei andre Offiziere mit ihren Damen auf den Außensitzen des Daches, und es kam Otto beinahe lächerlich vor, daß im Gegensatz zu dieser Menge von Gebietern, die oben zusammengedrängt waren, zwei Diener in dem schön gepolsterten geräumigen Innern der Kutsche mitgenommen wurden. Diese beiden Burschen in Livree, die sich bemühten, ein noch vornehmeres Gesicht zu zeigen als ihre Herren, mußten dem von Sportkenntnis nicht befangenen Auge als die eigentliche Herrschaft erscheinen.

Lesczalsky sagte dem Seeoffizier, als dieser ihm sein Vergnügen an der großen und bunt bewegten Menschenmenge aussprach, daß die Charlottenburger Rennen sich einer großen Beliebtheit erfreuten und viel stärker besucht würden als die Rennen in Hoppegarten. „Dorthin gehen mehr die Kenner," sagte er, „denn in Hoppegarten wird der feinere Sport getrieben. Die Pferde laufen dort meistens auf ebener Bahn. Aber in Charlottenburg sind die Hindernisrennen die Hauptsache, und das große Publikum sieht lieber halsbrecherische Sachen. Außerdem ist allerdings Charlottenburg auch leichter zu erreichen."

In der Tat ging eine wahre Völkerwanderung hinaus. Dicht gedrängt zog es auf den Fußwegen. Männer und Frauen aus dem Bürgerstande und Handwerkerstande in sonntäglichem Schmuck bildeten dort die Hauptmasse, und vielfach waren ganze Familien mit Kind und Kegel im Schwarm zu sehen. In der Fahrallee aber gab es Wagen aller

Art reihenweise nebeneinander. Die Four in hands waren zwar nur vereinzelt zu erblicken, aber viele andre elegante Gefährte zeigten sich: Tandems, wo zwei Pferde voreinander gespannt waren, Spinnen, höchst zierlich mit sehr großen Rädern, und viele andre fashionable Gestaltungen. Überfüllte Kremser und Pferdebahnwagen sowie Droschken beförderten die Mehrzahl der Fahrenden. Als die Coach über den Großen Stern fuhr, bemerkte Otto den Dogcart der gnädigen Frau. Sie fuhr selbst und blickte scharf zu der von hinten vorüberrollenden großen Kutsche empor. Lesczalsky zwinkerte ihr nur verstohlen mit den Augen zu, und Otto bemerkte, daß sie diese Art des Grußes nicht sehr gnädig aufnahm. Sie preßte die Lippen zusammen und ließ ihre Peitsche auf den Rücken des Ponys fallen, so daß dieser sich aufbäumte. Der Gardeulan nahm sich das aber nicht zu Herzen, er war von andern Gedanken beschäftigt, und auch seiner Unterhaltung mit der ihn umgebenden Gesellschaft war anzumerken, daß er zuviel mit sich selber zu tun hatte, um andern Leuten viel Aufmerksamkeit zu schenken. Er wollte heute zum Armeejagdrennen in den Sattel steigen, aber das war es wohl nicht allein, was seinen blitzenden Augen den Ausdruck der Verlorenheit gab.

Otto fand die Anlage des Rennplatzes sehr schön. Auf dem Hintergrunde des dunkeln Waldes der Jungfernheide zeichneten sich die Tribünen mit ihren farbigen Flaggen gar lustig ab, und der weit ausgedehnte grüne Rasenteppich lud zu sportlichen

Kraftübungen schneller Füße ein. Die große Kutsche fuhr mit unverminderter Schnelligkeit in kühnem Bogen auf dem vornehmsten Platze vor, was Otto an die Eleganz erinnerte, mit der Kapitän Loth-eißen das stolze Schiff „Hermione" in den Hafen zu führen liebte, und dann kletterte die Gesellschaft vom Dache hinunter, um sich unten umzusehen. Auf dem billigsten Platze hatten sich schon Zehn-tausende angesammelt, und die Hüte wogten wie ein schwach bewegtes Meer; auf den zweiten Platz ergoß sich die Schar der Leute aus den Kremsern und sonstigen bescheideneren Fuhrwerken; der erste Platz füllte sich mit der vornehmen Gesellschaft. Der ausgewählte Kreis, dem Otto angehörte, begab sich zunächst auf den Sattelplatz. Hier waren ab-seits an einem ruhigen Fleck die eigentlichen Helden des Tages, die schönen vierbeinigen Geschöpfe zu sehen, denen die Mühe und Gefahr, aber nicht der Lohn zufällt. In Decken gehüllt, wurden sie von Stallknechten umhergeführt, und es schien so, als wüßten sie die Lage sehr gut zu beurteilen. Sie sahen blasiert aus, indem sie träge ein Bein vor das andre setzten und die Schweife wie die Köpfe hängen ließen. Es war, als ob sie sagen wollten: Wir wissen, wozu wir da sind. Noch ist es ja wohl nicht notwendig, Eifer zu zeigen. Was haben wir schließlich von der ganzen Geschichte? Brechen wir ein Bein, so werden wir totgeschossen, wer von uns aber einen Preis erringt, der kriegt seinen Hafer auch eben nur wie jeder andre an-ständige Gaul, und die Ehrenpreise und Wett-

summen sind für den, der uns beim Laufen gepeitscht hat.

Auch die herrliche Fuchsstute der Gesellschaft Lesczalsky und Berkfeld, die Andromeda, ward dort herumgeführt, und Lesczalsky ging sogleich zu ihr und nahm sie sorgfältig in Augenschein. Die Stute richtete ihre großen dunkeln Augen aufmerksam auf den Offizier und rieb die Nase an seinem Arm, während er über ihre Sprunggelenke hinstrich. Hierauf entfernte sich Lesczalsky von seiner Gesellschaft, und Otto sah ihn durch die Gruppen von Herren hinschlendern, die den Sattelplatz und den Platz der Wage besetzten. Dort sah er ihn auch eine kurze Zeit mit dem auffallend gekleideten Manne sprechen, den ihm Berkfeld als einen Scout bezeichnet hatte. Im übrigen bemerkte er nach und nach dieselben Erscheinungen, die er in Hoppegarten und auf der Fahrt dorthin gesehen hatte, auch hier in Charlottenburg auf dem Sattelplatze wieder, so daß er sich in bekannter Umgebung befand. Da war Baron Ezechiel mit seiner großen Nase und seinem großen Brillanten, da waren alle die markierten Gesichter und auffallenden Toiletten der Löwen vom grünen Rasen wieder zu erblicken. Nur gesellten sich heute noch hundert andre ähnliche Erscheinungen und viele ihm noch fremde Offiziere sowie eine reiche Fülle eleganter Damen hinzu. Das ganze vielfarbige Bild erhielt seinen besonderen Ton durch die Stalluft, die es durchwehte, nicht die gewöhnliche und gemeine Stalluft, sondern das verfeinerte Aroma aristokratischer

Pferdesalons, ein Aroma, das ebensowohl idealer als materieller Natur war. Denn nicht allein körperlich waren Pferde, Sättel und Riemenzeug, Jockeis und Stallknechte gegenwärtig, sondern auch die Idee des Pferdes beherrschte die Gemüter. Alle Gespräche drehten sich um das Pferd, und wie die Herren in Stellung, Bewegung und Anzug reitermäßig waren, hatten auch die Damen etwas Knappes, Kavalleristisches in Toilette und Manier, trugen Schmuck, der Hufeisen, Trensen, Kinnketten, Steigbügel und Peitschen darstellte, und wußten sich bei aller wallenden, fließenden Weichheit und allem Reichtum der Roben und Hüte doch eine gewisse pikante Amazonenhaftigkeit zu geben. Namentlich stand Leonie von Lesczalsky reizend da als ein Bild schöner elastischer Kraft, das sich so leicht nach Abstreifen norddeutscher Sitte und Tracht in das Bild einer Reiterin hätte verwandeln lassen, wie Kiß sie darstellt: den Speer in der Hand auf dem mit Pantherfell gesattelten bäumenden Rosse. Auch stand der junge Graf ganz verliebt vor ihr, als sie jetzt, den Kopf zur Seite geneigt, mit leuchtendem Blicke den Schritt der Andromeda betrachtete und dabei unwillkürlich die linke Hand so hielt, als führte sie den Zügel.

„Bei Gott," sagte er, „gnädiges Fräulein würden den Gaul auch durch das Rennen steuern, wenn es darauf ankäme."

Sie lachte, indem sie, wie aus einem Traume erwachend, ihn ansah.

„Warum nicht?" fragte sie. „Aber ich denke,

mein Bruder wird es doch noch besser machen. Das Rennen wird nicht leicht sein, ich fürchte be sonders Komet. Der Tepliner Stall ist ausgezeichnet, und der Komet ist first rate."

„Wetten wir fünf Dutzend Paar Handschuhe auf Andromeda gegen Komet, gnädiges Fräulein? Fünf zu eins?"

„Pah, ich wette nicht gegen den eignen Stall, Graf, das wäre nicht fair," sagte sie und führte dabei einen kleinen Streich mit dem Sonnenschirm durch die Luft, als ob er eine Reitgerte gewesen wäre.

Otto beobachtete die Szene und dachte dabei an Gretchen. Er mußte sich gestehen, daß Leonie ein verführerisches Wesen sei, namentlich für einen Kavallerieoffizier, und er beneidete Berkfeld, der auf so gutem Fuße mit dem schönen Mädchen stand. Aber Gretchen gefiel ihm doch noch viel besser. Wie wollte er es nur anfangen, diesen teuern Schatz für sich zu gewinnen? Er hatte nicht so gute Chancen wie der glückliche Freund. Dieser konnte seine Flamme täglich sehen, wenn er wollte, und fand gewiß kein Hindernis, sich mit ihr zu verloben. Aber Gretchen war tausend Meilen weit. Sollte er ihr schreiben? Konnte er es wagen, ohne daß ihr Vater seine Genehmigung dazu gegeben hatte? Würde er nicht eine Unvorsichtigkeit begehen, wenn er einen Brief nach der Havanna abgehen ließ, der vielleicht gar nicht gleich in Gretchens Hände kam, sondern erst auf das väterliche Kontor wanderte?

Aus diesen Gedanken ward Otto durch einen lauten Freudenruf erweckt, und als er aufblickte, gewahrte er die Erscheinung seines alten Kameraden von der „Hermione“, des vielgewandten Heise, der inzwischen auch Offizier geworden war.

„Woher kommst denn du?“ fragte er, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Woher ich komme? Vertraulicher Auftrag der Kaiserlichen Admiralität. Man will einen Teil der Marineoffiziere beritten machen, und ich bin auf Remontenreise. Aber im Ernst: ich bin zu meiner Erholung in Berlin und will einiges Geld verdienen. Kannst du mir nicht sagen, welche Gäule gewinnen werden?“

Otto stellte seinen Freund dem Grafen Berkfeld und dessen Kreise vor und bemerkte, daß Heise sofort einen tiefen Eindruck von den Reizen des Fräuleins von Lesczalsky erhielt und ihr den Hof zu machen anfing. Heise war ein stattlicher Offizier und erfreute sich einer so gelenkigen Zunge, daß das Fräulein ihm mit sichtlichem Vergnügen zuhörte. Merkwürdigerweise schien er auch tief eingeweiht in alle Geheimnisse des Rennsports zu sein, gleich als hätte er zur See nicht Nautik, sondern Pferdekunde studiert. Er sprach nicht wie Otto über die Interessen des Tages, sondern gleich einem gewiegten Sportsmann.

„Ich bin ganz erstaunt, Herr Leutnant,“ sagte ihm Leonie. „Tragen Sie die Marineuniform nur als Verkleidung, und sind Sie ein heimlicher Kavallerist?“

„Ach, mein gnädiges Fräulein, ich bin ja sozusagen auf dem Pferderücken groß geworden," antwortete Heise. „Der Sattel war meine Wiege. Ein Großonkel von mir, der englische Oberst Heise, hatte einen berühmten Stall in Leicestershire, und da war ich jahrelang, als ich bei ihm zum Besuch war, gewissermaßen Stalljunge. Meine Passion war so groß, daß ich schon mit fünf Jahren heimlich über den irischen Wall wegsetzte, den mein Großonkel für seine Steepler hatte bauen lassen. Der alte Herr wollte sich totlachen, als ich einmal mitsamt dem Gaul darüber hinstürzte. Er war zufällig dazugekommen. Der Gaul war über mich gefallen, lag mir auf der Brust und schlug mit den vier Beinen in der Luft herum. Glücklicherweise war er nicht gesattelt, sondern ich hatte auf dem bloßen Fell gesessen, sonst hätte mich der Sattel jetzt totgedrückt. ‚Never mind, my boy,' sagte mein Großonkel, als er mich unter dem Pferde hervorzog, ‚you are the right man on the right place.' — Aber nun möchte ich wohl einmal ein Wörtchen mit einem Buchmacher reden und wissen, auf welchen Gaul ich setzen soll. Welches Pferd raten Sie mir, gnädiges Fräulein?"

„Natürlich die Andromeda," antwortete Leonie. „Die ist aus unserm eignen Stalle. Sie wird im dritten Rennen, dem Armeejagdrennen laufen."

„Gut, wetten wir auf die Andromeda!"

„Nehmen Sie sich aber mit den Buchmachern in acht, Herr Kamerad," sagte der Graf Berkfeld, der, wie es Otto schien, mit einigem Mißvergnügen

Heises Bemühungen um die schöne Leonie beobachtete.

„Warum soll ich mich in acht nehmen?"

„Das Gewerbe der Buchmacher ist gesetzlich verboten."

„Hm! Aber es scheint doch zu blühen, denn man sagte mir, daß die Leute in ziemlicher Anzahl am Platze seien."

„Gehen Sie zu dem Herrn dort neben der Wage, dem mit dem Zylinderhut auf dem Ohre und dem Stock mit silbernem Knopfe unter dem Arme," sagte Leonie. „Das ist einer der Matadore."

Heise ging alsbald, und Otto schloß sich ihm an.

„Wie kannst du nur so furchtbar aufschneiden? Hier unter diesen Pferdekennern, da du doch gar nichts von Pferden verstehst?" fragte er vorwurfsvoll.

„Aber, mein alter Junge, wer beweist mir denn, daß ich nichts von Pferden verstehe? Glaubst du, das wäre ein solches Kunststück? Die wichtige Miene ist bei allen Kenntnissen die Hauptsache, denn im Grunde versteht kein Mensch etwas. Man muß den Leuten immer imponieren. Nur nicht bescheiden!"

Hiernach trat Heise auf den ihm bezeichneten Herrn zu und fragte: „Nehmen Sie noch eine Kleinigkeit auf Andromeda an?"

Der Buchmacher fixierte den Marineoffizier mit einem schlauen Blicke.

„Mit drei zu zwei, Herr Leutnant," erwiderte er.

„Gut, fünfhundert Mark auf Andromeda."

Jener zog sein Buch hervor, und während er forschend umherblickte, ob ihn auch kein Gendarm beobachte, schrieb er die Summe zugleich mit dem Namen des Wettenden ein.

Inzwischen nahmen die Rennen ihren Anfang, und die Marineoffiziere begaben sich auf die Tribüne, wo aufmerksame Stille jetzt die elegante Gesellschaft gefangen hielt. Sie setzten sich neben dem Grafen Berkfeld und Leonie nieder und blickten durch ihre Gläser auf die dahinstürmenden Pferde. Das erste und das zweite Rennen, beide von Jockeis geritten, gingen vorüber, dann stieg die Aufregung in der großen Versammlung der Zuschauer: das Armeejagdrennen, von Offizieren geritten, sollte folgen. Leonie veränderte die Farbe, ihre Wangen wurden um einen Ton blässer, und ihre dunkeln Augen schweiften unruhig umher, während sie mechanisch an den Spitzen ihres Sonnenschirmes zupfte.

Zehn Pferde gingen zum Pfosten, und die prächtigen Uniformen von sechs verschiedenen Regimentern der stolzen Gardekavallerie erschienen im Sattel. Besonders auf drei Pferde und Reiter, denen ein großer Ruf voraufging, vereinigten sich die gespannten Blicke und Erwartungen. Das waren der braune Wallach Sarastro, geritten vom Freiherrn von Skilow von den Gardehusaren, der schwarze Hengst Komet, geritten vom Grafen von Steinfurt von den Gardedragonern, und die Fuchsstute Andromeda, geritten von Lesczalsky. Und nicht nur auf den Tribünen, wo fast lauter Be-

kannte der Reiter saßen, sondern auch unter der großen Menge auf dem zweiten und dritten Platze gab sich das größte Interesse an diesem Rennen kund, das durch die große Zahl der Renner wie durch die Uniformen der Reiter ausgezeichnet war. Überall wurde gewettet, wurden Vermutungen und Kritiken ausgetauscht, und verfolgten die Blicke aufmerksam jede Bewegung von Roß und Reiter.

In einer geraden Linie ritten die Offiziere am Pfosten auf, und als sie nun auf das bestimmte Zeichen losstürmten, ging eine Bewegung der Bewunderung und des Beifalls durch die vieltausendköpfige Menschenmasse. Denn wie auf der Parade, ganz gleichmäßigen Zuges, setzten sich die zehn wohlgeschulten Reiter in Bewegung. „Famoser Ablauf! Wie das Feld startet!" murmelte es hier und dort um Otto, und ihm selber klopfte das Herz stärker, als er den jagenden Tieren und den vornüber geneigten Reitern mit dem Blicke folgte und sich bemühte, im Gedränge der bunten und blitzenden Uniformen die des Gardeulanen Lesczalsky im Auge zu behalten. Denn zunächst fuhr eine lange Strecke weit über den grünen Rasen hin ein dichter Haufe, von dem keine einzelne Figur sich loslöste. Der Trupp stob dahin, daß man von der Tribüne aus hätte glauben können, er ließe sich mit dem Taschentuche einer Dame zudecken. Erst am nächsten Hindernis, einer lebendigen Hecke, löste er sich etwas, indem mehrere Reiter ihre Pferde zusammennahmen, um sie besser hinüberzubringen.

Leicht wie Vögel setzten aber alle zehn Pferde hinüber, und in verlängertem Zuge ging es jenseits weiter. An der Spitze war ein Gardekürassier auf schwarzbraunem Pferde, ihm folgten Kopf an Kopf zwei Gardehusaren. Aber jetzt ging es zum Graben, und dort änderte sich das Bild. Der Gardekürassier nahm den Graben zuerst, aber sein Pferd mußte dabei ausgeglitten oder mit einem Hufe angestoßen sein, denn plötzlich verschwand diese Gestalt, und man sah Roß und Reiter übereinanderkugeln. Ein unterdrückter Ruf des Erschreckens ging durch die Menge, und viele Personen auf der Tribüne erhoben sich. Schon wollte man dem Gestürzten zu Hilfe eilen, da erhob er sich schon von selbst, auch das Pferd sprang in die Höhe, und nach einer halben Minute ritt der Gardekürassier weiter. Aber inzwischen waren ihm andere vorgekommen, und deutlich sah Otto, daß jetzt das Hellblau des Grafen von Steinfurt und sein schwarzer Hengst Komet an der Spitze waren und daß der Sarastro auf etwa zwei Pferdelängen folgte, während die acht übrigen Reiter in langgezogener Linie hinterher kamen.

„Lesczalsky hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen," flüsterte Graf Berkfeld, der, die Hand fest um den Degengriff geklammert, aufrecht dastand und dies mehr zu seiner eignen Beruhigung als für andre Ohren zu sagen schien.

In der Tat erschien es auch Otto so, als ob Lesczalsky noch nicht mit vollem Dampfe ginge. Die Andromeda behauptete etwa die Mitte des

Feldes, sie hatte Hecke und Graben leicht und ohne jedes Zaudern genommen, und ihr Reiter machte ihm den Eindruck großer Sicherheit, wenn er auch nicht bestimmte Merkmale hätte anführen können, die den Gardeulanen von den andern tüchtigen Reitern unterschieden hätten. Jetzt war mehr als die Hälfte der Bahn durchritten, und es galt, noch das schwierigste Hindernis zu überwinden, einen Wall mit dahinterliegendem Graben. Das ganze Feld war sich der Aufgabe bewußt und sammelte sich für den großen Sprung. In der Reihenfolge, die sich bisher ausgebildet hatte, kam es heran, aber der Sprung selbst änderte sein Aussehen. Zwar der Komet und Sarastro stürmten auch nach dem Sprunge als die vordersten Pferde dahin, aber bei den nachfolgenden Rennern verschob sich das Bild. Denn jetzt löste sich aus der lang-gestreckten Schar die Gestalt der goldig schimmernden Andromeda los und kam den beiden Führern, die Kopf an Kopf dahinjagten, näher. Herrlich war der schönen Stute Sprung gewesen. Otto hatte mit seinem guten Glase deutlich bemerken können, wie leicht und kraftvoll sie über Wall und Graben hinweggesetzt und wie vollkommen Lesczalskys Führung dabei gewesen war. Nun galt es noch, das letzte Drittel der Bahn auf flachem Felde zu durch-eilen, und sehr genau konnten die herankommenden Reiter von der Tribüne aus gesehen werden.

Die allgemeine Meinung hatte diesmal recht gehabt, indem sie Sarastro, Komet und Andromeda bevorzugt hatte. Alle drei Pferde waren voran.

Nur, welches von den dreien als erstes ankommen würde, war noch unentschieden. Der Gardehusar und der Gardedragoner merkten, daß die Andromeda ihnen nachkam, und sie strengten sich aufs äußerste an. Weit nach vorn geneigt, trieben sie mit ermunternden Rufen und mit der Peitsche die langgestreckten schnaubenden Tiere zu stärkster Anstrengung an. Jetzt kam der Komet etwas vor, dann der Sarastro, nun hatte der Komet wieder eine Halslänge Vorteil. Aber für beide gefährlich strich die Andromeda beharrlich hinter ihnen her und immer näher heran. Jetzt ging der Gardeulan mit vollem Dampf, und er bewährte seine Meisterschaft im Reiten. „Bravo! Bravo!" rief Leonie ganz leise, und indem sie unwillkürlich ganz zart die Hände zusammenschlug. Es war wirklich ein schöner und aufregender Anblick, wie Lesczalsky allmählich, aber sicher aus dem Hintergrunde hervorkam und man mit Gewißheit vorhersah, er würde der erste werden. Seine schlanke Gestalt saß so ruhig im Sattel, und das edle Tier unter ihm gehorchte so willig seiner Leitung. Kaum schien es für dieses Paar von Mensch und Tier eine Anstrengung zu sein, so sehr überwog graziöse Gewandtheit. Wie die zierlichen Hufe den Boden schlugen und Gras und Erde zurückwarfen, wie die helle Haut glänzte, als das schnelle Pferd dahinflog! Jetzt waren alle drei Renner für einen Augenblick Kopf an Kopf, nur noch wenige hundert Schritt vom Ziele entfernt, jetzt kam die Stute vor, jetzt warf Lesczalsky einen stolzen Blick zur

Tribüne empor, denn um eine ganze Pferdelänge zuerst schoß die Andromeda an dem Visierpunkt des Richters vorbei, der alsbald mit lauter Stimme den Namen Andromeda rief, während brausender Beifall der Menge seine ferneren Rufe verschlang.

Otto sah auf seine Nachbarin und ward durch ihren Anblick noch mehr gefesselt als durch das Bild der Rennbahn, so interessant der grüne Rasen und seine Umgebung auch in diesen Minuten der Entscheidung waren. Denn Leonie strahlte von triumphierender Aufregung, und ihre Lippen bewegten sich, da sie ihren Jubel nicht in ihr Herz verschließen konnte. „Wäre ich doch ein Mann!" hörte Otto sie leise sagen. Doch mochte sie gar nicht wissen, daß sie dem sie beherrschenden Gedanken Ausdruck gegeben hatte. Beharrlich sah sie auf ihren Bruder hinab. Wie ähnlich sie ihm jetzt war! Otto konnte sich jedoch eines mißtrauischen Gefühls nicht erwehren, so sehr er die Sportsmanship der Geschwister anzuerkennen bereit war. Bruder und Schwester brachten jetzt in ihrem Triumph ihr innerstes Wesen deutlich zur Anschauung, und Otto fühlte, daß dieses Wesen sehr weltlich war. Keine Spur der edeln Weiblichkeit, die aus Gretchens Antlitz leuchtete, und sein Herz zu höherem Schwunge begeisterte, zeigte sich in Leonies Zügen, sondern dieses feine und schöne Gesicht redete wie das ihres Bruders nur von der Lust des Erfolgs, verkündete die Energie zum Kampfe um solche Güter, die in der Gesellschaft gelten. Anders schien Heise zu denken. Auch er betrachtete

Leonie, aber mit andern Augen. Er schien völlig verliebt in Leonie zu sein.

Lesczalsky, zum Sieger erklärt, ritt jetzt vor dem kaiserlichen Pavillon vor und erhielt aus der Hand des Monarchen den vielbeneideten Ehrenpreis, einen prachtvollen silbernen Schild.

Außerdem fielen ihm zehntausend Mark zu, und was er an Wettgeldern einstreichen würde, belief sich der allgemeinen Meinung nach mindestens auf das Dreifache dieser Summe.

Heise war so sehr umstrickt von den Reizen, die Leonies Gesellschaft ihm bot, daß er sich kaum um den großen Gewinn zu kümmern schien, der ihm durch den Sieg der Andromeda zugefallen war. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf, der Schönen zu gefallen, und schien auch Glück damit zu haben. Leonie sprach fast nur mit ihm, lachte über seine Scherze und sah ihn so verständnisvoll an, daß Otto dachte, die beiden paßten vortrefflich zusammen. Dagegen ward Graf Berkfeld nachdenklich und sah gar nicht so aus wie ein Mann, dessen Weizen blüht. Lesczalsky ließ sich nur auf kurze Zeit sehen. Er brachte seiner Schwester den silbernen Schild, in dessen polierter Fläche sie einige Sekunden lang ihr Bildnis spiegeln ließ, sprach einige Worte mit dem Grafen, seinem Geschäftsgenossen, und mischte sich dann wieder unter die Sportsmen auf dem Sattelplatz. Er hatte noch zweimal zu reiten, aber nicht eigne Pferde, sondern Renner des Barons Ezechiel. Außerdem sollten noch mehrere Pferde aus dem gemeinsamen Stalle laufen, aber nur

Outsider, Tiere, denen eine nebensächliche Bedeutung zukam und die von Jockeis geritten wurden. Jedenfalls schien aber Lesczalskys Tätigkeit auch hierbei notwendig zu sein.

Das Rennen ging zu Ende; das Hauptinteresse hatte sich auf das Armeejagdrennen vereinigt und war mit diesem vorüber, die nachfolgenden Rennen erregten geringere Teilnahme. Baron Ezechiels Pferde errangen trotz Lesczalskys Führung keinen der ersten Preise, sondern nur einen zweiten und einen dritten Preis. Gleichwohl konnte der Gardeulan mit dem Ergebnis des Tages zufrieden sein. Die Gesellschaft der Coach beschloß, sich nach der Heimfahrt zu Poppenbergs Restaurant zu begeben und dort zu dinieren. Doch fand schon beim Abfahren eine Trennung statt, indem Graf Berkfeld Leonie einlud, mit ihm in seinem Tandem zu fahren. Die Zügel des Viergespanns wollte er einem andern überlassen. Die Einladung war auffällig, und Leonie befragte ihren Bruder mit einem Blicke, ob es auch wohl passend sei, daß sie darauf eingehe. Aber Lesczalsky erklärte sogleich, das sei eine vortreffliche Idee, der Kamerad Heise könne dafür mit auf der Coach fahren, und bei Poppenberg werde man sich wieder zusammenfinden. Otto entnahm aus dem Benehmen der übrigen Damen, daß auch sie bei dem zwischen dem jungen Grafen und den Lesczalskys herrschenden Verhältnis nichts darin fanden, daß Leonie allein mit diesem fahre. Heise schien weniger davon erbaut zu sein, er stieg mit unzufriedenem Gesicht auf das Dach der Coach hinauf, mochte

den ihm angebotenen Platz aber wohl mit dem Troste annehmen, daß er die junge Dame, die es ihm so plötzlich angetan, beim Diner wiedersehen werde. So fuhr denn das Tandem, Graf Berkfeld und Leonie auf dem Bocke, ein Groom hintenauf, zuerst ab, und die Coach, von Lesczalsky gesteuert, rollte gewichtig hinterher.

Merkwürdigerweise kam die Coach zunächst bei Poppenberg an. Das Tandem schien sich im Gewühl verloren zu haben. Das Diner ward bestellt und, da es bereits auf sieben Uhr ging und der Appetit lebhaft war, auch angefangen, ohne daß man die Ankunft der beiden Fehlenden erwartete. Dafür gesellten sich noch zwei andre Herren hinzu, der Leutnant Freiherr von Skilow und dessen Regimentskamerad Leutnant von Dricksar.

Erst beim zweiten Gange trat das erwartete Paar ein, und nun erregte sein Erscheinen große Sensation. Sie kamen mit augenscheinlicher Erregung an die Tafel, Leonies Wangen brannten, und Graf Berkfeld war in ausgelassen lustiger Stimmung. Sie hatten sich auf der Heimfahrt verlobt und machten dies jetzt der Tischrunde kund.

Begeistert erhob Lesczalsky sein Glas und brachte das Wohl des Brautpaares aus, alle erhoben sich, man gratulierte, und die Damen küßten Leonie. So war doch eingetreten, was man erwartet hatte und als ein Glück betrachtete.

„Das ist wohl dein Verdienst," raunte Otto seinem Kameraden Heise zu, der sich nur mit Mühe zu einer freudigen Miene zwang. Er gratulierte

seinem alten Schulfreunde mit kräftigem Händedruck, aber er sah der Verbindung doch mit einem bangen Vorgefühl zu. Auch gefiel es ihm nicht, daß so gar keine Rede von den Eltern der Braut war. Leonie war ja unter ihres Bruders Schutze, und es befanden sich zwei Frauen von Offizieren in der Gesellschaft, aber Otto mißfiel dennoch die Leichtigkeit, womit sein Freund zu seiner Braut kam.

Die Stimmung war sehr fröhlich, es wurde viel Champagner getrunken, ein feines Gericht folgte auf das andre, und ehe man wußte, wie denn die Zeit so schnell hingegangen sei, war es elf Uhr geworden. Da machte Lesczalsky, als die Damen zum Aufbruch drängten, den Vorschlag, eine Partie zu spielen. Die Verheirateten wollten dies jedoch nicht mitmachen, und so trennte sich die Gesellschaft, indem die beiden Ehepaare sich entfernten und Leonie mitnahmen, um sie zugleich mit dem Grafen Berkfeld nach Hause zu begleiten, während die noch zurückbleibenden Herren sich in ein gesondertes Zimmer zurückzogen.

Lesczalsky war heute so recht in seinem Elemente. Er trat mit stolzer Zuversicht auf und war wie von einem Dämon besessen, der ihn auf der Bahn lockender Gewinne und kecken Wagens vorwärts trieb. Er schüttete einen Haufen Gold und Banknoten auf den Tisch, übernahm die Bank und gab solche Erklärungen über die Höhe der Sätze ab, die er halten wolle, daß Otto bedenklich den Kopf schüttelte. Das mußte ein gefährliches Hasardspiel werden!

Aber wenn es auch gefährlich wurde, Lesczalsky blieb im Glücke. Der Haufen Gold und Banknoten auf seinem Platze wurde immer größer und vermehrte sich, während die Nacht vorschritt, durch Visitenkarten und Zettel, worauf Schuldverschreibungen mit dem Bleistift gekritzelt standen. Heise hatte schon alles verloren, was er auf dem Rennplatze gewonnen, Berkfeld, der inzwischen wiedergekommen war, bot ein Beispiel für die Wahrheit des alten Satzes vom Gegensatz des Glückes in der Liebe zum Glücke im Spiel. Otto selbst besaß von den hundert Mark, die er im Geldtäschchen bei sich getragen hatte, nur noch zehn, war aber wenigstens nichts schuldig, die übrigen Offiziere waren sämtlich stark im Verlust. Endlich warf sich Freiherr von Skilow, als Lesczalsky wiederum sein „Mettez, messieurs" sprach, in seinem Stuhle zurück und rief: „Kann nichts mehr setzen, bin völlig ausgeraubt. Dächte, wir gingen nun zu Bette!"

„Wie die Herren wünschen," sagte Lesczalsky, indem er die Karten hinlegte.

Leutnant von Skilow sah mit einem ärgerlichen und boshaften Lächeln zu ihm hinüber. Er war augenscheinlich in gereizter Stimmung, die bei seiner Niederlage angefangen haben mochte, und durch Spielverlust und reichliches Trinken gesteigert worden war.

„Haben gut Karten hinlegen," sagte er mit spitzem Tone, „haben netten Fischzug gemacht. Nehmen es von den Lebendigen."

„Von wem nehmen Sie es denn, Herr von Skilow?" fragte Lesczalsky.

„Nehme überhaupt nichts, scheine immer nur zu geben.“

„Beklagen Sie sich darüber bei sich selbst. Wer nicht verlieren mag, soll nicht spielen.“

„Es gibt auch Leute, die nicht verlieren mögen und doch spielen,“ sagte Skilow.

„Was soll das heißen?“ fragte Lesczalsky drohend.

Jetzt mischten sich die übrigen Kameraden ein, um den drohenden Streit zu verhindern, redeten Skilow zu, den Mund zu halten, und sprachen Lesczalsky gegenüber die Vermutung aus, jener habe zuviel getrunken. Aber der Leutnant von Skilow vermochte seinen Zorn noch nicht hinunterzuwürgen.

„Habe nicht so viel getrunken, daß ich nicht mehr wüßte, was ich weiß,“ rief er.

„Ich bitte den Herrn Kameraden, mir zu erklären, was er weiß,“ rief Lesczalsky dagegen.

„Ich weiß manches, was nicht gerade schön ist!“

„Mag schon sein, aber dann betrifft es Ihre eignen Angelegenheiten.“

„Im Gegenteil, es betrifft die Ihrigen,“ rief Skilow wieder. „Es ist nicht schön, gegen seinen eignen Stall zu wetten, und das habe ich niemals getan.“

„Wollen Sie damit sagen, ich hätte es getan? Wäre eine schlechte Spekulation gewesen.“

„Heute ja. Aber nicht immer. Jeremias, Jesaias, Ezechiel waren drei große Propheten in Israel.“

„Herr von Skilow, Sie werden mir Erklärungen geben, wenn Sie nüchtern geworden sind,“ sagte

Lesczalsky, indem er sich erhob. Er war bleich, aber seine Haltung war ruhig und fest, und er sah dem zornigen Gardehusaren entschieden überlegen aus. Die Kameraden legten sich jetzt energisch ins Mittel und wußten den Fortgang des Streites zu verhindern. Zwei von ihnen führten Skilow mit sich fort, und Lesczalsky sprach hiernach kein Wort mehr über den Vorfall. Aber der Schluß des Abends war bei weitem nicht so angenehm, wie sein Anfang gewesen war, und in peinlicher Stimmung begaben sich die Offiziere nach Hause. Berkfeld begleitete Lesczalsky auf dessen Bitte, und Otto schritt in Heises Gesellschaft seinem Hotel zu.

„Apropos," sagte Heise, nachdem sie den Fall Skilow-Lesczalsky und die Lebensweise der Kameraden von der Landarmee erörtert hatten, „erinnerst du dich noch der kleinen Blondine, derenthalben wir beide auch beinahe einmal aneinander geraten wären, des Fräuleins Gretchen Calderon?"

„Was soll's damit?" fragte Otto kurz und scharf.

„Na, mir scheint, die Aufregung ist ansteckend," erwiderte Heise. „Wenn es so ist, hätte ich wohl besser getan, nichts zu sagen. Du bist ja der reine Torpedo!"

„Entschuldige," sagte Otto, dem es bei Erwähnung des geliebten Namens wie ein elektrischer Schlag in die Glieder gefahren war. „Aber da du einmal angefangen hast, so tue mir den Gefallen — ich erinnere mich ihrer sehr gut."

„Nun, ich hörte gestern in Hamburg ganz zu-

fällig von der Familie, als ich einen Kapitän sprach, der von drüben kam und mit dem Hause Calderon in Geschäftsverbindung steht. Aber die Nachricht wird dir nicht willkommen sein. Ich habe nicht gedacht, daß du es so ernstlich genommen hättest."

„Bitte, was hast du denn gehört?"

„Ich fragte nach der Familie, die uns doch so liebenswürdig bewirtet hat, und da erzählte mir der Kapitän — aber, bitte, beiße mir den Kopf nicht ab, denn ich kann nichts dazu und weiß auch nicht, ob es wahr ist —, daß Herr Calderons Tochter sich mit dem Sohne aus dem großen Hause Lasso, Don Filippo de Lasso y Palmero verlobt habe."

Otto schwieg. Ihn durchrieselten leidenschaftliche Gefühle, und er war so betroffen, daß er kein Wort vorzubringen wußte. Heise nahm diese Bewegung wahr und schonte die Empfindungen seines Kameraden.

„Ich werde noch acht Tage hier in Berlin vor Anker liegen," sagte er, bemüht, das Gespräch in eine andre Bahn zu lenken. „Wenn du irgendeinen Vorschlag zu machen hast, so lasse es mich morgen wissen. Ich logiere im Fürstenhofe. Meine Zeit steht ganz zu deiner Verfügung. Übermorgen ist ja wohl Rennen in Hoppegarten. Da treffen wir uns jedenfalls."

„Ich denke" antwortete Otto. „Es wird mich freuen, dich dort wiederzusehen."

„Wollen wir auch erst noch einmal im Café Bauer beidrehen?" fragte Heise. „Es ist noch nicht zwei Uhr, und dort ist es am lustigsten."

„Lieber nicht," entgegnete Otto. „Ich will zur Koje. Gute Nacht!"
„Gute Nacht!"

22 Düstere Wolken

Aus den Blumen quellen uns die Tränen,
Und aus süßen Freuden keimt der Schmerz.
Schreiber

Als Otto in seinem Zimmer allein war, legte er den Säbel und die Mütze ab, setzte sich auf einen Stuhl und starrte in das Licht der Kerze, die vor ihm auf dem Tisch brannte. Seine Bewegungen waren so ruhig, daß ihnen nicht anzumerken war, wie sehr der Sturm in seinem Innern tobte. Er betrachtete Gretchens Ring, öffnete den Rock, zog das Medaillon hervor, worin Gretchens Locke verwahrt war, und indem er das glänzende Haar lange anschaute, kamen allmählich heiße Tränen in seine Augen. Tiefer Schmerz wühlte in seiner Brust. So sollte sie ihm denn doch verloren sein! Allzu sicher hatte er auf ihr Wort gebaut. Oh, das liebe, süße Mädchen — nun war es verloren. Er war ja so ohnmächtig diesem Schicksalsschlag gegenüber. Nun bereute er, daß er nicht gleich an jenem Abend das Äußerste versucht und mit dem Vater gesprochen hatte.

Sobald er jedoch der Tränen gewahr wurde, die ihm die Wangen netzten, sprang er zornig auf, trocknete seine Augen und lehnte sich aus dem Fenster, so daß die kühle Nachtluft ihm um die Stirn wehte, die sich drohend zusammengezogen

hatte. Oh, er wollte nicht weinen! Er wollte sich so schnell nicht ergeben! Da mußte etwas geschehen! Er wollte für sein Glück kämpfen. Vielleicht — Heise war nicht der zuverlässigste Überbringer von Nachrichten — aber hier würde er denn doch wohl bei der Wahrheit geblieben sein und nicht gewagt haben, eine Geschichte aus der Luft zu greifen, wie er sonst so gern tat. Aber vielleicht war die Nachricht des Kapitäns falsch. Freilich — wie wahrscheinlich! Dieser höfliche Spanier war ja schon damals der Gegenstand seiner Eifersucht gewesen, und Gretchen hatte ihm selbst genug gesagt. Wie hatte er nur so blinden Vertrauens all diese Zeit sein können, wie hatte er nur gar nicht vorausgesehen, daß ihm, während er fern war, der teure Schatz geraubt werden würde!

Immer grimmiger furchte sich seine Stirn, immer heftiger wühlten die Gedanken seine Seele auf. Er wandte sich vom Fenster ab und schritt im Zimmer auf und nieder. Wie sie Gretchen wohl gepeinigt hatten, um ihre Einwilligung zu erhalten! Denn sicherlich hatte sie ihm ja treu bleiben wollen. Sie liebte ihn, sie dachte an ihn, wie er an sie dachte, und nur äußerem Zwang konnte sie nachgegeben haben. Das arme, süße Mädchen! Wie er sie liebte! Kein Gedanke daran, daß sie ihm im Herzen untreu geworden sein könne, trübte seine Zuversicht zu ihr. Diese Augen, diese Lippen konnten nicht lügen, Gretchen war ein echt deutsches Mädchen, keine der kokettierenden Kreolinnen, die er dort beim Fest kennen gelernt hatte.

Darum aber wollte er auch den Kampf nicht aufgeben, wollte sich nicht so ohne weiteres darein finden, daß sie Don Filippos Weib werden sollte. Gretchen war das Ziel seines Strebens, sie trug das Glück seines Lebens in ihrer Hand, sie wollte er erringen oder selbst zugrunde gehen!

Er machte seine Pläne. Er wollte nach der Havanna gehen. Mit oder ohne Urlaub — er war bereit, seine Karriere zu opfern. Er wollte Gretchen sehen, wollte sie selbst fragen, ob ihr Herz noch ihm gehöre, wollte von den Eltern ihre Hand verlangen — und Don Filippo — trat der Spanier nicht zurück, so sollte er es büßen. Im Geist sah sich Otto mit dem Degen, mit der Pistole in der Hand. Ha! War er ein Mann und sollte sich seine Liebste rauben lassen?

Schon dämmerte der Morgen herauf, als Otto sich endlich in sein Bett begab. Er war ruhiger geworden, da er zu einem Entschlusse gekommen war, und so gesund war seine jugendliche Natur, daß er trotz der Aufregung, die ihn stundenlang umhergetrieben hatte, doch nach wenigen Minuten einschlief. Noch war seine Miene finster, waren seine Lippen fest geschlossen, aber er hatte nicht fünf Minuten geschlafen, als sein Gesicht sich schon veränderte. Es war, als tauche aus seinem Innern seine eigentliche Seele auf, die von gutem, freundlichem Gepräge war, und verwische die Spuren der Leidenschaft in ihrem Abbild, dem Gesicht. Seine Miene ward ruhig wie sein Atem, und als er nach mehrstündigem Schlaf beim hellen Morgen-

licht erwachte, war es ihm, als habe er nur böse geträumt und als sei die ganze Welt wieder von freundlicherem Ansehen. Er besann sich sogleich auf Heises Nachricht, aber jetzt war der wilde Plan schneller Abreise nach der Havanna und blutigen Kampfes mit Don Filippo wie von der Morgensonne verscheucht, und Ottos erster Gedanke war, sich zunächst zu erkundigen, ob es auch wirklich wahr wäre, daß Gretchen sich verlobt hätte. Warum hatte er nur gestern nicht gleich daran gedacht, sich bei seinem alten Freund und Feind, dem Fensterguder, Gretchens Oheim, zu erkundigen? Der mußte doch gewiß die Anzeige von der Verlobung seiner Nichte erhalten haben, wenn Gretchen wirklich verlobt war.

Mit diesem Gedanken stand er auf, kleidete sich an und trank seinen Kaffee, als es an die Türe pochte und Graf Berkfeld bei ihm eintrat.

„Gut, daß ich dich noch finde," sagte sein Freund.

„Ich habe die Zeit verschlafen," antwortete Otto.

„Du mußt mit mir gehen. Wir wollen zu Skilow. Lesczalsky hat mich beauftragt. Du bist dabei gewesen und tust mir den Gefallen, Lesczalsky ebenfalls zu sekundieren. Skilow soll Erklärungen geben, soll sich entschuldigen oder muß vor die Pistole."

Diese Aufforderung war Otto gar nicht recht. Aber was sollte er machen? Er war von seinem Freund eingeladen und bewirtet worden, er fühlte sich durch die Kameradschaft um so mehr ver-

pflichtet, als er von der Marine war und mit Offizieren von der Landarmee zu tun hatte.

„Gut," sagte er, „ich komme mit."

Es ging bereits auf zehn Uhr, als die beiden Freunde das Hotel verließen, und sie sprachen nur wenig miteinander, da ein jeder mit den eignen Gedanken zu tun hatte. Die Droschke rasselte durch die Straßen, sie stiegen in der Dorotheenstraße vor Skilows Hause aus, fanden den Gesuchten aber nicht zu Hause und mußten sich damit begnügen, ihre Karten zurückzulassen und dem Burschen Mitteilung über die Stunde ihrer Wiederkehr zu machen. Inzwischen suchten sie eine dem Grafen wohlbekannte Weinstube auf und frühstückten.

Als sie sich jedoch gerade ihre Hammelkotelette und ihren Porter am besten schmecken ließen, trat der mit großer Findigkeit begabte Bursche Graf Berkfelds ein und meldete, daß der gnädige Herr Graf gekommen sei.

„Mein Vater?" fragte der junge Graf und legte bestürzt Messer und Gabel hin.

„Zu Befehl. Der Herr Graf lassen um den Besuch des Herrn Grafen im Hotel Petersburg bitten."

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte Berkfeld, nachdem der Bursche sich entfernt hatte. „Mein Alter ist sicherlich zu Hoppegarten herübergekommen. Warum hat er nur nicht vorher geschrieben?"

„Du kannst ihm gleich deine Verlobung mitteilen."

„Ja wohl," sagte der junge Graf. Aber seine Miene verkündigte gar nicht, daß ihm der Gedanke daran große Freude verursache, und unwillkürlich verriet er sich, indem er hinzufügte: „Wenigstens ist es ein Glück, daß die Andromeda so schön herausgekommen ist. Das wird den Alten höllisch kratzen."

Mit diesen Worten stand er auf und ergriff den Pallasch.

„Was wird denn nun aus dem Besuch bei Skilow?"

„Hm! Ich werde ihm ein Billett schreiben und ihn bitten, mir eine Stunde zu bestimmen."

Der junge Graf schnallte den Pallasch wieder ab und ließ sich Papier und Tinte bringen. Aber es ging beinahe eine Viertelstunde darüber hin, bis er mit dem Billett zustande kam. Seine Federfertigkeit schien sich seit der Pensionszeit nicht erhöht zu haben. Otto begleitete den Freund darauf bis zum Hotel Petersburg und erfuhr unterwegs noch von ihm, daß er sich bei seiner Verlobung vor dem Vater nicht so sehr scheue wie vor seiner Mutter, da gerade seine Mutter so sehr nervös sei.

„Aber du hast doch überhaupt keinen Grund, dich zu scheuen," sagte Otto. „Deine Braut ist doch von guter Familie, und wenn du selbst auch noch jung bist, so bist du doch nicht zu jung, um dich zu verloben."

Indem er dies sagte, dachte er daran, daß er selbst sich ja schon viel früher verlobt habe, und sein Schmerz griff ihm von neuem heftiger ans Herz.

„Ja, ja," entgegnete Berkfeld, „aber ich fürchte,

daß meine Mutter Vorurteile hat. Sie hat immer Vorurteile und ist so schrecklich nervös. Sie wird es übelnehmen, daß ich sie nicht vorher gefragt habe, und ich glaube, daß sie schon eine Partie für mich in petto hat. Dabei ist das Unglück, daß sie sehr fromm ist, streng lutherisch, die Lesczalskys aber katholisch sind. Immer hat doch der Teufel sein Spiel, wenn ein Mensch gern einmal auf seine eigne Fasson selig werden möchte."

Nach dieser schwermütigen und vieldeutigen Betrachtung trennte sich Berkfeld von seinem Freund, und Otto hatte Muße, seinem eignen Kummer nachzuhängen. Erst um fünf Uhr nachmittags sollte er, der Verabredung gemäß, bei Berkfeld vorsprechen, um das Weitere zu erfahren. Er nahm vor dem Hotel eine Droschke und fuhr dem Tiergarten zu, als er an der Ecke der Friedrichstraße im Gedränge der Fußgänger seinen Kameraden Heise bemerkte. Er ließ halten, und Heise stieg ein. Heute schien alle Welt im Gegensatz zur gestrigen Munterkeit niedergeschlagen, der Katzenjammer schien epidemisch zu sein. Selbst Heise zeigte eine melancholische Miene, ein elegisches Wesen.

„Wohin fahren wir?" fragte er.

„Ich dachte, durch den Tiergarten zu steuern. Willst du mit? Sonst können wir auch einen andern Kurs nehmen."

„Mir ist der Tiergarten recht, ich bin selbst ein armes Tier," sagte Heise seufzend.

„Was hast du denn? Du bist doch sonst immer in beneidenswerter Art auf der Höhe der Situation."

Heise seufzte wieder.

„Wie der Affen schönster nur häßlich ist, verglichen mit dem Menschen, so ist auch der schönste Mensch, mit dem Gott verglichen, nur ein Affe."

Otto blickte ihn fragend an.

„So sprach einst ein weiser Mann," fuhr Heise fort, und ich fühle so recht die Wahrheit seiner Worte. Ich muß gestehen, ich hielt mich für schön und klug. Gewisse Erfolge, die meine persönlichen Eigenschaften mir zu verschaffen schienen, berechtigten mich vielleicht zu dieser Annahme. Aber nun sehe ich ein, daß wir vor dem Schicksal nur Sandkörner sind, womit die Welle spielt, nur Wellen, die der Wind bewegt."

„Man weiß bei dir niemals, was du im Scherz und was du im Ernst sagst, sonst würde ich denken, du hättest dich verliebt."

„Wisse, daß ich jetzt im Ernst rede und daß ich mich leider wirklich verliebt habe. Es ist eine Tragödie, die weit über alle Tragödien auf der Bühne hinausgeht. Dieses Fräulein von Lesczalsky macht mich wahnsinnig. Sonst würde ich ja auch gar nicht darüber reden, denn ich mache mich ja lächerlich, indem ich sage, daß ich mich gestern auf den ersten Schlag wie unsinnig in sie verliebt habe, just an dem schönen Tag, wo sie sich mit einem andern verlobt. Ist das nicht, um aus der Haut zu fahren? Höchst tragisch und höchst komisch zugleich, namentlich wenn ich bedenke, daß du recht haben könntest und daß ich wirklich den Anstoß gegeben hätte, daß — soll mich das nicht rasend machen?"

Otto konnte nicht begreifen, warum sein Freund in so großer Aufregung und so unglücklich wäre, denn er konnte sich nicht vorstellen, wie ein Mensch so fürchterlich verliebt in Leonie sein könnte. Ja, wenn es sich noch um Gretchen gehandelt hätte! Da begriff er jeden Schmerz. Er hatte große Lust, dem Kameraden Heise zu sagen, er möchte doch nicht so verzweifelt sein, denn es wäre gar nicht unmöglich, daß er Leonie noch bekommen könnte. Seiner Meinung nach stand die Verlobung Berkfelds auf schwachen Füßen, er glaubte nicht, daß Berkfelds Eltern die Genehmigung geben würden. Aber er durfte doch diese Ansicht, die er aus eigner Anschauung der Verhältnisse und aus Berkfelds Äußerungen geschöpft hatte, nicht laut werden lassen. Er durfte, so gern er Heise getröstet hätte, solche Vermutungen nicht aussprechen. Darum sagte er gar nichts und hörte des armen Verliebten fernere Klagen schweigend an. Nur ließ er ihm von Zeit zu Zeit ein stummes Nicken und einen verständnisvollen Blick zukommen und seufzte dabei, indem er an sein eignes Leid dachte, dem Heises beredte Zunge Ausdruck zu geben schien. Dieser verstand es, Worte zu finden, wo Otto seinen Schmerz in die eigne Brust verschloß.

Heise sprach die Absicht aus, noch am heutigen Tag abzureisen und nach Kiel zurückzukehren. Er wollte sich in die Studien stürzen, sagte er, um es wenigstens zu versuchen, seine Torheit und Leonies schöne Augen zu vergessen.

Nach der Spazierfahrt und nachdem er Heise

Lebewohl gesagt hatte, fand Otto eine Visitenkarte des Grafen Berkfeld in seinem Hotel vor, und er begab sich dessen Aufforderung gemäß zu ihm.

Berkfeld war nachdenklich gestimmt, das Wiedersehen mit seinem Vater schien ihn nicht erheitert zu haben. Doch sprach er sich nicht näher darüber aus. Beide gingen zu Skilow, der ihnen einen Zeitpunkt bestimmt hatte, und richteten ihm ihren Auftrag aus.

Skilow hörte ernsthaft zu und antwortete, daß er keinen Grund habe, irgendeines der Worte, die er gestern abend gesprochen, zurückzunehmen. Seiner Meinung nach habe er nichts gesagt, was Lesczalsky habe beleidigen können, denn er habe nur ausgesprochen, was noch mehr Leute und namentlich Lesczalsky selbst recht gut wüßten und was den Tatsachen entspreche. Wolle sich Lesczalsky dabei nicht beruhigen, so möge er vorgehen, wie es ihm gut dünke.

Hierauf erklärten Berkfeld und Otto gemeinsam, daß Lesczalsky sich dabei nicht beruhigen könne, und hierauf erklärte Skilow wieder, daß er zwei Kameraden beauftragen werde, mit den Herren weiterzuverhandeln.

„Die Geschichte treibt auf ein Duell los," sagte Berkfeld, als er mit Otto wieder auf der Straße war. „Die Sache ist mir höchst unangenehm, besonders wo jetzt mein Vater hier ist und eine genaue Darlegung aller meiner Verhältnisse und Beziehungen verlangt."

„Hast du ihm denn deine Verlobung mitgeteilt? Natürlich hast du es getan."

„Gewiß, es war das erste. Mein Vater antwortete darauf nur, daß die Mama es vorläufig noch nicht erfahren sollte. — Der Alte meint, der Rennstall koste enorm viel Geld — ich glaube, daß ihm das die Laune verdorben hat. — Na, er wird morgen den Stall sehen und das Rennen in Hoppegarten, und das wird ihn aufkratzen."

Graf Berkfeld, der Vater, den Otto am folgenden Tag in Hoppegarten kennen lernte, war ein stattlicher alter Herr, dessen Haltung der ehemalige Offizier anzusehen war. Mit Kennerblicken musterte er das Pferdematerial auf dem Sattelplatz, und er hatte, wie der Sohn mit zufriedenem Gesicht Otto zuflüsterte, den Rennstall sehr gelobt.

Leonie war heute nicht anwesend, und Otto erklärte sich das aus der vorläufigen Unklarheit der Verhältnisse. Mit großem Mißvergnügen schien aber Heise die Abwesenheit der schönen Dame zu bemerken. Er war, entgegen seiner gestern geäußerten Absicht, nicht abgereist und hatte sicherlich gehofft, seine Flamme heute beim Rennen wieder umschwärmen und sich versengen zu können.

Lesczalsky behandelte den alten Grafen mit großer Zuvorkommenheit und wurde auch von diesem sehr höflich behandelt. Von Leonie aber war zwischen beiden nicht die Rede.

Das heute versammelte Publikum unterschied sich merklich von dem Charlottenburger Publikum. Nur die Bevölkerung der Tribünen war dieselbe, ja, es hatten sich hier noch mehr elegante und sportsmäßige Erscheinungen eingestellt als in Charlotten-

burg. Dagegen fehlte die große bewegte Menge auf den unteren Plätzen, man sah, daß Hoppegarten weniger populär war.

Als die Rennen anfangen sollten, gewahrte Otto eine ihm auffällige Szene zwischen Lesczalsky und dem jungen Grafen Berkfeld. Dieser schien über die Nennung eines Pferdes erstaunt zu sein und fragte seinen Kompagnon, wie es denn komme, daß der Outsider in einem und demselben Rennen mit der Andromeda laufen solle. Hierauf blickte Lesczalsky ihn scharf und ungeduldig an und erwiderte, er habe das Pferd dazu bestimmt. Es lag die Aufforderung, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die er nicht verstände, in der Art und Weise, wie Lesczalsky antwortete, und Berkfeld ward rot. Doch fragte er nicht weiter nach, sondern ließ es sich gefallen. Er hielt sich an seines Vaters Seite und bemühte sich ersichtlich, diesen gut zu stimmen.

Lesczalsky aber trieb sich wie zu Charlottenburg unter den Sportsmen und dem geschäftsmäßigen Gefolge des Rennsports, den Buchmachern und Agenten, umher.

Im zweiten Rennen stieg Lesczalsky für den Baron Ezechiel in den Sattel. Er ritt ein schönes schwarzes Pferd, Negus, vom Titan aus der Windsbraut, ein Pferd von gutem, weitbekanntem Namen. Baron Ezechiel war in großer Erwartung, unterhielt sich lange mit Lesczalsky und schritt dann mit zuversichtlicher Miene in den vordersten Reihen umher.

Fünf Reiter, drei Offiziere und zwei Herren in

Zivil, nahmen an diesem Rennen teil, nachdem drei andre noch im letzten Augenblick vorgezogen hatten, zurückzutreten und Reugeld zu bezahlen. Die Pferde gingen zum Pfosten, starteten in schönster Ordnung und stürmten in dichtem Haufen über das ebene Feld dahin.

Otto folgte mit dem Glase vor allem dem schwarzen Renner. Lesczalsky interessierte ihn am meisten. Die wilde und, wie es schien, immer glückliche Natur dieses eleganten Mannes, dem das Spiel auf dem grünen Rasen wie am grünen Tisch erstes Lebensbedürfnis war, zog ihn an und fesselte ihn mit der Gewalt, die dem Dämonischen eigen ist. Aber heute hatte Lesczalsky nicht das gewohnte Glück. Auf der Mitte der Bahn war der Rappe das letzte Pferd, Otto glaubte, das sei Berechnung, Lesczalsky spare seine Kraft auf, aber sah mit Bedauern, daß der Rappe den Verlust nicht mehr einzubringen vermochte. Zwar kam er zuletzt noch zwei Rennern vor, aber er schoß erst als drittes Pferd durchs Ziel.

Dies Ergebnis machte augenscheinlich den Baron Ezechiel sehr schlechter Laune, und es kam, als Lesczalsky nunmehr wieder zur Tribüne heraufkam, zu einer unerfreulichen Begegnung zwischen beiden Herren. Otto sah, als sie sich unterhielten, daß Lesczalsky den Schnurrbart in einer Manier drehte, die schon von fern als hoffärtig und abweisend zu erkennen war, während der Baron in einer Art vor ihm stand und sprach, worin sich seine Unzufriedenheit deutlich ausdrückte. Er stand mit

vorgeneigtem Kopf da, als wollte er seine Nase in Lesczalskys Gesicht bohren. Jetzt wandte der Offizier sich ab und stieg die Stufen hinan, aber der Baron folgte ihm und mußte wohl etwas sehr Beleidigendes ausgesprochen haben, denn plötzlich blieb der schlanke Gardeulan stehen, drehte sich zu dem Baron um, warf den Kopf in die Höhe und sagte so laut, daß Otto es hören konnte:

„Noch ein einziges Wort von dieser infamen Art, und ich werfe Sie mit einer Ohrfeige von der Tribüne hinunter!"

Otto erschrak. Er erwartete, daß Baron Ezechiel sich im nächsten Augenblick mit seinem Reitstock, den er fest umklammert hielt, auf den Offizier stürzen werde. Aber der Baron tat es nicht. Er stieß nur den Stock heftig auf die hölzerne Stufe, sah Lesczalsky grimmig drohend an und ging davon. Lesczalsky aber kam herauf, setzte sich neben seinen Freunden nieder und plauderte unbefangen, als ob nichts geschehen sei.

‚Er hat doch eine verzweifelte Kaltblütigkeit,' dachte Otto und konnte den peinlichen Eindruck nicht überwinden, den ihm der eben erlebte Auftritt zurückließ. Welche Dinge kamen hier vor, und wie konnten solche Worte fallen, ohne blutige Taten nach sich zu ziehen! Ein Duell stand schon in Aussicht. Würde es nicht mit Baron Ezechiel zu eben solchen Folgen kommen wie mit Skilow? Er hatte wenig Aufmerksamkeit für das demnächst sich abspielende Rennen übrig, und erst bei dem darauffolgenden, das von seiner Umgebung und beson-

ders von den beiden Grafen Berkfeld mit großer Spannung erwartet wurde, weil die Andromeda laufen sollte, war er wieder ganz bei der Sache.

Sieben Pferde sollten an den Pfosten gehen, und während die Jockeis, die leichten Sättel auf dem Arm, an die Wage traten, um für das Handikap auf das gleiche Gewicht gebracht zu werden, stellte sich dort auch Lesczalsky ein. Er sprach mit einem Jockei in gelb und weiß gestreifter Jacke, dessen Gesicht Otto auffiel. Alle Jockeis waren kleine, magere Leute und hatten strapazierte Züge, dieser Mensch aber schien nur aus Haut und Knochen zu bestehen, und sein schmales, faltiges Gesicht mit den kleinen, unruhigen Augen hatte geradezu etwas Unheimliches. Otto sah ihn sich ganz in der Nähe an, als die Grafen Berkfeld die Tribüne verließen, um die Andromeda, den Stolz des Stalles, noch einmal zu liebkosen, und er mit ihnen ging. Er fragte, wer dieser Jockei sei, und erfuhr, er heiße Tom O'Brien und sei von Lesczalsky aus England bestellt worden.

Lesczalsky wandte sich von dem Jockei ab, als die übrigen Herren herankamen, musterte die langsam daherschreitenden Pferde und begab sich auf die Tribüne.

„Ihr laßt zwei Pferde in diesem Rennen laufen?" fragte Graf Berkfeld Vater den Sohn.

„Ja, außer der Andromeda noch einen Outsider, den dunkelbraunen Hengst dort, Toledo."

„Was hat er denn für ein Pedigree?"

„Ein sehr gutes Pedigree, er stammt vom Lord

Talbot aus der Montana. Aber wir haben ihn noch gar nicht gezeigt. Lesczalsky meinte, wir wollten ihn mit der Andromeda zusammen laufen lassen, wo es für seinen Ruf nicht nachteilig sein würde, wenn er auch keinen Preis bekäme."

„Das verstehe ich nicht ganz," sagte der alte Graf. „Übrigens ist Toledo ein gutes Pferd: breite, reine Sehnen, klare Sprunggelenke. Ich denke, der wird nicht lange Outsider bleiben."

Auch Otto bewunderte den Hengst, der mit großer Ruhe dahinschritt und seine sanften Augen hin und her wandern ließ, als stelle er, ohne sich einschüchtern zu lassen, Betrachtungen über die bunte Welt um ihn her an.

Als das Los gezogen wurde, erhielt Toledo die Nummer eins und damit den besten Platz beim Ablauf, die innere Seite. Er sah so schön aus, als er jetzt unter einem Reiter in Scharlachjacke an den Pfosten ging, daß mehrere Wetten auf das bis jetzt unbeachtet gebliebene Tier abgeschlossen wurden. Doch blieb die allgemeine Meinung für Andromeda, die durch das Armeejagdrennen in Charlottenburg Favorit geworden war. Enorme Summen waren auf sie gesetzt worden.

„Wo habt ihr den Toledo trainiert?" fragte der alte Graf Berkfeld, als er mit seinem Sohn zur Tribüne zurückgekehrt war.

„In England. Er ist erst vor vierzehn Tagen von dort zurückgekommen."

„Das habt ihr daran gewandt? Und da wird von einem Outsider gesprochen?"

„Er hat sich noch nicht bewährt," sagte Lesczalsky, indem er für seinen Kompagnon das Wort ergriff. „Man weiß noch nicht, was in ihm steckt. Aber ich setze allerdings großes Vertrauen in ihn für die Zukunft."

Jetzt sollte das Zeichen gegeben werden, und die Pferde sollten starten. Aber es trat eine Verzögerung ein. Eines der Pferde, ein Goldfuchs unter schwarzgelbem Reiter, weigerte sich, vorwärts zu gehen, und die Andromeda brach zur unangenehmen Überraschung ihrer Freunde ihrem Reiter fort und verschwendete im Einzellauf einen Teil ihrer Kraft. Das Feld mußte wieder zusammengebracht werden, und nun glückte der Start. Als die Flagge fiel, setzten sich alle sieben Pferde gleichzeitig in Bewegung, Toledo ging so ruhig ab wie ein Automat. Wie vom Sturmwind getrieben, brausten die Renner an der Tribüne vorbei.

Zu Anfang war das Feld dicht beieinander, aber bald zeigte sich die Art des Ablaufs als vorbedeutend für den ferneren Verlauf des Rennens. Andromeda war von einer auffallenden Aufgeregtheit. Bald schoß sie in wilden Sprüngen vor, dann zauderte sie wieder, und Tom O'Brien schien viel Mühe mit ihr zu haben. Er erhob sich mehrere Male in den Bügeln und peitschte heftig auf das Tier, aber er machte damit die Sache augenscheinlich nicht besser, sondern schlimmer. Dagegen ging Toledo so gleichmäßig wie an der Schnur gezogen, und noch war die Bahn kaum zum erstenmal durchmessen, als der dunkelbraune Hengst unter dem Scharlachreiter bereits die Führung hatte.

Otto blickte zu Lesczalsky empor, der nicht weit von ihm auf dem höchsten Punkt der Tribüne stand. Alle Muskeln und Nerven in der schlanken Gestalt des Gardeulanen schienen angespannt zu sein, und ein Ausdruck finsterer Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht. Jetzt setzte Lesczalsky das Glas, womit er den Lauf der Pferde verfolgte, von den Augen ab und blickte hinunter nach dem Platz, wo die Buchmacher und Agenten sich befanden. Er nickte mit dem Kopf, und alsbald setzte sich dort unten eine Figur in Bewegung, die Otto bekannt war. Es war der Herr, mit dem Lesczalsky damals auf dem Bahnhof gesprochen und den der junge Graf Berkfeld mit dem Namen eines Scout bezeichnet hatte. Der Scout hatte sein Gesicht nicht dem grünen Rasen, sondern der Tribüne zugewandt, und auf Lesczalskys Nicken ging er zu den Buchmachern.

Das Rennen ging weiter, Toledo behielt die Führung, Andromeda war eines der letzten Pferde geworden, eine unruhige Bewegung lief durch das Publikum.

Noch einmal sah Otto den Gardeulanen von seinem hohen Standpunkt aus dem Scout zunicken, und wieder ging dieser zu den Buchmachern. Es wurde Otto klar, was dies zu bedeuten hatte: auf Lesczalskys Wink schloß der Scout für seinen Auftraggeber Wetten ab.

Die Aufregung über den unerwarteten Verlauf des Rennens war groß unter den Sportsmen, und Otto hörte verschiedene Bemerkungen darüber in seiner Nähe.

„Toledo behält die Spitze, Toledo gewinnt, wie er will!“ so hieß es.

Der alte Graf Berkfeld bewegte sich unruhig auf seinem Sitz und schlug wiederholt mit der flachen Hand auf das Knie, indem er halblaut rief:

„Ist das eure Andromeda? Was für ein Halunke ist denn das, der sie reitet? Kennt ihr denn euern eignen Stall nicht? Ist denn Toledo das bessere Pferd?“

Jetzt kamen die Renner an das Ziel heran. Schnaubend sausten sie über den Rasen daher, in den Bügeln standen die Reiter, und wie die Teufel peitschten die kleinen, mageren, buntjackigen Kerle auf ihre Pferde. Die Andromeda hatte sich im letzten Drittel der Bahn wieder mehr herausgemacht, sie war drittes Pferd und lief beinahe Kopf an Kopf mit einer glänzend schwarzen Stute unter rotgelbem Reiter, die dem Baron Ezechiel gehörte. Aber um eine ganze Halslänge war dieser Stute der Outsider voraus, Toledo unter dem Reiter in der Scharlachjacke. Jetzt war das Ziel erreicht, jetzt schoß Toledo zuerst hindurch, und nun verkündete der Richter mit schallender Stimme seinen Sieg.

Da ereignete sich inmitten der allgemeinen Bewegung, die der überraschende Ausgang des Rennens hervorrief, etwas Besonderes. Mitten in die Klagen und bissigen Bemerkungen der Buchmacher und zahlreichen Verlierenden unter dem Publikum hinein ertönte, nachdem die Jockeis nach ihrer Rückkehr wiederum gewogen worden waren, der Ruf: „Protest, Protest!“ Was für eine Art von Protest

konnte das sein? Beim zweiten Wiegen der Jockeis war keine Unregelmäßigkeit gefunden worden. Alle hatten noch ihr richtiges Gewicht gehabt, keine Bleiplatte war unterwegs verloren worden. Aber das Wort Protest, vom Platz des Richters ausgegangen, drang immer weiter in die Menge, und überall auf den Tribünen ward davon gesprochen, daß gegen die Entscheidung zugunsten Toledos und gegen die Gültigkeit der abgeschlossenen Wetten protestiert worden sei.

Otto gewahrte den Baron Ezechiel, der sehr geschäftig an der Wage und auf dem Sattelplatz war, und vernahm, daß von ihm der Protest ausgegangen sei. Bald nachher gestaltete die Nachricht, die von Mund zu Mund ging, sich deutlicher, es hieß, Baron Ezechiel beschuldige den Jockei Tom O'Brien, daß er foul play getrieben habe. Die Andromeda sei von ihm nicht treu ausgeritten worden, sondern er habe sie absichtlich zurückgehalten.

Otto sah zu Lesczalsky hinauf. Der Gardeulan stand noch immer auf seinem erhabenen Platz, seine Haltung war jetzt nicht mehr die eines gespannten Beobachters, sondern die eines Mannes, der drohendem Ungewitter entschlossen entgegensieht. Seine Miene war ruhig, ja trotzig, er tat, als höre und sehe er nichts von der Aufregung um ihn her, die rechte Hand mit dem Feldstecher hing herab, die linke umfaßte den Griff der blanken Waffe, worauf er mit übergeschlagenen Füßen lehnte, und fast schien es, als schwebe ein verächtliches Lächeln um die festgeschlossenen Lippen. Jetzt ging der Leutnant

von Skilow an ihm vorüber und tat so, als ob Lesczalsky Luft vor seinen Augen sei. Dieser fixierte ihn eine Sekunde lang und blickte dann wieder auf den Sattelplatz hinab.

Der Fortgang der Rennen war gestört. Allgemein beschäftigte man sich mit dem peinlichen Vorgang. Die Buchmacher weigerten sich der Mehrzahl nach, die abgeschlossenen Wetten als gültig anzuerkennen, und fanden hierin die Unterstützung der weit überwiegenden Mehrzahl der Wettenden gegenüber den wenigen, die auf Bezahlung drangen. Der Streit wurde sehr heftig, denn die wenigen Gewinner hatten gerade infolge ihrer geringen Anzahl und der langen Odds, die sie auf Toledo genommen, sehr große Summen zu fordern und bestanden dringend auf Bezahlung. Schließlich drang aber die Ansicht durch, daß die Gültigkeit der abgeschlossenen Wetten erst dann anzuerkennen sei, wenn das Urteil, ob Tom O'Brien fair play oder foul play gespielt habe, feststehe und zugunsten des Jockeis laute. Diese Ansicht wurde durch eine Entscheidung des Vorstandes bestätigt und zur Norm erhoben.

Inzwischen aber erhielt die Sache des Siegers einen neuen Schlag. Tom O'Brien sollte festgenommen werden, um vom Sportgericht demnächst verhört zu werden, aber als man ihn suchte, war der Jockei nicht zu finden. Ein Stallbursche sagte aus, er habe Tom gesehen, wie er einen Paletot über die seidene Jacke gezogen, einen braunen Hut aufgesetzt und dann den Stall verlassen habe. Sonst war keine Auskunft über ihn

zu erhalten. Augenscheinlich hatte der Mensch, durch das Gerede im Publikum in Schrecken gesetzt, die Flucht ergriffen, und das warf ein deutliches Licht auf den Zustand seines Gewissens. So schnell wie möglich wurden Gendarmen auf seine Spur gesetzt. Diese machten sich sogleich nach Berlin auf, da anzunehmen war, dort werde der flüchtige Jockei sich verstecken oder einen Zug nach Hamburg zu erreichen suchen, auf dem Rennplatz zurück blieben aber Argwohn und Verdacht. Es war wohl nicht zu bezweifeln, daß größere Personen hinter dem Jockei standen. Sicherlich hatte Tom O'Brien nicht zu seinem Vergnügen oder aus Laune die berühmte Stute vom Sieg zurückgehalten, sondern wenn er wirklich schuldig war und nicht etwa jetzt aus dummem Schrecken die Flucht ergriffen hatte, so hatte er im Auftrag gehandelt. War er aber bestochen, so lag die Frage nahe, wer denn Vorteil aus der Andromedaniederlage zöge. Und da war es denn bezeichnend für die öffentliche Meinung über Lesczalsky und Graf Berkfeld, daß sich sogleich der Verdacht regte, jener habe die Hand dabei im Spiel, während niemand daran dachte, den jungen Grafen zu bezichtigen. Man erkundigte sich, und es stellte sich heraus, daß von allen Wettenden am meisten der Leutnant von Lesczalsky durch Toledos Sieg gewann. Es sprach sich aus, daß er noch während des Rennens ungewöhnlich hohe Summen durch Mittelspersonen auf den Hengst gesetzt habe, während er nur ganz geringfügige Posten durch die Niederlage der Andromeda verlor.

Obwohl jedoch die allgemeine Meinung sich jetzt entschieden gegen Lesczalsky wandte, so wagte doch noch niemand, laut zu sagen, er habe den Jockei angestiftet und einen großartigen Betrug ins Werk gesetzt. Lesczalsky ging mit erkünstelter Unbefangenheit umher und sah überall, wo er Feinde witterte, mit so bösem, blitzendem Auge in das Publikum hinein, daß jeder sich scheute, als der erste dem in die Enge getriebenen verzweifelnden Mann entgegenzutreten. Selbst Baron Ezechiel, der erste und lauteste Ankläger, setzte sich still hin, als Lesczalsky in seine Nähe kam, und sprach mit seinem Nachbar über das schöne Wetter. Nicht ohne Sympathie sah Otto, wie der elegante Offizier angesichts des bevorstehenden Zusammenbruchs all der Herrlichkeit, die ihm als das Erstrebenswerteste auf Erden erschien, doch noch den Kopf aufrecht trug und der Gefahr die Stirn bot. Dieser Mut erregte seine Teilnahme, obwohl er selbst den Verdacht der übrigen teilte, die Handlungsweise Lesczalskys verabscheute und sich sagen mußte, daß es ein Mut am unrechten Ort sei.

Anders als er sahen die Grafen Berkfeld die Sache an. Der alte Herr war in seiner Gesinnung als echter Kavalier tief verletzt durch den Gedanken, daß ein Stall, der seinen eignen Namen oder doch den Namen seines Sohnes mit trug, durch eine so schmutzige Geschichte befleckt werden solle. Er fragte seinen Sohn mit strengem Blick, ob auch er auf Toledo gesetzt habe, und beruhigte sich hierüber erst, als ihm dieser auf sein Ehrenwort versicherte,

daß er nur auf die Andromeda gewettet habe, weil er wie fast alle andern Leute fest überzeugt von deren Sieg gewesen sei. Der junge Graf aber war so entrüstet über den Vorfall, daß er sicherlich Lesczalsky zur Rede gestellt haben würde, wenn er nicht noch mehr als entrüstet, nämlich geradezu niedergeschmettert gewesen wäre. Sein Vertrauen zu seinem Kompagnon und damit das Vertrauen zu seiner eignen Einsicht war zerstört worden, und Leonies Bild gestaltete sich plötzlich für ihn zu einem Schreckbild. Beide Herren, Vater und Sohn, warteten das Ende der Rennen nicht ab, sondern erhoben sich, bald nachdem Tom O'Briens Verschwinden bekannt geworden war. Sie grüßten mit stummer Verbeugung die Gesellschaft von Herren und Damen, in deren Umgebung sie gesessen hatten, und fuhren nach Berlin zurück.

Verlegenheit und Scham 23

Nur eine rechte Ehre gibt's hienieden:
Wenn man die Wahrheit stets zum Führer wählt.
Boileau

„Ich bin in einer ganz desperaten Stimmung," sagte Graf Berkfeld zu seinem Freund Otto, als dieser ihn am folgenden Tag aufsuchte.

Otto merkte schon an seinem Benehmen, daß dieser Ausdruck kaum übertrieben war. Der junge Graf war blaß und unruhig. Er ging in seinem eleganten Zimmer mit schnellen Schritten umher und warf sich dann stöhnend auf das Sofa. Die

schönen Waffen, Peitschen und sonstigen Luxusgegenstände, auf die er sonst viel Wert legte, lagen unordentlich im Verein mit Handschuhen und Uniformstücken umher, die Tänzerinnen und Primadonnen, deren Bildnisse die Wände im Verein mit den Bildern berühmter Pferde schmückten, sahen gleichsam spottend in ihrer unveränderlichen Heiterkeit auf den jungen Mann herab, der so gar nicht mehr in ihre Gesellschaft paßte.

„Der Alte will eine genaue Abrechnung über den Stall sehen, überhaupt eine Übersicht über meine finanziellen Verhältnisse haben," fuhr der Graf fort. „Daß er auch gerade in dem allerungünstigsten Augenblick kommen mußte! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!"

„Nun, ich dächte, es träfe sich gerade gut, daß dein Vater hier ist. Er kann dir mit Rat und Tat zur Seite stehen, und er läßt dich doch gewiß nicht im Stiche. Wenn du wirklich Schulden hast, wird er sie bezahlen."

„Ach, Schulden! Ich weiß gar nicht, ob ich Schulden habe. Das ist ja gerade das Fatale, daß ich gar keine Abrechnung machen kann. Ich habe mich heute morgen mit einer Aufstellung gequält und dabei vor Ärger alle meine Sachen durcheinander geworfen. Deshalb sieht es hier auch so aus wie in Sodom und Gomorrha. Ich fühle mich so gräßlich blamiert. Ich weiß mit den Rechnungen für den Stall gar nicht Bescheid. Lesczalsky hat mich in eine fürchterliche Tinte gebracht. Dabei weiß ich wahrhaftig nicht, wie ich mich meiner

Braut gegenüber benehmen soll. Es ist, um aus der Haut zu fahren!"

„Deiner Braut gegenüber?"

„Nun ja, der Alte verlangt, daß ich mich ganz passiv verhalten soll, bis die Angelegenheit mit Lesczalsky aufgeklärt ist."

„Man soll vor allem niemals den Kopf verlieren," sagte Otto, dem die Haltlosigkeit des Freundes mißfiel. „Deine Verlobung steht meiner Ansicht nach unabhängig von deinem Verhältnis zu Lesczalsky da."

„Das sagst du wohl! Meine Mama ist so nervös, daß Papa ihr nicht mit der Verlobung kommen mag, bevor nicht alles im reinen ist. Er hat mir gesagt, wenn ich mich nach seinen Vorschriften richten wollte, so würde er mir nach jeder Richtung hin helfen, sonst aber würde er mich die Suppe allein ausessen lassen, die ich mir eingebrockt hätte."

„Glaubst du, daß Lesczalsky den Jockei bestochen hat?"

„Ich glaube es!" rief der Graf. „Er hat Tom O'Brien für dieses Rennen aus England kommen lassen. Ich fragte ihn noch, wozu er das täte und warum er Toledo nicht von unserm gewöhnlichen guten und bewährten Jockei in einem andern Rennen wollte laufen lassen. Aber da hatte er natürlich seine Gründe."

„Aber warum hat er es so angestellt? Warum hat er nicht auf die Andromeda gewettet, die dem Toledo doch noch überlegen sein muß, und wo er in Sicherheit gewinnen konnte? Wozu läßt er die

Andromeda zurückhalten und setzt auf Toledo? Ihr machtet doch euch selbst Konkurrenz, indem ihr zwei vorzügliche Pferde in ein Rennen brachtet!"

„Das ist ja ganz richtig," erwiderte der Graf, „aber lange Odds konnte er auf die Andromeda nicht erhalten. Sie stand zu hoch, alle Leute legten ihr Geld darauf an. Es war ihm um einen großen Gewinn zu tun, deshalb wettete er auf ein Pferd, das unbekannt war, und er hätte an die sechzigtausend Mark eingestrichen, wenn die Geschichte glückte."

„Aber wie konnte Lesczalsky nur Kopf und Kragen riskieren?" Er hatte doch in Charlottenburg gewonnen, nachher im Spiel wieder gewonnen! Er müßte doch, namentlich wo du die Unkosten für den Stall hauptsächlich zu tragen scheinst, gut bei Kasse sein!"

„Lesczalsky braucht enorm viel Geld, mein Junge. Er nimmt viel ein, aber gibt noch mehr aus. Seine Geliebte kostet ihn kolossale Summen. Die Person geht in Samt und Seide und legt meiner Meinung nach auch für spätere Tage zurück. Bei jeder Gelegenheit weiß sie Diamanten herauszuschlagen, und dabei hat sie ihre Launen, wo sie das Geld aus seiner Tasche geradezu zum Fenster hinauswirft. Ich sehe sie noch in Baden-Baden beim Souper, wo ich mich über sie ärgerte, weil sie wie unsinnig war. Das Souper kostete Lesczalsky achthundert Mark."

„Aber wie ist das möglich?"

„Sehr möglich. Wir waren zum Rennen dort,

und Lesczalsky hatte sie mitgenommen. Er wohnte mit ihr in „Beauséjour", wo er für die Zimmer allein täglich hundertfünfzig Mark bezahlte. Bei diesem Souper waren wir drei allein und tranken Weine, die dreißig und vierzig Mark die Flasche kosteten. Wir hatten Pfirsiche von der Riviera, die das Stück zwanzig Mark kosteten, und die Person biß in zehn Stück nacheinander hinein und warf sie hin aus reinem Übermut, indem sie von der einen behauptete, sie sei zu süß, von der andern, sie sei zu sauer."

Früherer Verabredung gemäß trafen sich Otto und Graf Berkfeld mit den Sekundanten des Freiherrn von Skilow, um die Unterhandlungen über dessen Streit mit Lesczalsky weiterzuführen. Wie sie vorausgesehen hatten, erklärten die Sekundanten, der Kamerad von Skilow sehe sich veranlaßt, vorläufig und bis zur Entscheidung des Sportgerichts über den Vorfall in Hoppegarten die Verhandlung ruhen zu lassen, da er nur einen zweifellosen Gentleman für satisfaktionsfähig erachte.

„Der Leutnant von Lesczalsky war ein zweifelloser Gentleman, als seine Differenz mit Leutnant von Skilow stattfand," sagte hierauf Graf Berkfeld, dem seine schlechte Laune eine bei ihm ungewohnte Bestimmtheit verlieh. „Unsre Verhandlung bezieht sich also auf einen Fall, der mit Hoppegarten gar nichts zu tun hat, und darf nicht hinausgeschoben werden. Es versteht sich von selbst, daß ich damit nicht eingeräumt haben will, Herr von Lesczalsky sei nicht auch jetzt noch ein zweifelloser Gentleman."

Die Sekundanten überlegten und erklärten dann, bei Skilows Auffassung bleiben zu müssen, bis ein Ehrengericht sich über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ausgesprochen habe.

„Skilow geht ungern vor Lesczalskys Pistole," sagte Graf Berkfeld zu seinem Freund, als er mit diesem wieder allein war.

„Er schießt wohl gut?"

„Lesczalsky ist ein Meister im Schießen wie im Reiten. Überhaupt ein famoser Kerl, und mir dreht sich das Herz im Leibe herum, wenn ich daran denke, daß diese dumme Geschichte ihm den Hals brechen könnte. Ezechiel ist daran schuld, der hat es aufgestochen, sonst hätte kein Mensch daran gedacht, gegen das Rennen zu protestieren. Ich habe ihn immer gewarnt, sich mit dem alten Gauner einzulassen."

„Ja, so scheint immer einer den andern zu warnen und dabei jeder doch nach seinem eignen Kopf ins Malheur zu rennen," sagte Otto.

„Im Jockeiklub, wo die beiden Freunde mit dem alten Grafen Berkfeld zu Mittag speisten, nachdem sie Lesczalsky schriftlich von Skilows Erklärung Mitteilung gemacht hatten, erfuhren sie, daß Tom O'Brien in Hamburg arretiert worden sei und sofort nach seiner Ankunft vom Sportgericht verhört werden solle. Dies Gericht, aus Mitgliedern des Jockeiklubs zusammengesetzt, trat denn auch schon am folgenden Morgen zusammen. Tom O'Brien legte ohne weiteres ein offenes Geständnis ab und sagte aus, der Leutnant von Lesczalsky

habe ihm hundert Pfund versprochen, wenn er die Andromeda so reite, daß sie nicht gewinne. Doch konnte er keinen schriftlichen Beweis für seine Behauptung erbringen. Seiner Aussage nach hatte Lesczalsky ihn von England kommen lassen, ohne von seiner Absicht etwas verlauten zu lassen, und ihm erst in Hoppegarten aufgetragen, foul play zu spielen und to pull the horse. Es wurde dabei festgestellt, daß Tom O'Brien schon in England zweimal wegen ähnlicher Übertretungen der Sportgesetze in Untersuchung gewesen und einmal bestraft worden war. Ihm gegenüber erklärte Lesczalsky mit der größten Bestimmtheit, es sei ihm gar nicht eingefallen, Tom O'Brien einen solchen ehrwidrigen Auftrag zu geben, sondern der Jockei lüge, entweder für seine eigne Tasche, aus Bosheit, wie vielleicht auch in Schrecken und Verlegenheit über den Verlauf des Rennens, oder von einem Feind angestiftet.

Das Sportgericht erklärte nach längerer Beratung einstimmig, es sei erwiesen, daß die Andromeda nicht treu ausgeritten worden sei, Tom O'Brien sei jedoch als der einzige Schuldige anzusehen, der Leutnant von Lesczalsky dagegen freizusprechen, da kein Beweis für seine Mitschuld oder Urheberschaft vorgebracht worden sei. Alle Wetten über das in Frage stehende Rennen seien ungültig, Tom O'Brien sei von allen deutschen Bahnen zeitlebens zu verweisen.

Über diese Entscheidung aber geriet der alte Graf Berkfeld in großen Zorn.

„Es ist nicht richtig,“ sagte er. „Ich habe auch noch meinen Verstand. Lesczalsky hat den Menschen bestochen, denn wie sollte der armselige Schuft sonst auf so etwas verfallen? Aber ich kann mir schon denken, wie der Spruch zustande gekommen ist. Lesczalsky hat ja im Klub ganz laut für jedermanns Ohren erklärt, es müßte ihm jeder vor die Pistole, der zu sagen wagte, er habe den Jockei bestochen. Die Herren im Sportgericht haben sich gefürchtet, aber ich kenne Leute, die sich nicht fürchten werden. — Du schweigst!“ sagte er zu seinem Sohn, als dieser seinen Zorn beschwichtigen und Lesczalsky in Schutz nehmen wollte. „Du hast dich immer von ihm übertölpeln lassen, und wenn ich diesen Herrn gekannt hätte, so würde ich nimmermehr meine Zustimmung zu dem gemeinschaftlichen Stall gegeben haben, der mir von Anfang an nicht hat gefallen wollen. Kannst du eine Abrechnung vorlegen, die sich sehen lassen kann? Das kannst du nicht. Es ist eine Konfusion ohne Ende. Du hast deine Abrechnung für dich, Lesczalsky hat seine Abrechnung für sich, und außerdem besteht noch eine dritte, gemeinschaftliche Abrechnung. Diese drei Abrechnungen sind durcheinander geschmissen wie die Karten im Kümmelblättchen. Nur eines geht für meine Augen ganz klar daraus hervor, das ist die Tatsache, daß ich immerfort habe bezahlen müssen, und daß ich auch jetzt, wenn der Stall aufgelöst wird, eine enorme Summe opfern muß. Dieser Mensch hat dich vollständig untergebuttert, und ich sehe keinen Ausweg, dich von

ihm loszueisen, als den, daß ich ihn vor das Gericht seiner Kameraden bringe, damit er endlich einmal die Karten auf den Tisch legt, und damit es herauskommt, was an ihm ist."

Der alte Graf führte seinen Vorsatz auch sogleich aus, indem er sich an einen ihm von früher her befreundeten General und höheren Vorgesetzten Lesczalskys wandte und durch diesen bewirkte, daß ein Ehrengericht zusammenberufen wurde, um den Vorfall beim Rennen in Hoppegarten auch von militärischer Seite aus zu untersuchen, obgleich das Sportgericht des Jockeiklubs schon ein freisprechendes Urteil über den Offizier abgegeben hatte.

Dies Ehrengericht nun faßte die Sache anders auf als das Sportgericht. Lesczalskys Lebensweise ward von manchen seiner Kameraden und Vorgesetzten mißbilligt, und die ungünstige Meinung über sein allzu geschäftsmäßiges Benehmen beim Sport fiel bei Erwägung des bestimmten Falles schwer ins Gewicht. Der Spruch des Ehrengerichts fiel gegen Lesczalsky aus und lautete auf die Strafe der Dienstentlassung.

Einen schweren Gang hatten der junge Graf Berkfeld und Otto zu tun, als sie nach diesem Urteil sich zu Lesczalsky begeben mußten, um ihm anzuzeigen, welche Entscheidung der Leutnant von Skilow getroffen habe. Skilow hatte zuerst das Urteil des Sportgerichts, dann das Urteil des Ehrengerichts abgewartet, bevor er sich über die Annahme des Duells endgültig erklärte, und nun ließ er durch seine Sekundanten mitteilen, er habe

aus dem ehrengerichtlichen Urteil entnommen, daß er mit seiner von Lesczalsky als Beleidigung aufgefaßten Behauptung durchaus recht gehabt habe, daß er aber auch durch dies Urteil der Mühe überhoben sei, sich ferner mit der obschwebenden Angelegenheit zu befassen.

Lesczalsky empfing die beiden Herren in seiner Kasernenwohnung mit eiskalter Höflichkeit. Während sie Platz nahmen, entdeckte Ottos scharfer Blick auf einem Tischchen in der Ecke einen Pistolenkasten und Material zum Reinigen und Laden, das offenbar in diesem Augenblick erst beiseite gelegt worden war. Lesczalskys Auge brannte in düsterem Feuer.

Als die Herren sich ihres Auftrags entledigt hatten, zuckte Lesczalskys Lippe höhnisch, und er sagte:

„Der Kamerad von Skilow ist sehr weise. Indessen vergißt er, daß ich noch Mitglied des Jockeiklubs bin, so gut wie er, und ich lasse ihm deshalb sagen, daß ich ihn, wenn ich ihm dort oder an einem sonstigen neutralen Ort begegnen sollte, wie einen Feigling behandeln werde, der er ist."

„Wir haben dir die Erklärung überbracht, wie Skilows Sekundanten sie uns mitgeteilt haben," antwortete Graf Berkfeld. „Ob Skilow korrekt handelt, ist eine andre Frage, und wir sind gern erbötig, dein Interesse weiterzuverfolgen. Nur bin ich sehr in Zweifel, ob der von dir jetzt bezeichnete Weg der richtige ist, und ich für meine

Person wüßte nicht, in welcher Weise ich eine solche Antwort von dir motivieren oder auch nur anbringen sollte gegenüber einem andern Kameraden. Laß dir doch raten, Lesczalsky! Spanne den Bogen nicht zu scharf an, damit er nicht springt."

Lesczalsky sah den jüngeren Freund und Kompagnon mit einem spöttischen Lächeln an und erhob sich, ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen.

„Ich habe meine Antwort gegeben und muß es den Herren anheimstellen, sich damit abzufinden," sagte er.

Hiermit hatte er beiden gewissermaßen die Tür gewiesen, und wenn Otto auch gern noch weitere versöhnliche Worte gesprochen hätte, so hielt er es doch bei der augenscheinlichen großen Verlegenheit des Grafen nicht für ratsam, länger zu bleiben. Lesczalsky stand in abwartender Haltung, ohne seine Besucher anzublicken, vor seinem Stuhl, und so standen diese denn auch auf und entfernten sich nach einer stummen Verbeugung. Als sie aber die Kaserne verließen, blieb Otto stehen.

„Ich werde noch ein Wort mit Lesczalsky reden," sagte er.

„Was willst du ihm sagen?" fragte Berkfeld überrascht.

„Er tut mir leid. Im Grunde ist er doch ein famoser Kerl. Für dich ist es ja viel schwerer als für mich, mit ihm zu verkehren. Ich will versuchen, ihn anders zu stimmen."

Der Graf war rot geworden und spielte unschlüssig mit seinem Portepee.

„Wenn du willst,“ sagte er, „so versuche es. Ich weiß nur nicht, was es nutzen soll. Du kennst Lesczalsky nicht. Er tut mir auch leid, aber er ist ein verlorener Mann, und ich kann mich nicht darauf einlassen, ihm auf seinem jetzigen Weg weiter zu folgen, ohne mich selbst zu ruinieren. Ich habe auch gegen meine Eltern Verpflichtungen.“

„Ich weiß,“ entgegnete Otto, „aber mit mir ist es anders, und ich will versuchen, ob ich ihm nützlich sein kann, denn er ist ja jetzt von allen verlassen.“

Damit kehrte er um und stieg die beiden Treppen wieder hinan.

Lesczalsky war verwundert, ihn wieder eintreten zu sehen.

„Was verschafft mir von neuem die Ehre?“ fragte er kalt.

„Meine Teilnahme an Ihrem Schicksal, Herr von Lesczalsky.“

„Sehr verbunden, aber ich bedarf keiner Teilnahme.“

„Sie bedürfen deren wohl,“ rief Otto mit warmem Ton, indem er auf ihn zuschritt und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Herr Kamerad von der Marine,“ sagte Lesczalsky höhnisch und ohne die Hand zu ergreifen, „ich kann meine Angelegenheiten allein besorgen. Für das Mitleid bin ich immer noch nicht reif.“

„Sie wollen mich hinauswerfen, aber das ist

nicht so leicht. Ich habe nicht die Absicht, so bald zu gehen," entgegnete Otto und setzte sich auf einen Stuhl mit der Gebärde eines Mannes, der es sich zu Hause bequem machen will.

Lesczalsky blickte ihn an und begann alsdann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Sein Gesicht war bleich und finster, sein Schritt schwer.

„Was haben Sie die Absicht zu tun?" fragte Otto nach einer Weile.

„Was mir gut dünkt und worüber ich Ihnen keine Rechenschaft abzulegen habe."

„Sie werden eine große Torheit begehen. Ich weiß, was Sie tun wollen."

Lesczalsky trat vor Otto hin und maß ihn mit herausforderndem Blick. „Wer gibt Ihnen das Recht, Herr, sich hier einzudrängen und mich zu examinieren, Herr?" fragte er leidenschaftlich.

„Lesczalsky!" sprach Otto.

„Er sprach nur dies eine Wort, aber er sprach es mit einer solchen Betonung und blickte dabei dem verzweiflungsvollen Mann mit so innigem Ausdruck in die Augen, daß dieser davon betroffen wurde. Der Ton herzlichen Wohlwollens und echt kameradschaftlichen Gefühls drang ihm zu Herzen und ließ dessen starre Rinde auftauen.

„Verzeihen Sie! Ich weiß, Sie sind ein ehrlicher Kerl und meinen es gut," so stieß er mit abgebrochenen Worten hervor. „Aber Sie können sich auch denken, wie es einen Mann verwunden muß, der von allen Seiten Fußtritte bekommt und dann auch noch Mitleid erfährt. Mitleid ist nach

meiner Auffassung deprimierender als irgend etwas andres. — Die Welt ist zu erbärmlich," fuhr er mit zuckendem Mund fort, als Otto ihn schweigend betrachtete. „Die einzige Ursache, die mich in diese Kalamität gebracht hat, ist ja die Verlobung meiner Schwester mit dem Grafen Berkfeld. Oh, ich kenne die Berkfelds! Die alte Gräfin hat das Geld und regiert das Haus. Aus Angst vor ihr hat der alte Graf sich dazwischengesteckt und mir das Ehrengericht auf den Hals gehetzt. Als ob meine Schwester nicht noch viel zu gut für diesen Menschen wäre, der nicht mehr Charakter hat als eine Wetterfahne! Ich verstehe recht gut. Er hat sich seit dem Abend der Verlobung nicht wieder in unserm Hause sehen lassen, und wenn er jetzt auf den Knien angerutscht käme, würde ihn Leonie nicht empfangen, sondern mit dem Stolz zurückweisen, zu dem sie berechtigt ist. Was ist gegen unsre Familie zu sagen? Sie ist eine Familie von gutem altem Adel, aber daß wir nicht reich sind, das hat natürlich den Ausschlag gegeben. Oh, meine Leonie! Du edles, stolzes Mädchen! Um Leonie allein gräme ich mich, das ist die Stelle, wo ich sterblich bin. Verzeihen Sie, daß ich wie ein altes Weib hier vor Ihnen schwatze und klage. Es ist sonst nicht meine Manier, aber Sie sind der einzige Mensch, der mir in diesen entsetzlichen Tagen ein freundliches Gesicht gezeigt hat, und da . . ."

Lesczalsky wandte sich ab.

„Was gedenken Sie zu tun?" fragte Otto nach einer Pause.

„Auf dem Posten zu bleiben!“ rief Lesczalsky heftig. „Noch bin ich Mitglied des Jockeiklubs, und auf diesem Boden werde ich meinen Feinden entgegentreten. Skilow soll mir heran, und dann kommt mein teurer Freund Berkfeld an die Reihe, gar nicht zu reden von dem Hund, dem Ezechiel, der mit meiner Reitpeitsche Bekanntschaft machen soll.“

„Das ist verkehrt, Sie können den Kampf nicht durchführen, Sie stehen der ganzen Welt gegenüber.“

„Nun, und wenn ich unterliege — so weiß ich, was mir übrigbleibt.“

„Wären Sie im Recht und kämpften Sie für eine große Sache, so könnte ich Ihnen zustimmen,“ sagte Otto festen Tones. „Aber Sie verteidigen nur einen Posten, den Sie durch eigne Schuld unhaltbar gemacht haben. Schritt für Schritt werden Sie zurückgedrängt werden, und das Bewußtsein Ihres Unrechts wird Sie lähmen. Nein, Sie müssen es anders anfangen!“

„Und was soll ich anfangen? Ich habe kein Vermögen, ich kann das wenige, was mein Vater und Leonie besitzen, nicht schmälern. Ich bin darauf angewiesen, auf dem Posten zu bleiben. Die Berkfelds haben einen Rechtsanwalt auf mich gehetzt, der die Angelegenheit des gemeinsamen Stalles regeln, das heißt mit andern Worten, der mich aus dem Mitbesitz hinausdrängen soll. Aber ich denke, noch so viel davon zu retten, daß ich den Sport fortsetzen kann, und der Sport soll

mich erhalten und die Grundlage bilden, worauf ich weiter baue."

„Sie denken nicht daran, Herr von Lesczalsky!"

„Wie, ich denke nicht daran?"

„Nein, Sie reden nur so, aber Sie haben nicht die ernstliche Absicht, eine Existenz fortzusetzen, die Sie von Stufe zu Stufe tiefer hinabführen muß, bis Sie im Schlamm ersticken. Ich kenne Sie besser. Sie sind ein ehrliebender, stolzer Mann, und wenn Sie auch einmal gefehlt haben, so sind Sie doch nicht von der Natur, der Ehre deshalb ganz Valet zu sagen!"

Der energische Ton, womit Otto zu ihm sprach, und der Sinn der Worte, die ihm entgegengeschleudert wurden, trafen den Offizier mit erschütternder Kraft. Zunächst runzelte sich seine Stirn, und aus dem blassen Antlitz sprühten die dunkeln Augen Blitze der Entrüstung auf den jungen Mann, der ihm derartigen Vorhalt zu machen wagte. Dann aber kam eine andre Regung in ihm zur Herrschaft, und indem er zurücktaumelte und mit der Hand an die Stirn faßte, stieß er mit qualvollem Ruf die Klage aus: „Meine Ehre, o meine Ehre!"

„Wir müssen die Sache anders angreifen, und wenn Sie erlauben, teile ich Ihnen meine Idee mit, Herr von Lesczalsky," sagte Otto, indem er den gebeugten Mann an der Hand ergriff. „Ich glaube, daß es das klügste ist, ein Terrain aufzugeben, wo wir nur noch mit Nachteil kämpfen können. Lassen Sie uns das überlegen."

Die ruhige und beinahe geschäftsmäßige Art, womit Otto, als bemerke er die Zerknirschung des Kameraden kaum, zu ihm sprach, und die innerliche Wärme, die trotzdem diese ruhige Art durchdrang, hatten die rechte Wirkung auf Lesczalsky und machten ihm den Wert echter Kameradschaft gerade jetzt, wo er an aller Kameradschaft verzweifeln wollte, doppelt fühlbar. Er ließ sich mit einer Nachgiebigkeit, die bei ihm auffallend war, von Otto leiten, denn er fühlte in seinem Zuspruch und seinen Vorschlägen gleichsam verkörpert und lebendig anwesend die Macht des Guten und die Vorschriften wahrer Ehre, deren Bedeutung ihm im ehrgeizigen Trachten nach Erfolg undeutlich geworden und nahezu verloren gegangen war. Wie der von Leidenschaften durchpflügte und sonst so weltklug überlegene Mann jetzt in das offene, beinahe noch kindliche Gesicht des jungen Marineoffiziers blickte und mit wahrer Ehrfurcht den Ernst in dessen ehrlichen Augen las, das war geradezu rührend.

Otto entwickelte ihm seine Ansicht, daß es für ihn das beste sei, Berlin und Deutschland überhaupt zu verlassen und in einem neuen Land das Glück von neuem zu versuchen. Er schlug ihm vor, nach Amerika zu gehen und dort ohne Scheu vor Beschäftigungen, die in Europa zwar nicht standesgemäß sein möchten, durch ehrliche Arbeit eine Stellung zu erringen. Auch ließ Otto es nicht bei bloßen Worten und Ratschlägen bewenden, sondern bot dem Kameraden bei dessen offen eingestandener

Mittellosigkeit eine ziemlich bedeutende Summe an, die ihm drüben zur Begründung einer neuen Existenz dienen könnte.

Staunend vernahm Lesczalsky dieses Anerbieten, und indem seine Miene mehr und mehr ihre Starrheit und Trostlosigkeit verlor, um dem Ausdruck weicher und froher Gefühle Raum zu machen, drückte er Otto stumm, doch so herzlich und warm die Hand, daß dieser sich wohl der beglückenden Hoffnung hingeben konnte, er habe einen Verirrten wieder auf den richtigen Weg und ein verzweifelndes Herz zu neuem Glauben an Gottes Güte geführt.

---

24 Neues Meer und neue Sterne

> So düster es oft und so dunkel es war
> In drängenden Nöten, in naher Gefahr,
> Auf einmal ist's lichter geworden.
>
> Goethe

Der Glanz der goldenen Sonne durchleuchtete Himmel und Ozean, und ihre Strahlen erfüllten die Natur mit Lebenskraft und Wonne. Die langhin rollenden Wogen des Atlantischen Meeres glichen nicht mehr dem Element, das grau, schwarz und finster erscheinen und dem bangen Schiffer die verschlingende Tiefe eröffnen kann, sondern trugen ätherischen Schimmer und zeigten in kristallener Klarheit dem entzückten Menschenauge ein Bild des Friedens und großartiger, machtvoller Ruhe. Dem Himmel ähnlich erschien das Meer, leuchtend,

durchsichtig und herzerhebend. Es war tiefblau, und die vom Buge des Schiffes zerteilte Woge legte spielend weiße Schaumschleier an, die, unaufhörlich erneuert, zu beiden Seiten des Fahrzeugs mitzogen, über das Blau hinrollten, perlten und sich in unzählbare glitzernde, blitzende Tropfen verwandelten, bevor sie zurücksanken in die glatte Flut.

Otto sah hinab und ward es nicht müde, den immer neu aufwallenden, unermüdlich weiter wandelnden Schaumwellen nachzublicken, so gewohnt ihm auch schon das Meer in seiner Ruhe wie in seinem Zorne war. An die Unendlichkeit gemahnte ihn dies Spiel, das scheinbar dem Zufall, in Wirklichkeit aber ewigen Gesetzen folgte, die keinem Tropfen seinen Weg vorzuschreiben versäumen. Sollte nicht das Menschenleben ebenso durch ewige Gesetze regiert werden, und sollte nicht die Seele, tief wie das Meer, zwar durch Stürme der Leidenschaft aufgewühlt werden können, in die Ruhe jedoch zurückgekehrt, die heitere Schönheit widerspiegeln, die vom Himmel strahlt, und darin glücklich sein? Er blickte in die Ferne, weithin über die sonnenglänzende Fläche, zu der in jedem Augenblick neu gezogenen Kreislinie, dem Horizont, wo die Himmelswölbung gleichwie eine unermeßliche Kuppel sich aufsetzt auf den Ozean, er blickte hinauf zu dem stolzen Bau der dreifach übereinander gespannten schwellenden weißen Segel, deren höchstes im Äther zu schweben schien. Majestätisch zog das große Schiff dahin, und überall

umgab ihn, der die Wache hatte und dem die Lenkung der Fregatte oblag, eine Natur, die ebenso schön wie mächtig war. Er atmete eine Luft, die rein und kräftig und weder heiß noch kalt, sondern in diesen sonnigen Tagen gerade so recht geeignet war, die menschlichen Nerven anzuregen und freudig zu bewegen, und aus seinen hellen Augen leuchtete Zuversicht.

Doch nicht allein äußere Eindrücke erhoben ihn, sondern auch eine zarte Stimme seines Innern hatte ihm hoffnungsvolle Gedanken eingegeben und die Schwermut verscheucht, die ihn gefangen hielt, seitdem er von Heise gehört hatte, Gretchen habe sich mit einem andern verlobt. Diese zarte Stimme hatte ihm in einem Traume zugeflüstert, der in seiner engen Kajüte erschienen war, und am Morgen nach dem Traum war nicht nur das Wetter schön geworden, sondern hatte auch Ottos Stimmung eine völlige Umwandlung erfahren, gleich als hätte seine Seele während der Nacht eine Reise gemacht, und in der Gesellschaft überirdischer Lichtwesen glückverheißende Zeichen gesehen und geheime Dinge erfahren, die in der Zukunft sich vollenden sollten. Gretchen selbst war ihm im Traum erschienen, in der Kleidung, die sie einst am Ufer des Flusses getragen und mit offenem, leuchtendem Haare, aber erwachsen und schön, wie auf dem Fest in Havanna. Sie hatte sich über ihn gebeugt und lächelnd gesagt, er möge doch ja nicht glauben, was man von ihr erzähle, sondern fest auf ihr Wort bauen und versichert sein, daß sie

auf ihn warte. Hierauf hatte sie ihre Lippen auf seinen Mund gedrückt, ganz zart und wie gehaucht, und ein beseligendes Gefühl war ihm bis ins innerste Herz geströmt.

Nun stand Otto bei wachen Sinnen auf dem Verdeck, aber die Wirkung des Traumes lebte noch in ihm nach, Gretchens Bild stand mit seltsamer Deutlichkeit vor seinem inneren Auge und kam immer wieder aus dem Hintergrunde hervor, zeichnete sich anmutig auf der geblähten Leinwand über seinem Haupte ab und blickte den Maaten und Deckoffizieren vom Dienst, mit denen er zu tun hatte, neckisch über die Schulter. Wollte er seinem Verstande folgen, so mußte er sich über die Zuversicht wundern, die der Traum ihm eingeflößt, denn er hatte, seitdem Heise ihm die schlimme Botschaft überbracht, nichts erfahren, was ihn hätte trösten können. Nur die Hoffnung, daß jene von Mund zu Mund gegangene Botschaft falsch sein könnte, was bei der weiten Entfernung der Geliebten um so eher möglich war, konnte ihm tröstlich sein. Er hatte viel gegrübelt, was er tun könne. Er hatte daran gedacht, durch Gretchens Verwandte in Deutschland oder auch direkt in Havanna Erkundigungen einzuziehen. Aber die Besorgnis, dem lieben Mädchen Unannehmlichkeiten oder doch Verlegenheiten zu bereiten, hatte ihn von jedem Schritte zurückgehalten, der darauf hätte hindeuten können, daß er zu Gretchen in besonderen Beziehungen stehe. Das Vertrauen zu ihrem Versprechen und zu ihrer Liebe hatte ihm Kraft ge-

geben, still zu sein. Dieses Vertrauen stand wie der Polarstern fest und leuchtend da und zeigte ihm den Weg, den er zu nehmen habe. In Berlin war er nicht lange mehr geblieben, denn der Dienst hatte ihn zurückgerufen. Heise war nicht so schnell abgereist und schien sich die veränderten Umstände dort zunutze zu machen, indem er fleißig das Haus besuchte, wo die schöne Leonie wohnte, während Graf Berkfeld es mied. Als Otto diesem Lebewohl gesagt, hatte der junge Graf noch immer eine recht niedergeschlagene Miene gezeigt und davon gesprochen, daß er wahrscheinlich zur Reitschule nach Hannover komme. Das mochte wohl eine Folge seiner großen Ausgaben in Berlin und der elterlichen Unzufriedenheit wie auch ein von seinem Vater ersonnenes Mittel sein, ihn von den Lesczalskys völlig zu entfernen. Von Leonie hatte Otto gar nicht mit ihm geredet, denn er mißbilligte seines Freundes charakterloses Benehmen ihr gegenüber. Der Bruder hatte Berlin und Europa verlassen.

So trug denn den jungen Seeoffizier wieder die bewegte Planke über das Meer hin, seit Monaten war die heimische Küste hinter ihm zurückgewichen, und die Musik der plätschernden oder brausenden Wellen und des Windes, der durchs Tauwerk pfiff, begleitete sein Tagewerk wie die kurzen Stunden der nächtlichen Ruhe. Es gab viel zu tun, der Dienst auf Seiner Majestät Kreuzerfregatte „Thetis" war ebenso streng, wie er auf der „Hermione" gewesen war, und die höhere Stellung

brachte dem jetzigen Offizier nicht weniger Arbeit, wohl aber größere Verantwortung, als der ehemalige Seekadett zu tragen gehabt hatte. Bei dieser großen Anstrengung und vielen Mühe, die der Dienst an Bord ihm und seinen Kameraden auferlegte, dachte er oft an Berlin zurück und das so ganz andre Leben der Offiziere der Landarmee. Wieviel besser hatten es doch die Kameraden am Lande! Ihre Füße gingen auf dem festen Boden einher, und sie saßen im Sattel, sie waren nicht innerhalb der gebogenen Schiffsplanken wie in einem Gefängnis, sondern hatten Abwechslung nach der Arbeit und freie Bewegung in einem weiten, fast unbegrenzten Raume. Sie konnten an allem teilnehmen, was die Kultur eines großen Volkes bot, an Kunst und Wissenschaft, namentlich aber Umgang pflegen mit Menschen andrer Stände und mit den holden Frauen, die dem Leben erst seinen höchsten Reiz verleihen. Wie eng, einseitig und scharf begrenzt war dagegen das Dasein des Seemannes, der nur Männer sah, und zwar immer wieder dieselben, solange die Reise dauerte! Dennoch hatte Otto das Seeleben so liebgewonnen, daß er nicht mit einem von jenen, selbst nicht mit dem bevorzugten Kameraden von der Garde in Berlin, hätte tauschen mögen. Nicht allein die großartige Natur des Meeres, die mit geheimnisvollem Zauber seine Seele umfangen hielt, sondern auch der harte Dienst und die beständig drohende Gefahr der übermächtigen Elemente erschienen ihm lockend und befriedigten das Sehnen nach Tätigkeit,

das im energischen Manne stets lebendig und die Quelle seines Wohlbefindens wie seiner Erfolge ist. Um so mehr befriedigte ihn sein Dienst, als er mit patriotischem Sinne in der deutschen Kriegsmarine eine neu entstandene Macht des großen Vaterlandes erblickte, gleichsam den zweiten Fittich, womit der kaiserliche Aar die Lüfte durchschnitt, um sich zur Sonnenhöhe emporzuschwingen. Er war stolz darauf, als ein Glied des großen Ganzen mitzuwirken, und wenn ihn, den einzelnen jungen Offizier, das einzelne Fahrzeug über die See dahintrug, fühlte er in sich und der Fregatte, worauf er die Wache hielt, die Bedeutung und Gewalt aller der andern Männer und Schiffe mit, die von der deutschen Küste meerbeherrschend auszogen, um in fernen Ländern das Schwarzweißrot zu zeigen und unter Franzosen, Engländern und all den Fremden, denen ehemals die Welt unbestritten gehörte, die laut schallende Stimme des Deutschen Reiches vernehmbar zu machen.

Eine liebe Erholung gewährte ihm auch nach der Anstrengung die Erinnerung an Gretchen. Wie oft nach den Segelexerzitien, dem Geschützexerzieren, nach den Rondengängen und astronomischen Beobachtungen wandten sich seine Blicke in der Kajüte dem goldenen Haar im Medaillon und dem Ringe zu. Ein tröstlicher Glanz strahlte von den kleinen, teuern Gegenständen aus und befestigte ihn in seinem Vertrauen.

Die „Thetis“ war auf dem Wege nach Westafrika. Im Gebiete von Kamerun hatten sich schwarze

Stämme, die für den Gang der großen Politik noch wenig Verständnis zeigten, nicht so benommen, wie es ihrem eignen Interesse angemessen gewesen wäre, und das deutsche Kriegsschiff sollte sie zur Räson bringen. Gegenwärtig schaukelte sich das stattliche Fahrzeug, das nahe an vierhundert Matrosen und Seesoldaten sowie zwölf schwere Geschütze in seinem gewölbten Leibe trug, in der Höhe der Kanarischen Inseln auf den sanft bewegten Fluten, und wohl jedermann an Bord freute sich des schönen Wetters, das seit drei Tagen herrschte, und mit stetiger Brise die Segel füllte. Gleichwohl betrachtete der erfahrene Seemann heute dieses schöne Wetter nicht mit zuversichtlichem Auge, denn die Brise wurde schwächer und schwächer, als die Sonne sich dem Horizonte zuneigte, und es wurde fraglich, ob der Gebrauch der Segel noch lange möglich sein werde. Nur langsam schnitt der Bug durch das Wasser hin, und dieses nahm immer mehr das Aussehen eines unermeßlich großen Spiegels an, der in den entzückendsten Farben und mit unbeschreiblich zartem Schimmer die Strahlen der niedrig stehenden Sonne und der lichten Wolken wiedergab.

Mehrere Segel waren im Laufe der letzten Stunde in Sicht gekommen. Sanft dahinschwebend, langsam ziehend, glänzend im Abendlicht, waren sie aufgetaucht und allmählich wieder entschwunden, während der Blick der auf Deck der „Thetis“ befindlichen Seeleute ihnen folgte. Da bemerkte Otto von der Kommandobrücke aus in einiger Ent-

fernung inmitten der golden und hellblau strahlenden Fläche einen schwarzen, bewegten Punkt. Er nahm sein Glas ans Auge und erkannte, daß dieser Punkt der Kopf eines Hundes war. Der Hund schwamm, hielt die Nase hoch über Wasser und mußte binnen fünf bis zehn Minuten am Schiffe vorübertreiben. Es war schwer zu erklären, wie das Tier so weit vom Lande ins Wasser kam. Wahrscheinlich war es von einem Schiffe über Bord geworfen oder gefallen. Jedenfalls mußte es ein ausgezeichneter Schwimmer sein, daß es sich so lange hielt.

„Sagen Sie, Hahlbeck," so wandte sich Otto an den in seiner Nähe stehenden Oberbootsmannsmaat, „glauben Sie, daß Sie eine Boje so werfen könnten, daß der Hund daraufkommen könnte?"

Zugleich wies er mit der Hand auf den schwarzen Punkt, der mit jedem Augenblicke deutlicher sichtbar wurde.

„Es ist etwas weit," antwortete jener, „aber ich will es versuchen, wenn er vorübertreibt."

„Es muß ein Neufundländer sein, sonst wäre er hier nicht in offener See," sagte Otto und gab hierauf dem Obersteuermann Befehl, mehr nach Backbord zu halten, um dem Hunde entgegenzusteuern.

„Merkwürdig, daß ihn die Haie noch nicht gepackt haben," bemerkte der Oberbootsmannsmaat und ging an die Schanze, wo er eine Boje zur Hand nahm, um sie zur rechten Zeit zu werfen.

Das Schiff wandte sich nach Backbord, aber die

Bewegung ging bei dem schwachen Winde so langsam vor sich, daß der schwarze Kopf inzwischen schon zu weit gekommen war. Er trieb mittschiffs in der Entfernung eines Pistolenschusses, und als der Maat die Boje warf, fiel sie noch so weit entfernt von dem Hunde aufs Wasser, daß dieser sie unmöglich erreichen konnte, zumal das Schiff weiterging und die Boje mit sich schleppte. Aber der Hund schien die gute Absicht zu bemerken und dankbar anzuerkennen, denn er bewegte sich stärker, der Kopf trat höher aus der Oberfläche des Wassers empor, und Otto glaubte zu bemerken, daß das Tier ihn hilfeflehend anblickte. Sein gutes Herz mochte ihm hierbei wohl etwas vorspiegeln, denn es war doch zu weit, um in dem Blicke des Hundes zu lesen, aber sogleich beschloß Otto, das Tier zu retten, wenn es irgend möglich sei. Den Hund hilflos an der Boje vorübertreiben zu lassen, war gegen sein Gefühl. So befahl er denn, ohne sich weiter zu besinnen, die Fregatte beidrehen zu lassen, und verließ die Kommandobrücke, um selbst im Boote hinauszugehen.

Seine Befehle wurden mit der Schnelligkeit ausgeführt, die der vorzüglich geschulten Mannschaft der „Thetis" zu eigen war, und vielleicht brachten die Matrosen das Boot bei dieser Veranlassung noch schneller zu Wasser als gewöhnlich. Mit kräftigen Armen trieben sechs Mann das leichte Fahrzeug dahin, als Otto zu seinem Schrecken den Kapitän auf der Kommandobrücke gewahrte, und ihm dadurch erst recht lebhaft zum Bewußtsein

kam, daß er seine Befugnisse überschritten habe. Indessen war der Hund jetzt nahe, noch ein paar Ruderschläge, und der schwarze Kopf mit seinen großen, klugen Augen blickte über Bord. Jetzt kletterte das Tier, von Hölzern und Fäusten unterstützt, herein, schüttelte sich, auf den Planken angelangt, daß die Wassertropfen umherstoben, und leckte Otto, der ihn zu sich hereingezogen hatte, die Hand. Es war ein sehr schöner, großer Neufundländer, den die Schwimmhäute zwischen den Zehen schon als besonders für das Wasser befähigt kennzeichneten.

Als er wieder an Bord der Fregatte stieg, wurde Otto von dem Kapitän mit Stirnrunzeln empfangen. Er erhielt einen gehörigen Verweis wegen seiner eigenmächtigen Handlungsweise.

„Was bilden Sie sich ein, Herr?" so fuhr der Kapitän ihn an. „Sie lassen die Fregatte beidrehen und setzen ein Boot aus, ohne meine Erlaubnis, wegen einer verdammten Bestie, die vorbeitreibt!"

Otto fühlte, daß er im Unrechte sei, und ließ diese und andre Vorwürfe über sich ergehen. Der Hund schmiegte sich an seine Knie an, als ob er sagten wollte: „Das ist meinetwegen, tröste dich, du hast eine gute Tat getan," und Otto fand wirklich Trost in der Liebkosung. Der Neufundländer zeigte sich ungemein klug. Nachdem er sich von seiner Ermüdung erholt, tüchtig gefressen und dann geschlafen hatte, fing er an, sich im Schiffe umzusehen, und zeigte sich dabei als durchaus

seekundig. Er ging auf dem Verdeck und im Zwischendeck umher wie jemand, der sich auf Schiffe versteht, und er war nach vierundzwanzig Stunden beliebt bei der ganzen Mannschaft. Nicht allein brachte er in dem eintönigen regelmäßigen Leben eine Abwechslung hervor, weil er eine neue Erscheinung war, sondern er erregte auch großes Interesse durch sein bordmäßiges Benehmen. Gleich in der ersten Nacht begab er sich auf Posten, um Ausguck zu halten. Er legte sich vorn am Bugspriet nieder, beobachtete das Meer und schlug an, sobald sich ein Schiff zeigte. Das imponierte der Mannschaft gewaltig, und es wurde behauptet, er merke die entgegenkommenden Schiffe früher als irgendein Posten an Bord. So merkte man denn wohl, daß es ein Hund war, der einem andern Schiffe angehört und dort die Disziplin und den Dienst an Bord gelernt hatte.

Gleich am nächsten Tage ließ sich auch eine ziemlich sichere Vermutung darüber aufstellen, wie er in die See gekommen sei. Denn als es wieder so schönes Wetter wie am vergangenen Tage und eine schwache Brise war, sprang der Hund, nachdem er seine menschliche Umgebung angeblickt und laut gebellt hatte, vom hohen Bord hinunter in die See und schwamm neben dem Schiffe her. Otto begriff, daß das Tier badete, und ließ eine Boje hinauswerfen. Der Neufundländer schwamm neben der Boje und blieb wohl eine halbe Stunde im Wasser, dann erst packte er die Boje mit den Zähnen, schwang sich darauf und ließ sich von

der neugierig auf ihn niedersehenden Mannschaft in die Höhe ziehen. Wahrscheinlich hatte das Tier die Gewohnheit, bei schönem Wetter zu baden, und war tags zuvor durch ein Versehen von seinem Schiffe abgekommen. Am dritten Tage war es mit der Beliebtheit des Hundes so weit, daß der Kapitän selbst, der anfänglich davon gesprochen hatte, er werde das Vieh wieder ins Wasser werfen lassen, ihm im Vorübergehen freundlich den Kopf streichelte. Allerdings war der Kapitän vortrefflicher Laune. Das Wetter hatte seine Fahrt in außerordentlicher Weise begünstigt, seit acht Tagen fuhr er mit gutem Winde, seine Befürchtungen wegen der kurzen Windstille hatten sich nicht verwirklicht, und er hatte weder in Madeira noch auf den Kanarischen Inseln Kohlen einzunehmen gebraucht. Nicht allein sparte die Schiffskasse dadurch Geld, sondern das Schiff wurde auch nicht durch den gewaltigen Schmutz verunreinigt, den die Kohlenübernahme verursacht haben würde. Der Kapitän aber verlangte, daß alle Schiffsplanken stets so rein sein sollten, daß man darauf speisen könnte, und ward durch Kohlenschmutz jedesmal in die erregteste Stimmung versetzt. Der Hund erhielt durch dieses Streicheln des Kapitäns gewissermaßen die Anerkennung seiner Existenz an Bord. Otto hatte ihm wegen seiner Schwimmtüchtigkeit und wegen seiner Herkunft aus dem Wasser den Namen Neptun gegeben, und dieser Name war der Kürze halber in Nep verwandelt. Alle Matrosen nannten ihn Nep und gaben ihm

so viel von ihrer Ration ab, daß das Tier gewiß ein Magenleiden bekommen haben würde, wenn sein Instinkt es nicht vor Überladung bewahrt hätte. Nep hielt mit jedermann Freundschaft, rechnete sich jedoch speziell zu Ottos Dienst und schlief, wenn er sich nicht auf seinen Posten am Bugspriet begab, in dessen Kajüte vor dem Bette. Allgemein an Bord galt die Annahme, daß Otto sich Eigentumsrechte an dem Tiere durch dessen Rettung und den vom Kapitän erhaltenen Rüffel erworben habe.

Das Wetter wurde wechselnd, je mehr die „Thetis" sich dem Wendekreise des Krebses näherte; bald war es windstill, bald stürmte es, die afrikanische Küste zeigte ihre rauhen Eigenschaften. Unter dem fünfundzwanzigsten Breitengrade fing ein Ostwind zu wehen an, der die Zunge am Gaumen kleben machte und die Leiber der Seeleute ausdörrte, daß keine innere Spülung mit Tee, Wasser und sonstigem Getränk sie aufzufrischen vermochte. Es war der Wüstenwind, der gefürchtete Harmattan, der als Gruß aus Afrika herüberwehte. Der Wind hielt zwei Tage an, dann ward es am 5. Oktober windstill, so daß die Fregatte auch unter vollen Segeln nur langsam weiterkam, und am Nachmittage stieg von Osten her eine Wolke auf, die den Wetterkundigen verdächtig erschien. In der Richtung, woher sie kam, lag die Sahara, und an der Schnelligkeit, womit sie vom Horizont heraufkam, war ihr bedrohlicher Charakter zu erkennen. Die verdünnte heiße Luft der großen afrikanischen Wüste

mußte beim Aufsteigen in kältere, vom Meere herziehende Luftschichten Gewitterwolken gebildet haben, die sich nun, von elektrischen oder sonstigen atmosphärischen Strömungen beeinflußt, dem Meere wieder zuwandten. Beim Untergange der Sonne gewährte das mächtige Gewölk im Osten einen zugleich furchtbaren und schönen Anblick. Die anfänglich schwarze Schicht, die dort wie eine Mauer gestanden hatte und allmählich die ganze östliche Hälfte der Himmelswölbung überzog, nahm eine rote Färbung an, und es schien, als habe sich dort eine ungeheure Feuersbrunst entwickelt. Die Luft wurde still und hatte durch ihre Sättigung mit Elektrizität lähmenden Einfluß auf menschliche Nerven. Auch Neptun stand sichtlich unter diesem ermattenden Eindruck der Naturerscheinung, er legte sich auf dem Verdecke nieder, hob die Nase in die Höhe, schnupperte, den Kopf nach der feurigen Wolkenwand gerichtet, in der Luft und stieß ein unterdrücktes Geheul aus.

Auf der „Thetis“ wurden die Segel eingezogen und die Kessel geheizt; um der Fregatte während des erwarteten Gewittersturmes ihre Manövrierfähigkeit zu bewahren, mußte die Maschine in Tätigkeit gesetzt werden.

Jetzt fing das Meer an, sich zu bewegen, obwohl noch kein Wind zu spüren war. Es stieg, wie von einer unterseeischen Macht aufgewühlt, in großen Wellen auf, die unregelmäßig hin und her rollten und bald schwarz, bald unter dem Lichte der glühenden Wolken rot erschienen. Die Fregatte

fing an zu rollen und zu schlingern. Jetzt sank der Sonnenball völlig in das westliche Meer, und nun schimmerten nur noch die höchsten Teile der Wolken in rotem Lichte, während die dem Horizonte näheren Schichten wieder schwarz wurden. Die Nacht breitete sich über dem Meere aus, nur auf der westlichen Hälfte des Himmels glänzten die Sterne auf schwarzblauem Grunde.

Aber mit einem Male öffnete sich die Wolkenwand und ließ, als wollte sie das verschwundene Sonnenlicht durch eignes Feuer ersetzen, Blitze hervorbrechen, die den Himmel in Flammen setzten. Es war, als brächen ganze Bündel von Donnerstrahlen aus der Hand Jupiters hervor. Hier folgten sich fünf, sechs Blitze, blau und rot und schwefelgelb flammend, auf einer und derselben Stelle innerhalb weniger Sekunden, dort rieselten Feuerströme nieder, die sich in korallenartiger Verzweigung oder wie ein auf der Karte gezeichnetes Flußsystem teilten und zum Meere ergossen. Ein krachender, rasselnder und nachhallender Donner erschütterte ohne Unterbrechung Himmel und Ozean, und zugleich stürmte der erste Stoß der bewegten Luft über die Oberfläche des Wassers daher, sauste, heulte, wühlte die Wellen höher auf und legte das ächzende Schiff auf die Seite, bis die äußersten Enden der Rahen nicht mehr weit von der auftanzenden Flut entfernt waren.

Der Kapitän selbst stieg auf die Kommandobrücke und überwachte die Lenkung der Fregatte, die jetzt mühsam unter dem Antrieb der Schraube

durch die düstere Flut ihren Weg erzwang und Wellenberge durchpflügte. Noch war kein Tropfen Regen gefallen, die Spannung der Atmosphäre hielt an, obwohl die dunkeln Wolken schon fast den ganzen Himmel überzogen hatten, so daß nur noch ein schmaler Streifen im Westen hell geblieben war, und obwohl die unaufhörlichen Blitze den Schoß des tropischen Gewitters eröffnen zu wollen schienen.

Eine zweite Bö brauste daher und führte drohende Wellenberge mit sich, aber wenn sie auch noch heftiger war als die erste und eine noch gewaltigere Wassermenge herantrieb, so war sie doch von geringerer Wirkung auf das Schiff. Denn um die gefährlichen Sturzseen zu vermeiden, ließ der seekundige Kapitän die Fregatte vor dem Winde abfallen, so daß sie, mit dem Kopfe schräg gegen die See liegend und langsam seitwärts treibend, ein breites Kielwasser erzeugte, in dessen geebneter Fläche sich die heranrollenden Wogen verliefen. Und jetzt schien das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Schwere, warme Tropfen fielen auf das Verdeck nieder, der Regen verstärkte sich mit jeder Sekunde, bald rauschte er in Massen nieder, und zugleich wurden die Blitze seltener und zogen sich hinüber nach dem westlichen Himmel. Der Sturm indessen wurde stärker. Er stieß nicht mehr in einzelnen Böen auf die Fregatte, sondern verwandelte sich nach dem dritten brausenden Anlauf in ein beständiges starkes Wehen, das im Verein mit dem Getöse der aufgeregten Wellen beinahe den Donner übertönte. Die See rollte

wiederholt in solcher Höhe und mit solcher Wucht und Schnelligkeit heran, das es aussah, als müsse sie über das Schiff wegstürzen, es in die Tiefe schmettern und begraben, aber immer wieder wurde ihr schneller Gang aufgehalten, sobald die breiten und hohen Wogenkämme in das Kielwasser der langsam weichenden Fregatte kamen. Es war, als zöge ein kluger Feldherr sich vor dem übermächtigen Feinde zurück, indem er mit seinem kleinen Heere immer von neuem gute Stellungen einnähme, die der Verfolger nicht anzugreifen wage.

Etwa drei Stunden lang hielt der Sturm an, während sich die Gewitterwolken bereits nach Westen verzogen hatten, der östliche Himmel wieder klar geworden war und der Regen nachließ. Da richtete sich Neptun, der ruhig neben der Verschanzung gelegen und den Kopf zwischen den Vorderpfoten niedergedrückt gehalten hatte, auf und ging auf Otto zu, der am Großmast stand. Er stieß ein kurzes, helles Bellen aus und wedelte mit dem Schweife, als wollte er ermunternd sagen, die Gefahr sei vorüber. Und wirklich verriet er damit ein feines Gefühl für Wetterzeichen, denn gleich nachher hörte der Regen auf und ließ der Sturm nach. Die See freilich blieb noch stark bewegt und schaukelte die Fregatte so stark, daß es mit der Nachtruhe für Offiziere und Mannschaften, die nunmehr zur Koje zurückkehren konnten, nicht viel wurde.

Auch während der Morgenwache, als die Sonne leuchtend am Himmel stand und der Wind wieder

so günstig geworden war, daß Segel gesetzt wurden, war die See noch nicht wieder ruhig geworden. Die Wellen tanzten mit weißen Schaumköpfen empor, und die Fregatte, die nunmehr hart am Winde ging und unter dem Drucke der vollen Segel mit fünfzehn Knoten Fahrt dahinlief, wiegte sich stark auf und nieder. Da tönte vom Ausguck der Ruf: „Segel voraus!" und als der wachhabende Offizier ausblickte, sah er ein kleines Fahrzeug, das in augenscheinlich bedrängter Lage gerade im Kurs der „Thetis", etwa eine Seemeile entfernt, auf dem Wasser lag. Er machte Meldung, und sowohl der Kapitän wie sämtliche Offiziere begaben sich auf Deck und blickten nach dem fremden Segel aus. Die Fregatte kam ihm schnell näher, und es zeigte sich, daß jenes Fahrzeug ein solches war, wie man ihm in diesen Gewässern zu begegnen kaum erwarten konnte. Es war eine Jacht von sehr feinen Formen, sehr scharf geschnitten, sehr elegant gebaut, deren Zierlichkeit jedoch unter dem Sturme der vergangenen Nacht erheblichen Schaden gelitten hatte. Offenbar war es eine Vergnügungsjacht, wie sehr reiche Leute sie wohl besitzen, und dies Schiff verriet den kundigen Augen der deutschen Offiziere seine Herkunft aus England. Nur am Bau erkannten sie das, denn die Jacht führte keine Flagge, ihre beiden Masten waren weggebrochen, und nur noch ein Stumpf des Großmastes mit einer aufgerichteten Stange und einem Notsegel stand auf Deck. Die Jacht mochte zweihundert Tonnen haben und war nicht nur auf Segel,

sondern auch auf Dampf eingerichtet, aber gewiß war auch die Maschine nicht mehr in Ordnung, denn das Fahrzeug schaukelte wie ein Wrack auf den Wellen.

Alsbald gab der Kapitän seine Befehle, die Segel wurden gerefft, und dann drehte die „Thetis" unweit der Jacht bei, auf deren Verdeck sich jetzt drei Frauen zeigten, die mit ihren Taschentüchern winkten. Eine von ihnen war eine jugendliche Gestalt mit schwarzen Locken, die im Winde wehten, und schien sehr schön zu sein. Von männlichen Wesen war nur ein Matrose zu erblicken, der sich damit beschäftigte, das Notsegel herunterzulassen.

Als die Jacht bei einer Drehung ihr Heck zeigte, las man den Namen „Alice" in goldener Schrift.

War es nun Mitleid mit den Frauen, oder Neugierde bei dieser ungewöhnlichen Begegnung, oder auch das Interesse an der Schönheit der schwarzlockigen Dame, genug, der Kapitän ließ seine Gig zu Wasser bringen und stieg hinab, um in eigner Person zu der Jacht hinüberzufahren. Die Offiziere der „Thetis" blickten ihm nach. Die Gig tanzte in beinahe bedrohlicher Weise auf der noch immer unruhigen Oberfläche, und zweimal kam ein Spritzer über Bord, der des Kapitäns Uniform benetzte. Dabei trieben beide Fahrzeuge, die mächtige Fregatte und die elegante Jacht, weil es unmöglich war, in so tiefem Wasser vor Anker zu gehen — das Meer hatte hier mehr als fünftausend Meter Tiefe — haltlos auf den Wellen, waren bald weit voneinander entfernt und näherten sich

einander bald wieder so sehr, daß die „Thetis“ sich in Bewegung setzen mußte, um einem Zusammenstoß zu entgehen, der für die „Alice“ hätte verderblich werden können.

Der Kapitän blieb über eine halbe Stunde drüben, und man sah ihn zuerst im Gespräche mit den Frauen auf dem Verdeck, dann aber mit ihnen hinabgehen. Als er wiederkam, zeigte er eine ärgerliche Miene und beriet mit dem ersten Offizier. Die übrigen Offiziere standen in respektvoller Entfernung, jedoch nicht so weit, daß sie das Gespräch nicht hätten hören können.

„Frauenzimmer gehören nicht an Bord,“ sagte der Kapitän zunächst mit unwilligem Ton. „Was haben Frauenzimmer zur See zu schaffen? Sie richten schon am Lande genug Unfug an.“

Der erste Offizier nickte zustimmend.

„Was sollen wir nun machen? Wir können uns nicht lange aufhalten. Dienst ist Dienst,“ fuhr der Kapitän fort. „Wir müssen nach Kamerun und können hier nicht die Ritter von verrückten Weibern spielen, die sich auf dem Meere herumtreiben, weil sie sich zu Hause langweilen. Gleichwohl gebietet die Menschlichkeit, ihnen zu helfen. Wir können sie nicht ohne Hilfe lassen.“

„Wer sind denn die Damen?“ fragte der erste Offizier.

„Es ist eine Lady Glencarty, der die Jacht gehört, und sie scheint mir eine verdammt stolze Person zu sein, denn als ich sie, um ihr etwas Angenehmes zu sagen, fragte, ob sie zur Familie

des Herzogs von Glencarty gehöre, zog sie die Nase in die Höhe und sagte, der Herzog gehöre zu ihrer Familie."

„Eine sehr vornehme Familie, die Glencartys. Ich weiß, der Herzog ist aus der jüngeren Linie," bemerkte der erste Offizier.

„Das ist es eben, eine sehr vornehme Familie. Begnüge ich mich damit, ihr den Zimmermann hinüberzuschicken, daß er ihr neue Masten setzt, und lasse sie dann allein weiterfahren, so erleben wir es, daß in der ‚Times' und in hunderttausend andern verdammten Zeitungen über German atrocities geschrieben wird, und so etwas ist gefährlicher als irgend etwas anders für die politischen Beziehungen. Damit laden wir uns dann schließlich noch ein Donnerwetter aus der Admiralität auf den Hals. Was aber soll ich sonst machen! Ich kann doch nicht umkehren und Mylady bis vor die Tür ihres Boudoirs geleiten! Wir müssen doch nach Kamerun!"

„Ist die Dame denn allein? Ist der Lord nicht bei ihr?"

„Der Lord hütet sich, mitzufahren. Vermutlich sitzt er vergnügt zu Hause und freut sich, daß sie die Welt umsegelt."

„Die Jacht ist wohl in sehr schlechtem Zustande, Herr Kapitän? Wie steht es denn mit der Bemannung?"

„Die Jacht ist in miserabler Verfassung. Sie kann nicht segeln und kann nicht dampfen. Die Bö hat den Großmast über Bord geworfen, dabei ist

der Kapitän mit über Bord gegangen und hat außerdem noch vier Matrosen mitgenommen. Darauf muß das Wrack des Mastes die Schraube unklar gemacht haben. Natürlich, diese verdammten Wracks kommen allemal beim Nachschleppen in die Schraube. Nun ist sie wahrscheinlich verbogen, denn die Maschine wirkt nicht mehr. Sie sind dann unter Sturmsegeln gefahren, nachdem sie das Wrack glücklich gekappt haben, aber die Bö hat ihnen auch den zweiten Mast nebst einigen Leuten heruntergeworfen. Jetzt sind nur noch der Maschinist, der Heizer, der Steuermann und zwei Matrosen an Bord, und von diesen beiden liegt der eine verwundet in der Koje. Das kommt davon, wenn Weiber zu ihrem Vergnügen auf der See herumkutschieren."

Während indessen der Kapitän in seinem Unmut schalt und schimpfte, überlegte er sorgfältig, was er tun könne, um dem bedrängten Fahrzeuge zu helfen. Er dachte nicht daran, die Jacht im Stiche zu lassen, er hegte aufrichtige Bewunderung für den Mut und die Seeliebhaberei der Dame, und sein Unmut war gewissermaßen nur das Schaudern seines dienstlichen Gewissens. Sobald er seinem Groll Worte verliehen hatte, schickte er die Zimmerleute mit Material hinüber und befahl ihnen, so schnell als möglich aus Reservestengen neue Masten aufzurichten, die wenigstens die Fahrt der Jacht nach dem nächsten Hafen ermöglichten, wo dann gründliche Reparaturen vorgenommen werden konnten. Auch sandte er durch einen Offi-

zier die Einladung an die Damen, während der Arbeit der Zimmerleute an Bord der „Thetis" zu kommen. Dies wurde jedoch dankend abgelehnt. Die Damen wollten den Verwundeten nicht verlassen.

Der junge Offizier, der drüben gewesen war, zeigte sich im Gegensatze zum Kapitän ganz enthusiasmiert. Namentlich wußte er nicht genug die Schönheit der jungen Dame mit den schwarzen Locken zu rühmen, die ihm als Adoptivtochter der Lady Glencarty, Miß Alice Hadaway, vorgestellt worden sei. Das dritte weibliche Wesen, erzählte er, sei die Kammerfrau der Damen und auch ein reizendes Geschöpf.

Hierüber hatte der Leutnant viel Spott auszuhalten. Die Kameraden sagten ihm, er müsse ein sehr entzündliches Herz haben und sei vermutlich durch die lange Seefahrt so ausgetrocknet, daß er bei jeder Schürze Feuer fange. Aber heimlich dachten sie anders, und niemals war nach der Stellung der Sterne so eifrig vom Bord der „Thetis" ausgeschaut worden als jetzt nach dem Bord der „Alice".

Den ganzen Tag über arbeiteten drüben die Zimmerleute, aber am Abend hatten sie auch etwas Tüchtiges zustande gebracht. Zwei Masten, allerdings nicht von der früheren Stärke und Höhe, waren aufgerichtet und die notwendigen Rahen daran befestigt worden. So konnte die Jacht, deren Schraube doch nun einmal hier nicht repariert werden konnte, ihre Reise fortsetzen, um später in

einem geeigneten Hafen ihre Havarien gründlich ausbessern zu lassen. Inzwischen hatte sich auch das Meer wieder beruhigt und war der Kapitän zu einem Entschlusse gekommen. Mit ihrer verringerten Mannschaft konnte die „Alice“ nicht manövrieren, es war nicht denkbar, daß sie mit einem einzigen Matrosen Segel setzen und Segel wegnehmen konnte. Die Jacht von der „Thetis“ aus zu bemannen und in den Golf von Guinea oder bis Kamerun mitzunehmen, das ging auch nicht an. Gesetzt selbst, daß seine Galanterie den Kapitän nicht hinderte, der Lady diesen Vorschlag zu machen, und daß die Lady darauf eingehen sollte — wer wollte auf der Reede von Kamerun die Jacht in Reparatur nehmen? So blieb nichts andres übrig, als der „Alice“ eine Mannschaft zuzuteilen, die sie bis zum nächsten Hafen brachte.

Der Kapitän rief seinen jüngsten Leutnant zu sich.

„Ich bin in einer verdammten Lage, Leutnant Gerding,“ sagte er mit finsterem Gesicht zu Otto. „Ich muß die Weiber in einen Hafen bringen. Im Grunde kann ich keine Hand an Bord entbehren, aber was ist zu machen? Sie, Leutnant Gerding, kann ich noch am leichtesten entbehren, das heißt, verstehen Sie mich nicht falsch, es ist dies kein Mißtrauensvotum, sondern Sie sind der Jüngste, und außerdem hoffe ich, Sie bald wiederzusehen. Sie gehen mit dem Oberbootsmannsmaat Hahlbeck und vier Matrosen hinüber und melden sich bei Lady Glencarty. Dann bringen Sie die Jacht nach Ma=

deira. Ich sage ausdrücklich Madeira, obwohl Teneriffa zweihundertfünfzig Meilen näher ist, denn von Madeira aus kommen Sie mit Ihren Leuten leichter nach Kamerun. In Madeira nämlich werden in acht bis vierzehn Tagen die Korvette ‚Amphitrite‘ und die Kreuzer ‚Moltke‘ und ‚Roon‘ eintreffen. Das Geschwader muß Madeira anlaufen, um Kohlen einzunehmen, und dann geht es nach Kamerun weiter. Ich rechne darauf, daß Sie mit diesen Schiffen nachkommen. Dies ist eine Gelegenheit, Leutnant Gerding, um bei einem selbständigen Kommando zu zeigen, ob das Vertrauen, das Ihre Vorgesetzten zu Ihnen hegen, berechtigt ist."

*

Beneidet von seinen Kameraden, denen eine solche Abwechslung sehr erwünscht und angenehm erschien, stieg Otto mit seinen fünf Untergebenen in eines der kleineren Boote und fuhr zur „Alice" hinüber, die sich jetzt ganz schmuck auf den Wellen wiegte, während die untergehende Sonne die sanft bewegte Oberfläche des Meeres mit Rot und Gold übergoß. An Bord der Jacht standen zwei Damen und blickten den deutschen Seeleuten entgegen, beim Näherkommen sah Otto ein älteres, blasses und vornehmes Gesicht und daneben das der jüngeren Dame über Bord herabgeneigt. Diese jüngere Dame erschien ihm wirklich schön, so daß er die Beschreibung seines Kameraden nicht übertrieben fand. Doch machte dies wenig Eindruck auf ihn, denn er dachte an seine Pflicht, und was dann noch übrigblieb, gehörte Gretchen. Die ihm zugefallene Aufgabe

war nicht klein, es war das erstemal, daß er selbständig ein Schiff zu lenken hatte, und noch dazu war dieses Schiff halb und halb ein Wrack. Er schwang sich an Bord und trat mit höflichem Gruße auf die Damen zu, während seine Leute das Boot emporzogen, denn auch das Boot wollte der Kapitän der „Alice“ übergeben, die aus ihrem Schiffbruch nur ein einziges Boot gerettet hatte.

Lady Laura Glencarty war eine stattliche Dame mit energischem Gesichte. Sie ging dem jungen Offizier mit dem sicheren und gewandten Benehmen der Leute aus der großen Welt entgegen, reichte ihm die Hand und sprach, als er ihr seine Mitteilung gemacht hatte, ihre Freude über die Gefälligkeit der deutschen Seeoffiziere aus; dann stellte sie Otto ihrer Begleiterin vor, und die großen dunkeln Augen der jungen Dame, deren Namen das Schiff trug, weilten einige Sekunden mit sinnendem Ausdrucke auf dem Offizier, als ob sie die Frage enthielten: Welches Geschick wird dieser Mann mir bringen?

Aber Otto hatte nicht Muße, auf ihre Blicke zu achten. Nachdem er in seinem besten Englisch seinen Auftrag kundgegeben hatte, ließ er sogleich Segel setzen und gab dem Steuermann seine Befehle. Die Jacht fügte sich dem Druck des Windes und begann die Flut zu teilen, während von der „Thetis“ ein ermunternder Abschiedsgruß aus hundert Kehlen herüberscholl.

„Sieh da! Sieh, Mama! Der Hund!“ rief plötzlich die Stimme der jungen Dame. Otto wandte

den Blick der Oberfläche des Wassers zu. Neptun fiel ihm ein, den er unter der Erregung der letzten Stunde vergessen hatte. Nun sah er gerührt, daß sein Neufundländer an ihn gedacht hatte. An der Bewegung der Schiffe mußte das kluge Tier erkannt haben, daß Otto nicht zurückkehren werde, und in seiner Anhänglichkeit an seinen Retter stürzte er sich ins Meer, um nachzuschwimmen. Mit kräftigen Stößen durchschnitt er die Wellen, und bald hatte er die noch ganz langsam fahrende Jacht erreicht, von deren Bord Miß Alice selbst unter schmeichelnden Zurufen ihm ein Tau zuwarf. Neptun faßte es mit den Zähnen und hatte einen Augenblick darauf den niedrigen Bord der Jacht erreicht.

„Oh, wirklich, ein wunderschöner Hund!“ rief die junge Dame und liebkoste seinen prächtigen Kopf, ohne darauf zu achten, daß das lange nasse Fell des Neufundländers ihre Kleidung bespritzte. „Es ist Ihr Hund, Mr. Gerding, nicht wahr?“ fragte sie, als das Tier jetzt stürmisch auf Otto lossprang „Oh, wirklich, ein sehr schönes und treues Tier! Ich liebe Hunde so sehr.“

„Daß Sie das sagen, gnädiges Fräulein, beruhigt mich,“ antwortete er. „Denn ich fürchtete, daß das Ungetüm Ihnen zudringlich erscheinen und lästig fallen würde.“

Die Sonne war jetzt völlig untergesunken, und, wie es in diesen Breiten die Natur gebietet, Finsternis bedeckte ohne vorhergehende Dämmerung das Meer, nur die Sterne glänzten herab und wiesen

dem Schiffe seinen Weg durch die unbegrenzte Fläche. Die „Alice“, unter Befehl ihres jungen Kommandanten, durchschnitt die Flut mit einer Schnelligkeit, die erstaunlich erscheinen mußte, wenn man bedachte, daß sie ohne die ihrer Größe angemessene Segelfläche und nur unter drei Segeln lief, die an den Notmasten angebracht waren. Welch ein treffliches Schiff mußte sie sein und wie schnell mußte sie fahren, wenn sie unter Dampf ging. Otto teilte diese von ihm gemachte Beobachtung den beiden Damen mit, die sich in seiner Nähe auf dem Verdeck aufhielten, und erregte damit ihre große Zufriedenheit.

„Die ‚Alice‘ ist eines der schnellsten Schiffe des Royal-Thames-Klubs und hat manches Wettfahren mitgemacht,“ sagte die Lady. „Wir sind seit einem Jahre auf der Reise und haben niemals Grund gehabt, die Wahl dieser Jacht zu bereuen. Es war ein Unglück, daß uns der Sturm so heftig überfiel, aber solchem Unglück ist ein jedes Schiff ausgesetzt, mag es noch so seetüchtig und mag die Lenkung noch so geschickt sein.“

„Seit einem Jahre sind Sie schon auf der Reise?“

„Wir haben die Reise um die Welt gemacht und sind auf der Heimfahrt begriffen. Sozusagen vor dem Hafen hat uns noch dies Mißgeschick betroffen. Doch wir werden Ihnen dies noch näher beim Diner erzählen, Herr Leutnant. Unser Diner hat sich heute verspätet, doch werden wir in einer Viertelstunde das Vergnügen haben, Sie zu empfangen.“

Wer liebt, der weiß, was er der Liebe schuldig;
Wer ihren Schmerz und ihre Wonne kennt,
Dem ist die fremde wie die eigne heilig.
Ernst Houwald

Als Otto zur bestimmten Zeit die Treppe hinabstieg und die innere Einrichtung der Jacht zu Gesicht bekam, war er überrascht durch deren Reichtum und feinen Geschmack, obschon er Eleganz erwartet hatte. Er kam am Fuße der Treppe auf einen länglichen Vorplatz mit mehreren Türen von Mahagoniholz, und das dritte weibliche Wesen, die Kammerfrau der Lady, empfing ihn hier und führte ihn in den Salon. Er hatte kaum eine Minute Zeit, hier den golddurchwirkten Stoff der in Ebenholzrahmen gespannten Tapeten und die seidenen Möbel zu betrachten, als auch schon die beiden Damen eintraten. Sie hatten nach englischer Sitte für das Diner Toilette gemacht und ihre enganliegende Tracht von gewürfeltem schottischem Zeug mit schwarzen seidenen Roben vertauscht, die von wahrhaft puritanischer Einfachheit, aber so brillant geschnitten waren, daß sie die imposante Figur der Lady Glencarty wie den zarten, schlanken Wuchs von Miß Hadaway in der vorteilhaftesten Weise hervorhoben. Mit dieser Einfachheit stimmte es überein, daß sie durchaus keinen Schmuck trugen. Der goldene Reif an der Lady rechtem Ringfinger, der ihren ehelichen Stand anzeigte, war das einzige Blanke.

Das Diner ließ nicht auf sich warten. Mit feier-

licher Ergebenheit erschien ein schwarzgekleideter Mann mit weißer Halsbinde in der Tür und meldete, daß serviert sei. Er war, wie Otto erfuhr, der Gatte der Kammerfrau, die zugleich als Stewardeß fungierte, und mit den gemeinsamen Funktionen des Stewards, Kellermeisters und Chef de cuisine betraut, während eine Negerin unter seiner Oberleitung kochte. Das Diner machte ihm wie der Negerin alle Ehre, und die Vorräte der Jacht schienen unter dem Wüten des Sturmes, der ihr so vielen Schaden getan, nicht mitgelitten zu haben. Es gab eine vorzügliche Schildkrötensuppe, junge Erbsen, die aus einer luftdichten Blechbüchse stammen mußten, und unter anderm ein sehr pikantes Salmis in roter Sauce, das, wie Otto hörte, aus jungen Papageien zubereitet war, die der Steward in Valparaiso gekauft und eingemacht hatte. Dazu wurde ausgezeichneter Bordeaux eingeschenkt, wovon die Damen jedoch nicht tranken. Diese begnügten sich mit Sodawasser. Glänzend wie die Dekoration des Speisezimmers, das mit dem Holz der Silberpappel und des Nußbaums getäfelt war, erschien auch die Tafel. Auf dem feinsten Damastgedeck schimmerte schweres Silber, mit dem Glencartyschen Wappen, drei mit den Köpfen aufgerichteten Fischen, gezeichnet. Alles war von diesem edeln Metall, Schüsseln und Teller, was denn an Bord, wo Porzellan so leicht zerbricht, sehr zweckmäßig sein mochte.

„Wir machen keine Vergnügungsreise," erzählte Mylady während des Diners. „Es würde mir ein

Vorwurf sein, Menschenleben geopfert zu haben, wenn wir nur auf einer Vergnügungsreise wären. Nein, es ist ein wissenschaftliches Interesse und ein Interesse der Kunst, weshalb wir diese Fahrt unternommen haben. Ich halte darauf, Ihnen dies mitzuteilen, Herr Leutnant, weil Sie jetzt durch Ihre Freundlichkeit an unsern Erlebnissen einen so wichtigen Anteil nehmen. Lord Glencarty hat seine Tätigkeit seinem Vaterlande gewidmet; er ist Politiker und hat seinen Sitz im Parlament einzunehmen; ich dagegen interessiere mich für die Geographie und bin mit einem Werke beschäftigt, das unsre Reise für diese Wissenschaft nutzbar machen soll. Miß Hadaway malt. Wir haben Miß Hadaway adoptiert, da Gott uns keine eignen Kinder beschert hat, und wir finden uns für die Mühe, die wir auf die Erziehung dieses Mädchens verwandt haben, reich belohnt durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre kindliche Anhänglichkeit."

Die schöne Alice ergriff der Lady Hand und drückte ihre Lippen darauf.

„Es würde mich sehr freuen, in das Atelier von Miß Hadaway einen Einblick zu erhalten," sagte Otto.

„Mit Vergnügen. Morgen bei Tageslicht wird Alice Ihnen einige Skizzen zeigen, die sie am Kap und an der Westküste von Südamerika aufgenommen hat, und die nach meiner Meinung sehr gelungen sind."

„O Mama, du darfst mich nicht vorher loben, damit meine bescheidenen Versuche nicht nachher um so dürftiger aussehen," sagte die junge Dame.

„Unser nächster Hafen würde Santa Cruz auf Teneriffa sein," bemerkte die Lady. „Wenn ich Sie aber recht verstanden habe, wollen Sie uns nach Madeira führen, Herr Leutnant. Warum?"

„Es ist meine Instruktion, Mylady. In Madeira werde ich Gelegenheit finden, auf einem deutschen Kriegsschiffe mit meiner Mannschaft die Fahrt nach Kamerun fortzusetzen. Ich würde Sie nach Lissabon bringen, wenn es in meiner Macht stände, denn dort könnten Sie die Jacht reparieren lassen."

„Wenn es Ihre Instruktion ist, so habe ich nichts weiter dazu zu bemerken. Wir müssen dankbar sein, daß wir Ihre Hilfe überhaupt gefunden haben," sagte die Lady.

Alles, was sie sagte, kam mit einer anmutigen Würde von ihren Lippen, die einer Königin angestanden haben würde, und so erschien dem jungen Offizier auch das Exzentrische an ihr ganz natürlich und selbstverständlich. Gewiß wäre es ihm bei mancher andern Dame sehr auffallend gewesen, wenn sie ihm erzählt hätte, daß sie von ihrem Gatten getrennt eine Reise um die Welt mache, um die geographische Wissenschaft zu bereichern. Aber bei dieser Dame, die so ganz über dem Gewöhnlichen stand, erschien nichts auffallend, und es wäre allein verwunderlich gewesen, wenn sie es so gemacht hätte wie die Mehrzahl. Dagegen schien Miß Hadaway schwärmerisch angelegt zu sein. Sie hatte wohl die schlanke, elastische Figur und den sonnigen, zarten Teint der Engländerinnen aus jenen aristokratischen Kreisen, die sich im Laufe der Zeit durch

luxuriöse Lebensweise und gleichzeitige Pflege körperlicher Übungen in freier Luft zu einer besonderen Rasse ausgebildet und sich selbst gewissermaßen ebenso wie ihre Pferde und Hunde veredelt haben. Aber in den dunkeln Augen der jungen Dame war ein südländisches Temperament zu erkennen, wie es sich sonst bei den Töchtern Albions nicht so deutlich ausspricht. Sie war in Indien geboren und die Tochter eines höhern britischen Offiziers, der im Kampfe gegen die Seapoys gefallen war.

„Wo ist Neptun?" fragte sie, als die kleine Gesellschaft sich wieder in den Salon begeben hatte.

„Sein gewöhnlicher Platz ist am Bugspriet. Er hält dort Wache," sagte Otto lächelnd.

„Er hält Wache? Das muß ich sehen."

Sie stieg mit Otto hinauf, und auch Lady Laura ging mit. Richtig lag der Hund an seinem gewohnten Platze, den er auch auf der Jacht rasch ausfindig gemacht hatte, stand zur Begrüßung auf und schmiegte sich an Alicens Knie, die seinen Kopf streichelte. Die Nacht war schön, der Wind günstig, die Sterne und die Mondsichel leuchteten, die Jacht schnitt gleichmäßig durch die Flut.

„Wie schnell ist unsre Fahrt?" fragte Lady Laura.

Otto erkundigte sich beim Oberbootsmannsmaat, der die Lenkung übernommen hatte.

„Zehn Knoten, Herr Leutnant," meldete dieser.

„Zehn Knoten," sagte die Lady. „Es ist doch etwas. Wir müssen zufrieden sein. Ich versichere Sie, Herr Leutnant, daß die ‚Alice' unter Dampf bei günstigem Wetter ihre siebzehn Knoten macht."

„Es ist ein vorzügliches Schiff, Mylady, das sehe ich, und ich hoffe, daß es in Funchal wieder seine normale Schnelligkeit erhalten wird."

Die Lady betrachtete nachdenklich die von den deutschen Zimmerleuten hergestellte Takelage und ließ ihren Blick über die stille Wasserfläche hinschweifen, deren regelmäßige lange Wogen das Licht des Himmels mit silbernem Glanze widerspiegelten.

„Es ist wie im Menschenleben," sagte sie. „Wenn der Sturm unser Bestes zerstört hat, so müssen wir zufrieden sein, mit geflickten Segeln noch so leidlich weiterzukommen."

Doch der schwermütige Zug verschwand bald aus ihrer Miene, und die frühere Energie trat darin wieder hervor. „Komm, Alice," sagte sie, „der Herr Leutnant soll uns noch etwas von der deutschen Politik erzählen. Die Deutschen fangen ja an, uns nach und nach die fremden Länder streitig zu machen."

„Mylady gehen von der Ansicht aus, daß die fremden Länder sämtlich naturgemäß England gehören," erwiderte Otto scherzend. Damit folgte er den Damen, die zum Salon zurückkehrten. Alice führte den Neufundländer mit sich, indem sie ihn an den langen Haaren seines Nackens hielt. Es war indessen von Politik nicht die Rede, sondern Lady Laura sprach zuerst in tiefer Bewegung von dem Verlust der braven Leute, die das Schiff bisher geführt hatten, fing dann an, von ihrem Werke zu sprechen, und stellte dem Leutnant in Aussicht, ihm demnächst daraus vorzulesen. Alice hatte sich in

einen Lehnstuhl niedergelassen und Neptun zu ihrem Fußschemel gemacht. Bald strich sie zu des Tieres augenscheinlichem Behagen mit dem Fuße über sein Fell hin und wühlte darin, bald faßte sie mit ihren schlanken weißen Händen seinen schwarzen Kopf, richtete ihn auf und sah dem Tiere in die klugen Augen. Dabei blickte sie aber fast beständig den jungen Offizier an, der sich mit der Lady unterhielt, so daß Otto, dem dies nicht entging, in eine seltsame Stimmung kam. Der Unterschied zwischen seiner jetzigen Lage und der von gestern war so groß, daß er zuweilen an der Wirklichkeit zweifeln wollte. An die rauhe Umgebung der Bord-disziplin auf einem Kriegsschiffe gewöhnt, wo Gehorsam der beste Teil seiner Pflichterfüllung war, saß er nun in der üppigen Kajüte einer Jacht als deren Kommandant, und die ganz ungewohnte Gegenwart von weiblichen Wesen machte ihren bezaubernden Einfluß um so mehr auf ihn geltend, als es Damen aus einer ihm noch unbekannten Welt waren. Lady Glencarty gehörte zu jener Creme, die als feinster Extrakt der ganzen europäischen Gesellschaft unter den oberen Zehntausend wiederum die oberste Schicht bildet, zu den Leuten, die unter der Aristokratie die Aristokraten sind. Das fühlte sich in ihrer Nähe. Aber es war für Otto kein bedrückendes, kein unangenehmes Gefühl, sondern es war ihm interessant, auch diese Art bevorzugter Wesen kennen zu lernen. Er besaß so viel Natürlichkeit, daß er sich auch zwischen lauter Fürsten und Fürstinnen unbefangen hätte bewegen

können. Miß Hadaway dagegen übte eine andre Art von Magnetismus auf ihn aus. Er mußte Gretchens Bild zu seiner Hilfe herbeirufen, um der jungen Engländerin zu widerstehen. Unter ihrem Augenfeuer drohte sein Metall zu schmelzen, es war ihm zumute, als befinde er sich in einer allzu reizenden Atmosphäre, und in der Besorgnis seines ehrlichen Gemütes, den Salon der Lady Laura gar zu angenehm zu finden, erhob er sich aus den seidenen Polstern und erklärte, er müsse auf Deck, um die Fahrt des Schiffes zu überwachen.

Droben vertrieb die über das Meer hinstreichende frische Nachtluft bald die süße Träumerei, die sich seiner Sinne hatte bemächtigen wollen, und er war wieder ganz Seemann. Er beobachtete die Fahrt und berechnete die Zeit bis zur Ankunft vor Madeira. In vier Tagen glaubte er, wenn der Wind günstig bliebe, dort zu sein. Erst nach Mitternacht begab er sich in seine Kajüte, die vordem der beim Sturme über Bord gestürzte Skipper eingenommen hatte. Der Raum war nur wenig größer, als er ihn auf der „Thetis“ hatte sein nennen können, aber er war viel kostbarer ausgestattet. Die Kajüte lag neben dem Salon. Von den Damen war nichts mehr zu bemerken, wahrscheinlich waren sie bereits zur Ruhe gegangen. Neptun lag auf einem weißen Bärenfell am Fuße der Treppe; er mochte die Fahrt für gesichert und seine Anwesenheit auf Deck für überflüssig halten, wenn nicht etwa die Bequemlichkeit der Jacht und die Freundlichkeit der jungen Dame anfingen, ihn zu demoralisieren.

„Nicht wahr, das gefällt dir, alter Bursche?" sagte Otto, indem er ihn am Fell zauste und dabei an Alicens Hände dachte.

Neptun reckte sich, sperrte gähnend den Rachen auf und wedelte mit dem prächtigen Schweife.

Am folgenden Tage hatte Otto die Ehre, in der Lady Arbeitskajüte und in Alicens Atelier eingeführt zu werden. Es waren reizende kleine Kajüten, die eine mit einem Schreibtisch und vielen Büchern, die andre mit Staffelei, Paletten und sonstigem Malergerät ausgestattet. Otto bekam eine Reihe von Skizzen und auch einige farbige Bilder zu sehen, die durch Alicens Künstlerhand in Ägypten, Indien, Ceylon, am Chinesischen und Roten Meer sowie an andern Punkten der Erde entstanden waren. Die Damen hatten bereits die Fahrt um die Welt gemacht und befanden sich auf dem Heimwege, wo ihnen denn nach beständigem Reiseglück ein so großes Mißgeschick widerfahren war.

„Ihnen, Herr Leutnant, brauche ich nicht zu erklären, was ich zu Hause oft werde erklären müssen," sagte Alice, „daß nämlich meine Bilder nicht zu grell in den Farben sind. Die Leute wollen es in England niemals glauben, welche Effekte das Licht in den Tropen hervorbringt."

„Ich weiß, ich habe es gesehen," erwiderte Otto. „Dies brennende Rot, dies leuchtende Gelb und Blau sind der Natur gemäß, und ich finde, daß Ihre Bilder sehr gut sind."

Er schmeichelte nicht. Wenn auch zu sehen war, daß kein Meister, sondern nur eine Liebhaberin sie

gemalt hatte, so zeigte sich doch viel Farbensinn und Talent zum Ergreifen wirklich malerischer Gegenstände in den Bildern. Otto wenigstens, der sich nicht anmaßte, ein Kunstkenner zu sein, fand sie sehr gut.

Die Damen hielten die englische Tagesordnung auch an Bord ein. Sie frühstückten um Mittag, nahmen um fünf Uhr Tee und dinierten um sieben Uhr. Otto war eingeladen, an diesen Mahlzeiten teilzunehmen, und nahm die Einladung an. Er teilte sich mit dem Oberbootsmannsmaat in die Aufsicht des Schiffes, indem beide einander ablösten, doch trieb ihn das Gefühl der Verantwortung dazu, länger und häufiger auf Deck zu sein, als die Ablösung erforderte. Die Damen sah er sehr viel, auch wenn er sich oben befand. Lady Glencarty verstand sich auf die Führung eines Schiffes und würde zur Not die Jacht auch selbständig haben leiten können, beide aber liebten es, auf Deck zu sein, und Otto ward sehr durch sie in Anspruch genommen. Da indessen das Wetter sehr gut war, konnte er sich ohne Gefahr für das Schiff der Unterhaltung der Damen widmen.

Am fünften Tage tauchte nach guter Fahrt der Pico Ruivo, der höchste Punkt der Insel Madeira, wie ein lichtes Wölkchen am Horizont auf, und nach einer Stunde lag die Insel selbst, in klaren Farben einem Amethyst ähnlich schimmernd, auf dem Wasser vor den Augen der Reisenden da.

„Wie schön!" sagte jetzt Alice zu dem jungen Kommandanten, neben dem sie an die Bord-

umfassung gelehnt stand. „Wie schön ist diese Insel aus der Ferne!"

„Sie ist auch in der Nähe schön, Miß Hadaway. Madeira ist ein Paradies, nicht heiß, nicht kalt, in beständigem Frühling blühend und mit den herrlichsten Blumen geschmückt. Ich bin als Kadett dort gewesen, und die Abreise wurde mir sehr schwer."

„Nun, es ist mir eine Beruhigung, daß wir Sie wenigstens nach einem schönen Ort entführen, den Sie ungern verlassen haben, Herr Leutnant. Denn meine Mama und ich müssen uns vorwerfen, daß wir Sie inmitten Ihrer Siegeslaufbahn aufgehalten haben und Ihnen vielleicht einen Lorbeerkranz rauben, den Sie in den deutschen Kolonien erkämpfen konnten. Gewiß sind Sie böse auf uns."

„Ich schätze mich glücklich, Ihnen einen unbedeutenden Dienst erweisen zu können, der übrigens auf Rechnung meines Kommandanten zu setzen ist. Wir deutschen Offiziere gehen, wohin der Befehl uns schickt."

„Ihr Kommandant ist nicht hier, und wir müssen unsern Dank an Sie richten. Sie sind gewiß sehr ehrgeizig, Herr Leutnant, und werden sich freuen, wenn Ihre Schiffe kommen, um Sie Ihren Kameraden nach Kamerun nachzubringen."

Miß Hadaway hatte bei diesen Worten ihr Gesicht mit einem besonderen Ausdruck dem jungen Offizier zugewandt, und er hätte eine zärtliche Unruhe in ihren Augen lesen können. Aber er wollte nichts in ihren Zügen lesen und antwortete,

wiederum ausweichend: „Es wird kein angenehmer Dienst in Kamerun sein, aber da es einmal Bestimmung ist — im Dienst darf der Offizier nicht fragen."

Alice wandte ihr Gesicht ab und schwieg. Erst nach einer Pause fragte sie:

„Wie lange wird die Reparatur des Schiffes dauern?"

„Das hängt davon ab, welcher Art die Beschädigung der Maschine ist und wie fleißig die portugiesischen Schiffsbauer sind. Sie werden nach Lissabon fahren müssen, um die Jacht in Dock zu bringen. In vier Wochen kann meiner Meinung nach alles fertig sein. In einem englischen Hafen würde die Reparatur wohl nur die Hälfte der Zeit beanspruchen, aber ich rate nicht dazu, die „Alice" in ihrer jetzigen Verfassung bis nach England gehen zu lassen."

„Und wann wird Ihr Geschwader kommen?"

„Das ist ungewiß. Mein Kapitän sprach von acht bis vierzehn Tagen."

„Sie dürfen uns nun nicht verlassen, bis wir einen neuen, zuverlässigen Kapitän gefunden haben, der uns nach Lissabon bringt."

„Das hängt leider nicht von mir ab, gnädiges Fräulein."

„Es wird recht langweilig sein, vier Wochen in Lissabon zu warten, bis die Jacht wieder instand ist. Was ist denn möglicherweise an der Maschine entzwei?"

„Ich denke mir, daß die Schraube verbogen ist,"

sagte Otto, und dabei nahm er ein Blatt Papier aus der Tasche und zeichnete mit einem silbernen Stift, den er an der Uhrkette trug, eine Schraube auf, um das Verbiegen des einen Flügels und die Wirkung dieser Verbiegung auf das Getriebe anschaulich zu machen. Dabei kamen die übrigen Berlocken seiner Uhrkette zum Vorschein.

„Was ist denn dies?" fragte Alice eifrig, indem sie auf einen der kleinen Zierate wies.

„Dies? Ja, es ist ein wunderliches Figürchen, ein Geschenk von einem Bekannten."

Alice nahm die Berlocken in die Hand. „Das ist indische Arbeit," sagte sie, „ein kleines Götzenbild aus Jade und dem gelben indischen Golde. Woher haben Sie dies? Ich kenne das Stück, ich habe es als Kind gesehen — oh, es ist dasselbe Stück!"

„Ich habe es von einem Herrn in Havanna, Don Filippo de Lasso y Palermo, zum Geschenk bekommen."

„De Lasso!" rief Alice. „Meine Mutter war eine geborene de Lasso. Don Filippo ist mein Vetter. Also Sie kennen ihn? Er ist einer Ihrer Freunde?"

„Ich möchte den Ausdruck Freund gerade nicht auf ihn anwenden," entgegnete Otto. „Er ist ein Bekannter von mir und ein sehr höflicher Herr, der mir nach spanischer Art das Schmuckstück verehrte, als ich es hübsch fand, während mich zu meinem Bedauern die schnelle Abfahrt meines Schiffes verhinderte, ihm ein Gegengeschenk zu machen. Also Don Filippo ist Ihr Vetter?"

„Was haben Sie gegen ihn? Ich sehe Ihnen an, daß eine besondere Beziehung zwischen Ihnen und ihm besteht."

„Oh, keineswegs! Ich habe ihn nur ein einziges Mal im Leben gesehen und gesprochen. Er ist ein sehr feiner und höflicher Herr."

„Ja, fein und höflich mag er sein," versetzte Alice, in deren Blick zornige Erregung blitzte, „aber die de Lassos sind ein gefährliches Geschlecht. Ich spreche nicht von meiner seligen Mutter, die ein Engel an Güte war, aber ihre Verwandten liebe ich nicht, denn sie sind falsch und verräterisch und haben uns immer nur geschadet."

„Haben Sie im Laufe der letzten Monate Nachrichten von Ihren Verwandten in Havanna erhalten?" fragte Otto gespannt.

„Wir stehen nicht im Briefwechsel, ich habe während unsrer ganzen Reise nichts von der Familie gehört."

Die Jacht hatte sich der Insel so weit genähert, daß Otto die notwendigen Vorkehrungen zum Einlaufen in die Reede treffen mußte; deutlich zeigten sich die weißen Mauern des hochgelegenen Klosters Nossa Signora dal Monte, das auf viele Meilen hinaus ansegelnden Schiffen als Landmarke dient. Die Reede war belebt von Dampfern und Segelschiffen und bot mit dem Hintergrunde der blauen Berge unter dem sonnigen Äther ein herrliches Bild. Die „Alice" wand sich geschickt durch alle Fahrzeuge hindurch und warf möglichst nahe dem Strande Anker. Alsbald stießen mehrere Boote

von eigentümlicher Bauart vom Lande ab und wurden von ihren Führern durch die Brandung gesteuert, um an der Jacht, deren hilfsbedürftiger Zustand leicht von drüben zu erkennen war, anzulegen. Die Damen hatten einmal davon gesprochen, daß sie versuchen wollten, die Jacht in Funchal ausbessern zu lassen, aber Otto hatte ihnen erwidert, daß das unmöglich sein würde, und jetzt beim Anblick des offenen Strandes, der durchaus keine gesicherte Hafenanlage bot und wo eine starke Brandung die Küste peitschte, sahen sie selbst ein, daß es notwendig sein würde, nach Lissabon zu fahren und zu diesem Zwecke in Funchal einen Skipper und einige Matrosen zu engagieren.

„Sie werden uns behilflich sein, tüchtige Leute zu finden, Herr Leutnant,“ sagte ihm Lady Glencarty. „Offen gestanden, habe ich wenig Vertrauen zu diesen Portugiesen und bedaure es schmerzlich, daß Sie uns nicht selbst nach Lissabon bringen können. Aber darüber ist ja kein Wort weiter zu verlieren, da Sie durch den Dienst gebunden sind.“

Die deutsche Mannschaft blieb an Bord, die Damen jedoch in Begleitung Ottos und der Dienerschaft stiegen in eines der Boote und ließen ihr Gepäck in einem zweiten unterbringen. Dann ruderten die Bootsleute dem Lande zu. Ihre Meisterschaft in Führung der kleinen Fahrzeuge mit dem breiten, flachen Boden war zu bewundern, als sie durch die Brandung steuerten, denn jeden

Augenblick drohten die brausenden Wellen die Boote umzustürzen. Die Fahrt war bedenklich, und Otto war schon darauf gefaßt, mit der ganzen Gesellschaft ins Wasser zu fallen. Doch lief alles glücklich ab, und die Damen verrieten durch keine Miene, daß sie etwa besorgt seien. Nur Neptun gab seinem Mißtrauen deutlichen Ausdruck, indem er bei einem starken Schusse des Bootes nach vorn über Bord sprang und schwimmend seinen Weg fortsetzte. Nachdem sie gelandet war, ging die Gesellschaft in das beste Hotel von Funchal, und dort mietete Lady Glencarty eine Reihe der schönsten Zimmer mit der Aussicht auf das Meer.

Otto wandte sich noch an demselben Tage an die geeigneten Stellen, um Leute zu engagieren, die an Stelle der deutschen Seeleute die Jacht nach Lissabon bringen könnten. Die Reise war nicht weit, in drei bis vier Tagen konnte die Jacht, wenn das Wetter günstig war, hinüberkommen. Aber es zeigte sich nicht leicht, passende Leute zu finden. Mehrere Männer, die sich als Kapitäne anboten, sahen so bedenklich aus, hatten so abenteuerliche Gesichter und Manieren, daß Otto nicht ohne Besorgnis daran denken konnte, ihnen zwei Damen und ein so reiches Schiffsinventar anzuvertrauen. Aber es war keine Eile vonnöten, das deutsche Geschwader zeigte sich noch nicht, man konnte warten, bis sich bessere Leute fanden. Inzwischen genoß die Gesellschaft die Reize der schönen Insel. Es hatten sich sogleich Bekannte der Lady Glencarty gefunden, vornehme Eng-

länder, die ihrer Gesundheit halber den Winter auf Madeira zubringen wollten, wie denn die Insel überhaupt von reichen Fremden aus dem Norden Europas voll war. Unter dieser ausländischen, bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von Engländern, Franzosen, Deutschen und Russen herrschte ein bewegtes Leben.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft unternahmen Lady Glencarty und Miß Hadaway in Begleitung Ottos mit ihren englischen Freunden und einem russischen Fürstenpaare einen weiten Ausflug, den Pico Ruivo hinauf, nach dem Rio Frio, der sich vom Gipfel des Berges herab ergießt. Eine kleine Herde der gut kletternden Bergpferde versammelte sich vor dem Hotel, und unter munterem Lachen und Scherzen brach die Karawane auf. Die Packpferde trugen Lebensmittel und Wein, dürftig gekleidete braune Burschen mit blitzenden Augen und durchdringenden Stimmen liefen als Treiber mit, und lustig ging es durch die paradiesischen Gefilde, wo Weinreben, Zuckerrohr, Bananen, Mais und Palmen in üppiger Fülle prangten, dem Fuße des Berges zu.

Es ging hoch hinan. Dichte Wälder von Lorbeerbäumen und Edeltannen bedeckten den Hang des Berges und spendeten erquickenden Schatten über den gewundenen Pfad, auf dem die Tiere ihre Hufe leicht und sicher niedersetzten. Dann verschwanden diese Bäume, und während die Luft schon frischer wurde, traten Erikazeen an ihre Stelle, die sich baumartig entwickelt hatten. Auch diese

hörten nach längerem Ritte auf, und nur noch Heidelbeersträucher bedeckten die Bergwand, die zur Seite des in Schlangenlinien ansteigenden Weges an einigen Punkten jäh abfiel und Abgründe von gewaltiger Tiefe eröffnete. Die Pferde gingen einzeln, eins hinter dem andern, und unwillkürlich drängte jeder Reiter sein Tier von dem Abhange weg. Otto folgte Miß Hadaway, die ihn als ihren Kavalier in Anspruch nahm, und sah, daß sie mit großer Sorglosigkeit an den gefährlichsten Stellen vorüberritt. Zweimal drehte sie sich sogar im Sattel herum und rief ihm eine scherzende Bemerkung zu, während ihr Pferd mit der Vorliebe der Bergtiere für scharfe Kanten gerade an der äußersten Grenze des Abhanges dahinschritt.

„Seien Sie vorsichtig, gnädiges Fräulein!" sagte er. Aber sie lächelte und schüttelte ihre schwarzen Locken.

Auf dem Gipfel des Berges wurde haltgemacht, und eine großartige Rundsicht breitete sich vor dem umschauenden Blicke aus. Die Beleuchtung war überaus klar, man sah auf viele Meilen hinaus den Meeresspiegel, konnte aber seine Grenze nicht erkennen, da Himmel und Ozean in demselben golddurchleuchteten Blau miteinander verschwammen. Die gebirgige Insel lag unten wie eine plastische Landkarte. Nachdem die Tiere aus einer Quelle getränkt worden waren und die Menschen sich mit einem Schluck Wein erquickt hatten, ging es wieder hinab, aber nach der andern Seite hin. Erst an einem tiefer gelegenen Punkte sollte ein längerer

Halt gemacht werden. Und dieser Punkt war wirklich von entzückender Schönheit und vortrefflich für ein Picknick geeignet. Durch einen laubenartigen Weg, zwischen Felsen und Bäumen, die mit Girlanden von Schlingpflanzen, blühend in den prächtigsten Farben, überzogen und geschmückt waren, erreichte man ein Tal, das der vom Berge rauschende Rio Frio durchzog. Der schnelle Fluß belebte mit seinen schimmernden Wellen, die hier in wilder Hast über zerrissenes Gestein tobten und emporsprangen, dort sanft zwischen Wiesenufern ihren Lauf fortsetzten, das in einer unendlichen Fülle von Blumen und Farnkraut prangende Tal.

Die Dienerschaft packte jetzt die Körbe aus, und die ganze Gesellschaft lagerte sich auf der Wiese am Flusse. Die Russen hatten den feinsten Tee mitgebracht, Lady Glencarty Champagner, der im Rio Frio gekühlt wurde, und es gab einen Überfluß an allerhand Delikatessen.

Nach einer fröhlichen Mahlzeit zerstreute sich die Gesellschaft zum größten Teile und machte Spaziergänge in verschiedenen Richtungen des von Felsen umsäumten Tales. Miß Hadaway legte ihre Hand auf Ottos Arm und führte ihn an eine Stelle, wo der Gebirgsfluß einem Springbrunnen gleich zwischen mächtigen Steinen emporsprang und ringsum die Wasserlilien und Farnkräuter mit einem funkelnden Regen überschüttete. Hier rauschte das Wasser so stark, daß in einiger Entfernung kein Wort zu vernehmen war, und dieses Geräusch, das ihre Stimme begleitete, schien die junge Schöne

zu ermutigen, mehr von den Gefühlen ihres Herzens kundzugeben, als sie bis jetzt getan hatte.

„Sie haben recht gesagt, daß Madeira auch in der Nähe schön sei," sagte sie. „Ich könnte hier lange bleiben, wenn es in angenehmer Gesellschaft wäre."

„Nun, in dieser Hinsicht haben Sie Glück gehabt," entgegnete Otto.

„Sie finden? Glauben Sie, daß ich mit den Morgans, den Salweys und den Sumarokows hier eine Ewigkeit bleiben möchte?"

„Nun, eine Ewigkeit ist sehr lang, aber ich finde, daß es sehr angenehme und liebenswürdige Leute sind, um einige Wochen mit ihnen zu verleben."

Miß Alice seufzte, pflückte eine Lilie ab und überreichte sie dem jungen Offizier. „Nehmen Sie sie zum Andenken," sagte sie, „die Blume ist ein Bild Ihres Herzens."

„Meines Herzens, gnädiges Fräulein?"

„Ja, kühl und klar — kalt wie Ihr Herz, wenn Sie uns verlassen und nichts danach fragen, was aus uns wird, wenn Sie nur Ihre deutschen Lorbeeren in den schrecklichen Kolonien ernten."

„Sie irren, gnädiges Fräulein, es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Sie glücklich und wohlbehalten nach Hause kommen und . . ."

„Oh, Sie sind hart!" rief die Dame heftig. „Sie verstehen nicht, Sie wollen nicht verstehen. Keines meiner Worte findet bei Ihnen ein Echo, und Sie wollen nicht begreifen, wie schmerzlich es uns ist, daß Sie uns verlassen, ohne auch nur eine Silbe des Bedauerns zu äußern."

Schwerlich würde die junge Engländerin so gesprochen haben, wenn sie überzeugt gewesen wäre, daß Otto wirklich so ganz kühl ihr gegenübergestanden hätte. Sie fühlte recht gut, daß es ihm schmerzlich war, sie verlassen zu müssen, aber sie wünschte doch, er möchte etwas deutlicher zu erkennen geben, daß er nicht unempfindlich für ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit sei. Sie zweifelte, weil er sich so streng zurückhielt, aber sie hoffte doch, schon weil sie empfand, daß sie Einfluß auf ihn hatte, obwohl dieser Einfluß sich nur darin zeigte, daß er sich von ihr zurückzog. Otto hatte längst bemerkt, daß Miß Hadaway ihn mit besonderen Augen ansah, und er hätte sehr kurzsichtig sein müssen, um ihr Entgegenkommen nicht zu bemerken. Bei jeder Gelegenheit näherte sie sich ihm, zog ihn ins Gespräch und suchte der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die der Sehnsucht ihres Herzens hätte schmeicheln können. Aber er wich ihr aus, weil er sich sagte, daß es Gefahren gebe, bei denen Flucht die beste Tapferkeit sei. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Alice schön sei und daß aus ihren tiefen, schwarzen Augen eine Macht hervorleuchte, die er zu fürchten Grund habe, da er doch Gretchen treu bleiben wollte. So hielt er es denn jetzt für das beste, der jungen Dame sein Herzensgeheimnis zu offenbaren. Hierdurch glaubte er sie für immer zurückzuweisen und sich selbst in Sicherheit zu bringen.

In möglichst unbefangener Weise sagte er: „Sie irren sehr, gnädiges Fräulein, wenn Sie annehmen, daß ich Sie ohne das lebhafteste Bedauern verlassen

werde. Soviel Freundlichkeit und Güte vergißt sich nicht leicht. Aber es ist nicht allein der Dienst, der mich hinwegführt, ohne mich zu fragen, sondern ich hoffe auch gleich nach Beendigung unsrer afrikanischen Expedition eine Reise antreten zu können, die für mich von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Ich beabsichtige zu den Eltern meiner Braut zu reisen und —"

Otto hielt erschrocken inne, da er gewahrte, daß Leichenblässe das Gesicht der schönen Alice überzog. Er fürchtete schon, daß sie in Ohnmacht fallen würde, und wollte seinen Arm ausstrecken, um sie zu halten. Aber die gesunde und energische Natur der jungen Engländerin bewahrte sie vor einer solchen Schwäche, und nachdem sie eine Weile hatte den Kopf sinken lassen, als betrachte sie die Farnkräuter zu ihren Füßen, blickte sie ihn mit verstörten Augen an und fragte:

„Eine Braut haben Sie?"

„Ja, ein junges Mädchen, das ich schon auf der Schule kennen gelernt habe. Sie ist bei ihren Eltern in Havanna, und ich beabsichtige, dorthin zu reisen und ihre Hand zu erbitten."

„Wenn ihre Hand Ihnen noch nicht zugesichert ist, so ist sie noch nicht Ihre Braut, Mr. Gerding."

„Sie ist meine Braut, weil wir uns unser Wort gegeben haben. Allerdings fehlt uns noch die Erlaubnis der Eltern, aber unsre Liebe wird alle Hindernisse überwinden."

Bei diesen letzten Worten zuckte es schmerzlich in Alicens Gesicht. „Ihre Liebe," sagte sie leise,

„Ihre Liebe! Aber was für Hindernisse erheben sich denn? Erzählen Sie mir alles!“

„Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen. Gerade dieser Don Filippo de Lasso, Ihr Vetter, von dem wir vor einigen Tagen sprachen, ist von den Eltern zu ihrem Gatten bestimmt, und ich habe sogar die, hoffentlich irrtümliche, Nachricht von der Verlobung meiner Braut mit diesem Manne erhalten. Sie begreifen, gnädiges Fräulein, wie sehr es mich drängt, nach Havanna zu kommen, um klar zu sehen und für mein Glück tätig sein zu können. Ich baue fest auf Gretchens Treue, wie sie auf die meinige bauen kann.“

Alice setzte sich auf einen Stein am Ufer, stützte den Kopf auf die Hand und sprach kein Wort. Otto stand in Verlegenheit neben ihr, fürchtete, etwas Dummes angerichtet und die Dame verletzt zu haben, fragte sich jedoch vergeblich, welch besseren Weg zur Klärung der Lage er hätte einschlagen können.

„Gnädiges Fräulein,“ sage er endlich, als Alice beharrlich schwieg und er ihr Gesicht nicht sehen konnte, „ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich Sie durch meine Erzählung gekränkt habe. Vielleicht war es eine Taktlosigkeit, eine Indiskretion von mir, daß . . .“

Sie richtete ihr blasses Gesicht auf und unterbrach ihn durch eine Handbewegung. „Oh,“ sagte sie mit leiser, zitternder Stimme, „ich habe Ihnen ja schon so viel verraten, daß mir kaum noch ein Geständnis übrigbleibt. Sie zerreißen mir das

Herz. — Sagen Sie," fuhr sie fort, indem sie seine Hand ergriff, zu ihm aufblickte und von dem Stein hinabglitt, so daß sie zu seinen Füßen kniete, „ist es denn wirklich wahr, daß Sie dieses deutsche Mädchen in der Ferne so sehr lieben? Sagen Sie es mir noch einmal, damit jede Hoffnung und jede Lebensfreude in mir zerschmettert wird! Auf eine so ungewisse Aussicht bauen Sie Ihre Liebe? Sie, die wahrscheinlich niemals die Ihrige werden wird, die vielleicht schon einem andern gehört, lieben Sie so sehr, daß Sie mich zurückstoßen, mich, die Sie so sehr liebt, die Sie mehr liebt, als irgendein andres Weib Sie lieben kann?"

Eine Art von Schwindel ergriff den jungen Offizier, als er auf dies schöne Antlitz niederblickte, das flehend zu ihm auffah, als er den Druck ihrer Hände und ihrer an sein Knie geschmiegten Brust fühlte. In dieser Minute der Versuchung zeigte sich ihm ein verführerisches Glück. Er brauchte sich nur niederzubeugen, das schöne Mädchen aufzuheben und in seine Arme zu schließen, um ein beneidenswertes Los zu ziehen, während auf der andern Seite vielleicht schon alles verloren war. Aber nur wenige Augenblicke war das Bild der Gegenwart mächtig genug, um ihn zu verwirren und die Bilder der Vergangenheit und Zukunft undeutlich werden zu lassen. Siegreich trat Gretchen hervor und überwand in seinem Herzen alles Schwanken und jede Schwäche.

„Sie sind zu edel, um mich nicht richtig zu verstehen, wenn ich sage: Es kann nicht sein, gnädiges

Fräulein," sagte er mit fester Stimme. „Sie sind auch zu edel, um nicht später zu bereuen, wenn Sie mich jetzt treulos fänden. Ich bitte, stehen Sie auf!"

Miß Hadaways dunkle Augen flammten in einem Blicke zorniger Verzweiflung auf. Sie erhob sich, wandte ihm den Rücken und ging langsam einige Schritte am Ufer hin. Dann blieb sie stehen und winkte ihm mit einer Kopfbewegung.

„Begleiten Sie mich zurück," sagte sie gepreßten Tones. „Sie haben mich dahin gebracht, daß ich mich verachten muß," fuhr sie fort, indem sie mit ihm weiterging und dem Platze des Picknicks zuschritt. „Hätte ich vorausgesehen, was mir begegnen würde — lieber hätte ich gesehen, daß unser Schiff im Sturme untergegangen wäre, als daß Sie es betraten. — Es bleibt mir nur ein Mittel, mich vor mir selbst wieder in Achtung zu bringen, gebe mir der Himmel die Kraft, es zu gebrauchen!"

„Was Sie auch tun werden, gnädiges Fräulein, ich bin überzeugt, daß es immer großherzig sein wird, und ich halte darauf, Ihnen gegenüber zu betonen, daß ich keinen Grund sehe, weshalb Sie sich verachten sollten. Das mag gerade von mir ein wenig wie Eitelkeit aussehen, aber ich denke, Sie haben sich wenigstens von meiner Aufrichtigkeit überzeugt."

Die junge Dame antwortete hierauf nichts, und Otto fühlte selbst, daß seine Worte wenig geeignet sein mochten, sie zu trösten. Indessen wußte er nichts Besseres zu sagen und war in einer wunder-

lichen Stimmung. Neptun, der die vorhergegangene Szene mit stummer Teilnahme beobachtet und einigemal versucht hatte, sich einzumischen, indem er den Anlauf nahm, seiner Gönnerin die Pfoten auf die Schultern zu legen, dann aber wieder davon abstand, weil ihm die Gelegenheit nicht günstig erschien, schritt still neben dem Paare her und fühlte offenbar die Schwierigkeit der Verhältnisse mit. So wurde der Platz erreicht, wo sich der größere Teil der Gesellschaft befand, und nicht lange nachher ward der Rückweg angetreten.

Es war ein sehr schöner Weg. Dieser Teil des Berges bot noch größere Reize als die Seite, wo man aufgestiegen war, und in immer neuen Aussichten zeigte sich die unten liegende Insel, zu Anfang verschleiert durch Wolken, die unterhalb der Hinabsteigenden am Berge hinzogen, aber hier und dort im Sonnenblick hervorleuchtend, später in ungetrübter Klarheit. Aber an Ottos Augen gingen alle Schönheiten der bezaubernden Insel wie im Traume vorüber, und es zog ihn immer wieder, Miß Hadaway zu beobachten, die zwar mit den übrigen Bekannten plauderte, deren Miene ihm jedoch verriet, daß sie von leidenschaftlichen Empfindungen gefoltert wurde.

Die beiden Damen zogen sich nach der heutigen Partie in ihre Zimmer zurück, und Otto bekam sie am Abend nicht mehr zu sehen. Er ging mit dem Obersteuermannsmaat am Strand spazieren und besprach mit ihm das erwartete Erscheinen des deutschen Geschwaders. Noch hatte sich nichts da=

von gezeigt, obwohl schon zehn Tage seit dem Verlassen der „Thetis" verflossen waren.

Am folgenden Morgen schickte Lady Glencarty und ließ Otto zu sich bitten. Er fand die Dame auf der Veranda im Schatten einer Palme, die vom Garten ihre breiten Fächer heraufstreckte, allein und sah ihr an, daß sie von ungewöhnlichen Gedanken bewegt war.

„Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, wovon ich glaube, daß es Ihnen angenehm sein wird," begann sie, „und sowohl meine Alice als ich hoffen, daß wir keine Indiskretion begangen haben. Meine Tochter hat mir das Gespräch mitgeteilt, das sie gestern mit Ihnen auf dem Pico Ruivo geführt hat, und wenn ich Ihnen sage, daß wir beide das lebhafteste Interesse an Ihnen nehmen und gern unsrer Dankbarkeit gegen Sie Ausdruck geben möchten, so werden Sie unsre Schritte begreifen."

Bei diesen Worten nahm die Lady ein Papier vom Tische. Otto dachte an seine gestrige Unterhaltung mit Alice und wollte nicht recht glauben, daß sie wirklich über das Wesentlichste daraus gesprochen habe. Er schwieg und blickte die Lady erwartungsvoll an.

„Sie haben meine Tochter zur Vertrauten Ihrer Herzensangelegenheiten gemacht, Herr Leutnant," fuhr die Lady fort, „als Sie gehört haben, daß sie einer Familie angehört, die auch zu Ihnen in Beziehung steht. Auf meiner Tochter Wunsch habe ich mir einen Eingriff erlaubt und nach Havanna telegraphiert."

„Sie haben —“

„Da ich erfuhr, daß Sie die Befürchtung hegen, der Vetter meiner Alice habe sich mit der Erwählten Ihres Herzens verlobt, während Sie doch nichts Sicheres darüber wissen, habe ich in einer unverfänglichen Form an Mr. de Lasso y Palmero telegraphiert, um zuverlässige Nachricht zu erhalten. Vor einer Viertelstunde ist die Antwort eingetroffen, und ich kann daraus entnehmen, daß keine Verlobung stattgefunden hat. Lesen Sie selbst.“

Otto nahm die Depesche zur Hand, die in englischer Sprache abgefaßt war. Sie lautete: „Erfreut zu hören, daß Sie wohl sind. Hier alles wohl und keine Veränderung der bezeichneten Art. Mit freundlichem Dank Benito de Lasso.“ Er hielt das Papier in der Hand, blickte Lady Glencarty an, ein Gefühl hohen Glückes zog in sein Herz ein, und er sagte bewegt: „Sie sind sehr gütig, Mylady. Wie soll ich Ihnen für diese Freundlichkeit danken?“

In diesem Augenblick erschien Alice in der Tür und näherte sich. Sie sah bleich aus, aber ein freudiger Stolz leuchtete aus ihren Zügen. Otto stand auf und verneigte sich.

„Meine Mama hat Ihnen die Depesche gezeigt, Mr. Gerding,“ sagte sie, ihm ihre Hand reichend, die sich kalt anfühlte und in der seinigen zitterte, „ich hoffe, Sie sind glücklich. Nun steht nichts im Wege, daß Sie Ihren Vorsatz ausführen und nach der Havanna reisen, um Ihre Braut zu holen.“

Otto sah ihr mit einem Blick in die Augen, der deutlich verriet, wie sehr er ihren Mut, ihre Selbst-

Überwindung, ihren edeln Entschluß bewunderte. Lady Glencartys Miene war ernst und schwermütig, sie mochte wohl erraten haben, was Alice ihr schwerlich gesagt hatte.

„Was denken Sie zu tun, Leutnant Gerding?" fragte sie.

„Wenn ich Freiheit hätte zu tun, was ich möchte, so würde ich sogleich nach der Havanna reisen. Aber ich muß mich dem eisernen Gebote des Dienstes fügen, zunächst das Geschwader abwarten und mit diesem nach Afrika gehen. Alsdann erst werde ich so bald als möglich Urlaub zu erhalten suchen."

„Hüten Sie sich, daß das Vögelchen Ihnen inzwischen nicht aus dem Garn entwischt," sagte Lady Glencarty. „Meine Tochter und ich haben überlegt, und ich mache Ihnen einen andern Vorschlag. Wir bringen Sie mit der Jacht, sobald sie wieder seetüchtig ist, nach der Havanna. Es wird eine hübsche Reise für uns sein, um so interessanter, als wir noch nicht dort gewesen sind."

„Ihre Güte ist sehr groß, Mylady, aber es ist mir nicht möglich, über meine Zeit zu verfügen. Der Dienst, Mylady!"

„Nehmen Sie Ihren Abschied."

„Das verbietet mir die Ehre."

„Nun, dann, Leutnant Gerding, sehe ich kein Mittel, wie ich Ihnen helfen könnte, so gerne ich es möchte."

„Sie haben mir bereits in einer Weise geholfen, für die ich Ihnen nicht genug danken kann, Mylady."

Die Unterhaltung mit den Damen, obwohl sie ihm beglückende Gewißheit verschafft hatte, daß Gretchen noch frei sei, war doch in andrer Weise von niederschlagender Wirkung auf Ottos Gemüt, denn sie machte ihm so recht deutlich, wie schwer es ihm werden würde, die Geliebte zu gewinnen. Es war ihm, als ob die Wirklichkeit grausam seine Träume zerstörte. Die schöne Zuversicht, die er im Herzen getragen, wollte verschwinden, nun es zur Aussprache über seine Herzensangelegenheit gekommen war, und indem er bedachte, wie wenig Aussicht sich ihm bot, sein Ziel zu erreichen, warf er sich vor, einer törichten Hoffnung nachgegeben zu haben. Als er jetzt mit dem Oberbootsmannsmaat am Strande umherging und beide sich über die demnächstige Ankunft des Geschwaders unterhielten, das wider Erwarten so lange ausblieb, standen ihm alle Hindernisse seiner Liebe deutlich vor Augen, und beständig tönte ihm das Wort der Lady in den Ohren, er möge sich hüten, daß das Vögelchen ihm nicht aus dem Garn entwische. Was konnte er tun? Wollte er seiner Pflicht zuwiderhandeln, so wurde es ihm ja gar nicht schwer, nach Havanna zu kommen. Er konnte sich krank melden, seine Leute allein mit dem Geschwader nach Afrika abgehen lassen, und dann Lady Glencartys Anerbieten annehmen. Aber diesen Gedanken wies er sogleich, nachdem er aufgetaucht war, entrüstet zurück. Um keinen Preis, auch nicht um seiner Liebe willen, durfte er pflichtwidrig handeln.

Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her!

Goethe

Otto hielt sein Glas an die Augen und beobachtete die Abfahrt der „Alice“, die draußen jenseits der Brandung unter Segel ging, nachdem er soeben die Jacht dem nunmehr zur Fahrt nach Lissabon engagierten Schiffer übergeben hatte. Denn es war nach mehrtägigem Suchen endlich gelungen, einen Mann zu finden, der vertrauenswürdig erschien, einen Schotten, der eine Bark von Glasgow herübergeführt hatte. Dieser Mann war mit zwei Landsleuten und vier Portugiesen an Bord gegangen und fuhr jetzt mit gutem Winde nach Nordosten ab, während die Damen mit der Dienerschaft auf Madeira die Rückkehr der Jacht erwarten wollten.

„Ein wunderschönes Schiff,“ sagte Hahlbeck, der, neben dem Leutnant stehend, ebenfalls der Jacht nachblickte.

„Ist das nicht ein Franzose, der da heraufkommt?“ fragte Otto, der seit einigen Minuten einen Dampfer bemerkt hatte, dessen Kurs auf die Insel zu gerichtet war.

„Ich denke, es wird der Postdampfer aus Havre sein,“ antwortete Hahlbeck, nachdem er sein Glas auf das Schiff gerichtet hatte.

Nach einiger Zeit war die französische Trikolore erkennbar, und während die „Alice“ allmählich mit

dem Unterschiff unter den Horizont sank, zog der Dampfer schnell herauf und lenkte die Aufmerksamkeit der Schiffer und der fremden Gäste am Strande auf sich. Fünf Signalflaggen, die der Franzose hißte, zeigten die Zahl der Boote an, die für seine Passagiere erforderlich waren, und alsbald wurden die Boote ins Wasser geschoben und begannen die Ruderer ihre kunstvolle Fahrt durch die brausende Wellenlinie. Der Dampfer ließ seinen Buganker fallen, drehte sich langsam mit dem Kopfe nach dem Winde, und nun legten die Boote nacheinander an.

Otto betrachtete die herankommenden kleinen Fahrzeuge, wie sie über die Brandung tanzten, als ihm im zweiten Boote ein Gesicht auffiel, das ihm bekannt erschien. Noch einige kräftige Ruderschläge, das Boot schoß in ruhigerem Wasser schnell heran, und er sah jetzt deutlich, daß sich sein Kamerad Heise darin befand, nicht in Uniform, sondern in einem hellen Zivilanzug und ein graues Hütchen auf dem Kopfe. Neben ihm saß eine Dame, und als diese jetzt ihren Kopf drehte, so daß Otto ihr Gesicht sehen konnte, entdeckte er, daß es Leonie von Lesczalsky war.

Otto ging raschen Schrittes dem Landungsplatze zu und streckte den Ankömmlingen die Hand entgegen. „Das nenne ich eine Überraschung!" rief er. „Heise! Du hier?"

„Ja, mein lieber Freund, ich bin auf der Hochzeitsreise und habe meine Frau mitgenommen," entgegnete Heise mit sehr vergnügtem Gesicht.

„Liebe Leonie, du kennst meinen ehemaligen Kameraden ja schon von Berlin her.“

„Nun, da gratuliere ich herzlich,“ rief Otto.

Leonie drückte ihm kräftig die Hand und sagte ihm mit innigem Blick und Ton, wie sehr sie sich freue, gerade ihn hier so unerwarteterweise getroffen zu haben. Dann führte Otto das Paar zu seinem Hotel und ließ sich erzählen, wie sich denn dieses Glück gefunden habe.

„Siehst du, alter Freund,“ sagte Heise, „meiner Familie ist es von langer Zeit her schon immer so gegangen wie den Habsburgern, denen bekanntlich der Spruch mitgegeben wurde: ‚Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!‘ Auch die Heises haben ihr Glück nicht durch Kriege, sondern durch Heiraten gemacht, und so habe ich denn die Reihe meiner Ahnen würdig fortgesetzt, indem ich den Abschied nahm und die schönste und liebenswürdigste junge Frau heimführte. Schweig, Leonie, du bist in meinen Augen das schönste und liebenswürdigste Wesen, mögen andre Leute lieben, wen sie wollen! — Es machte sich nämlich so, daß ein Onkel von mir in Hannover, der immer große Stücke auf mich gehalten hatte, mit Tode abging und mich zu seinem Erben einsetzte, gerade in dem Augenblicke, wo ich mit blutendem Herzen von Berlin weggereist war, um wieder in die Tretmühle des Dienstes einzuspringen. Nun weißt du, daß ich zwar enorm befähigt für den Seedienst, aber doch nicht ganz von der Subordination erfüllt bin, die man von Untergebenen verlangt. Du hast da deine

eignen Erfahrungen und weißt, daß ich die Freiheit über alles liebe. Ich beschloß, zu quittieren. Gleichwohl hätte ich den Vorstellungen höheren Ortes, ich möchte doch bleiben, ich würde es gewiß zum Admiral bringen, das Vaterland blicke auf mich und so weiter, gewiß Gehör gegeben, wenn nicht dieser starke Magnet, diese entzückende, wunderbare Frau gewesen wäre, die mich ganz unterjocht hatte. Ich blieb also bei meinem Abschiedsgesuche, eilte sofort, nachdem ich es erhalten, nach Berlin zurück und war so glücklich, trotz meiner Unwürdigkeit erhört zu werden. Wir heirateten vor vierzehn Tagen, wobei wir bedauerten, dich nicht gegenwärtig, sondern in fernen Gewässern schwimmend zu wissen, reisten nach Paris, blieben dort einige Tage, und beschlossen dann, den Winter auf Madeira zuzubringen. Meine gute, aufopfernde Gattin gab meiner nun einmal eingewurzelten Vorliebe für die See nach, und da sind wir nun, und ich freue mich kolossal, dich hier zu finden."

Otto hörte dieser Darstellung lächelnd zu und sah Leonie prüfenden Blickes an. Sie hatte eine so ungekünstelt heitere Miene, daß er überzeugt ward, sie fühle sich glücklich. Ein gewisser scharfer Zug, den sie ehedem gehabt und der wohl aus ihrem Gefühl für das Zweifelhafte ihrer Stellung hervorgegangen sein mochte, war verschwunden, und sie sah noch schöner aus als damals, wo sie im Reitkostüm zuerst Ottos Aufmerksamkeit erregt hatte. Er schloß aus Heises Erzählung und aus dem Auftreten des jungen Paares, daß die Erb-

schaft sehr groß gewesen sein mußte. Gewiß hatte Leonie auch ihre Ansprüche auf ein elegantes Dasein befriedigt gefunden, sonst würde sie schwerlich, wie Otto sie kannte, ein so glückliches Gesicht gemacht haben. Ein Schatten flog erst über ihre Züge, als Otto nach ihrem Bruder fragte und sie antwortete, daß die Familie in den fünf Monaten, seitdem er Hamburg verlassen, keine Nachrichten von ihm erhalten habe.

„Und wie steht es mit dir?" fragte Heise.

Otto erzählte, und seine Freunde zeigten sich begierig, die Damen kennen zu lernen, die er hergeführt hatte.

„Wie steht es denn aber mit deiner Liebe?" fragte Heise.

Otto errötete und zuckte die Achseln. „Ich warte hier auf unser Geschwader und werde nach Afrika fahren."

„Oh, ich bin überzeugt," sagte Leonie, die den melancholischen Blick des jungen Offiziers auffing, „ich bin überzeugt, daß die junge Dame Sie nicht vergessen kann."

Dabei sah sie ihn in einer Weise an, die mehr sagte, als Worte vermögen.

Lady Glencarty und Miß Hadaway nahmen die Vorstellung von Ottos Freunden sehr gut auf, und für Otto selbst war es eine Erleichterung, in der schönen Alice Gesellschaft neue Elemente gegenwärtig zu haben. Heise zeigte sich sehr munter und gesprächig, doch imponierte ihm der Lady Vornehmheit und Welterfahrung so sehr, daß er

mit seinen sonstigen Aufschneidereien zurückhielt. Er schien auch im allgemeinen, seiner jetzigen Würde als Ehemann gemäß, seine leichteren Eigenschaften, wodurch er als Kadett geglänzt hatte, so ziemlich abgestreift zu haben.

„An deiner Stelle, lieber Freund," sagte er diesen Abend zu Otto, als die beiden Herren allein am Strande spazierengingen und ihre Zigarren rauchten, „an deiner Stelle würde ich doch ein energisches Mittel ergreifen, um mich meiner Liebe zu versichern."

„Das sagst du wohl, weil du selbst jetzt in den Hafen eingelaufen bist, aber ich sehe kein solches Mittel."

„Die Havanna ist von hier aus wohl zu erreichen."

„Ja, für jemand, der frei ist."

„Pah, du kannst dich freimachen. Du bist vermögend."

„Die Grundsätze sind verschieden, lieber Heise. Ich sage mir: Wenn alle Offiziere ihren Abschied nehmen wollten, um zu heiraten, so würde unsre Marine bald auf dem trocknen sitzen."

„Du brauchst den Abschied noch nicht zu nehmen. Du wirst krank, läßt deine Leute allein an Bord gehen, wenn das Geschwader kommt, und fährst vorläufig hinüber, um zu sehen, wie die Verhältnisse drüben stehen."

Otto schüttelte den Kopf. „Ich bin darin Fatalist," sagte er. „Meine Ansicht ist, daß man immer seine Pflicht tun soll und daß das der beste und kürzeste Weg ist, um zu seinem Glücke zu kommen."

Es führt ein Schicksal an verborgnem Band
Den Menschen auf geheimnisvollen Pfaden,
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret sich der Faden.
Schiller

Vier Wochen waren vergangen, seitdem die „Thetis" der hilflosen Jacht begegnet war, und noch immer weilte die kleine deutsche Mannschaft auf Madeira und blickte nach dem Geschwader aus, das nicht kommen wollte. Nicht, daß es den Seeleuten auf der Insel nicht gefallen hätte. Sie fanden Madeira paradiesisch und hätten gern, den reichen Leuten gleich, die hier zum Vergnügen und ihrer Gesundheit wegen weilten, den ganzen Winter unter Palmen und Frühlingshimmel zugebracht. Aber sie erwarteten nun einmal die Schiffe, auf denen sie nach Afrika weiterfahren sollten, und so war es nicht Otto allein, der ungeduldig der kommenden Entscheidung entgegensah. Ein Südländer würde diese Ungeduld schwerlich begriffen haben, die bei den norddeutschen Männern aus dem Bedürfnis nützlicher Tätigkeit und gewohnten Dienstes entsprang.

Da endlich, am fünften November, kurz vor Untergang der Sonne, krachten die Kanonen und ließen Otto von seinem Sitz im Speisesaal des Hotels aufspringen. Eine interessante und lebhafte Gesellschaft war hier versammelt, und herumziehende Musikanten ließen im Vorzimmer Volkslieder von der Iberischen Halbinsel zur Zither er-

tönen. Lady Glencarty, Miß Hadaway, das Ehepaar Heise und noch ein Dutzend andrer Herren und Damen waren zugegen und soupierten unter munterem Gespräch. Aber Otto begab sich sogleich an den Strand und sah mit freudiger Bewegung die stattlichen deutschen Kriegsschiffe heraufziehen, denen aus den Geschützen der auf der Reede liegenden fremden Kriegsschiffe der Salut entgegendonnerte. Es blitzte aus den dunkeln Linien der Bordwände in der Ferne, stolz zogen die Kiele ihre Furchen durch das leuchtende Meer, und hoch flatterten die schwarzweißroten Flaggen mit dem Adler und dem Eisernen Kreuz.

Sobald die Anker gefallen waren, stieß Otto mit seinen Leuten vom Strande ab und meldete sich bei dem Geschwaderchef an Bord der „Amphitrite". Nur zwei Tage wollte dieser vor Madeira bleiben, um die notwendige Kohlenergänzung vorzunehmen, dann sollte es mit südlichem Kurs weitergehen. Otto wurde dem Kreuzer „Moltke" zugeteilt, wo eine Vakanz entstanden war, und nachdem er Abschied von den Freunden auf Madeira genommen hatte, schiffte er sich dort ein. Es machte ihm einige Schwierigkeit, die Erlaubnis zum Mitnehmen seines Neufundländers zu erhalten, denn anfänglich weigerte sich der Kapitän, das Tier an Bord zu nehmen, schließlich ward es ihm jedoch gestattet. Noch blickte er vom Boote aus zurück nach dem Strande, wo Miß Hadaway neben der Lady stand und heldenmütig die Tränen niederzwang, die ihr entströmen wollten. Schmerzlich zog sich ihm das

Herz zusammen, als er die blassen Züge des jungen Mädchens allmählich entschwinden sah und sich vorstellte, welcher Kampf in ihrem Busen tobte. Dann wandte er den Blick vorwärts — vorwärts war wiederum die Losung.

Der Bug rauschte durch das Wasser, gebieterisch zog sein Schiff dahin, der vortreffliche Kreuzer „Moltke“ nach dem Kompositsystem erbaut, mit stählernen Spanten und Balken, hölzerner Beplankung und Kupferboden, als dreimastiger Schoner getakelt, mit Rahen am Fockmast und Gaffelsegeln an den beiden hinteren Masten. Der Kreuzer war sechzig Meter lang und neun Meter vierundzwanzig Zentimeter breit, von zwölfhundertfünfzig Tonnen, hatte eine Maschine von fünfzehnhundert Pferdekräften mit Zwillingsschrauben, die ihn mit einer Schnelligkeit von dreizehn Knoten durchs Wasser trieben, und führte acht lange Geschütze von zehneinhalb Zentimeter Kaliber, sowie vier Revolverkanonen. Die Besatzung zählte hundertfünfzig Köpfe. Der Kreuzer „Roon“ war von ähnlicher Stärke, und die „Amphitrite“ ein noch weit größeres Schiff mit Panzerdeck und doppelten Stahlplatten. Daß ein so starkes Geschwader nach Kamerun ging, galt nicht dieser Kolonie allein; von dort aus sollten die Schiffe den Kurs um das Kap herum auf Sansibar nehmen, um dem Sultan die deutsche Seemacht anschaulich zu machen. Mehrere Tage lang ging die Reise bei dem schönsten Wetter, das jedoch immer heißer wurde, je weiter man nach Süden kam, vor sich, und Otto freute

sich über die ausgezeichneten Eigenschaften seines Schiffes, das sich als vorzüglicher Segler bewährte. Unter dem fünfzehnten Breitengrade jedoch, in der ungefähren Höhe des Kap Verde, fing an, Regen zu fallen, der bald so dicht wurde und in solchen Massen auf das Verdeck niederfiel, daß schon am Tage die andern beiden Schiffe nicht mehr zu sehen waren. Die Nacht brach an, und der Regen fiel unaufhörlich in derselben Stärke, von den Laternen der „Amphitrite“ und des „Roon“ war nichts zu bemerken.

Als Otto um Mitternacht abgelöst wurde und sich mit seinem triefenden Gummimantel nach unten begeben wollte, zeigte Neptun sich unruhig. Das treue Tier hatte trotz des Regens, der ihm sein langhaariges Fell fest an den Leib klebte, auf seinem gewohnten Platz ausgehalten und zeigte keine Lust, dem Ruf seines Herrn zu folgen, der den Hund mit unter Deck zu nehmen beabsichtigte. Der Hund erhob den Kopf und stieß einen klagenden Ton aus.

„Was hat der Hund?“ fragte der neue Leutnant der Wache.

„Ich sollte meinen, er hätte irgendeine Witterung,“ antwortete Otto, indem er in das unsichtige Wetter hinauszuspähen versuchte. „Der Hund signalisiert als alter Seemann herankommende Schiffe. Aber ich kann nichts entdecken, man sieht kaum die Hand vor Augen.“

Beide Offiziere strengten sich auf das äußerste an, die Finsternis zu durchdringen, als plötzlich

ein Ruf vom Ausguck erscholl, in dessen Warnung sich der Ton des Schreckens mischte.

„Feuer voraus!“ schrie der Posten, und gleich darauf: „Rotes Licht! Quer ab an Backbord!“

Unmittelbar darauf nahmen beide Offiziere das rote Licht wahr, aber bereits in solcher Nähe, daß es zu spät war, noch eine Maßregel der Abwehr drohenden Zusammenstoßes zu treffen. Ein lautes Krachen erscholl, der „Moltke“ erzitterte, schwankte, und vom Meer her ertönten Schreckensrufe. Der Stoß war so heftig gewesen, daß die beiden nebeneinander stehenden Offiziere beinahe niedergestürzt wären, und er mußte auch die schlafende Mannschaft unter Deck gewaltsam erweckt haben, denn alsbald entstand große Bewegung im ganzen Schiff, und es hätte des Kommandos, das alle Mann an Deck rief, kaum bedurft, um sämtliche Bewohner des schwimmenden Gebäudes herbeizuführen. Während Offiziere und Matrosen, zum Teil nur halb bekleidet, die Treppen heraufstürmten und sich eilig auf die Posten begaben, die ihnen für den Fall der Not vorgeschrieben waren, spähten die beiden Leutnants der Wache zunächst nach dem Schiff aus, das gegen den Kreuzer angerannt war. Aber es war nichts von ihm zu sehen: wie es gekommen, so war es wieder entschwunden, eingetaucht in undurchdringliche Finsternis, und hatte den Schrecken zurückgelassen, den ein nächtlicher Feind erzeugt, und einen Schaden, dessen Größe noch nicht zu übersehen war.

Die Takelage war nicht beschädigt, alle Masten

mit ihren Rahen standen unversehrt, aber es war deutlich wahrzunehmen, daß der Kreuzer sich nach Backbord neigte.

Diese Beobachtung war geeignet, die Gemüter mit der größten Besorgnis zu erfüllen. Offenbar hatte das fremde Schiff die Bordwand durchbrochen, und es kam nur darauf an, wie weit hier die Öffnung war. Wasser drang ein und beschwerte den Schiffskörper auf Backbord, so daß er auf dieser Seite sank, aber wie groß die Menge war, ließ sich noch nicht erkennen. Blieb das Wasser auf eine der dicht abgeschlossenen Abteilungen beschränkt, so durfte man hoffen, es auspumpen und den Schaden reparieren zu können, war die Verwundung des Kreuzers aber schwerer, so konnte ihn nichts vom Untergang retten.

Die Lage war so schlimm und drohend, wie nur die Lage eines Schiffes sein kann. In der finsteren Nacht, von Wolken eingehüllt, die jedes Licht des Firmaments bedeckten und unaufhörlich ihren Inhalt über das Verdeck ergossen, fand sich das Schiff allein auf dem unermeßlichen Ozean, und ein jeder ward sich der ungeheuern Tiefe bewußt, von der ihn nur die Planken seines Fahrzeugs trennten. Diese Planken, dieser feste Boden, der ihn über den Abgrund hintrug, drohten zu durchbrechen, sicheres Verderben stand allen bevor, wenn wirklich dieser Boden wich, wenn die Neigung des Schiffes noch zunahm und die See den Schiffsraum eroberte. Aber trotz dieser so großen Gefahr zeigte sich die Mannschaft ruhig, besonnen, gehor-

sam. Das erste Gewühl der aus dem Schlaf aufgescheuchten Männer war vorüber, ein jeder verschloß seine Befürchtungen in seine Brust, und im festen Vertrauen auf den Kapitän und die Offiziere standen alle auf ihren Posten, das Ohr gespannt und die Hände bereit, um zuzugreifen, wo es erforderlich werden sollte.

Alsbald begann auf die Kommandorufe des Befehlshabers überall im Schiff das elektrische Licht zu strahlen, um die Räume zu erhellen, die Boote wurden bereitgehalten, um im Fall der äußersten Not zu Wasser gelassen zu werden, die Zimmerleute untersuchten die beschädigten und bedrohten Wände, die Pumpen wurden in Tätigkeit gesetzt und die Segel eingezogen. Die eifrige Beschäftigung aller Hände verscheuchte lähmende Besorgnis. Und glücklicherweise nahm die Neigung des Schiffes nicht zu, im Gegenteil schien sich unter der Arbeit der Pumpen das Verdeck wieder langsam zu horizontaler Lage zu erheben, und diese Wahrnehmung erfüllte die Herzen mit Hoffnung. Nach sorgfältiger Untersuchung, so gut sie bei der Finsternis auf dem Meer ohne Mitwirkung der Taucher anzustellen war, ließ sich erkennen, daß die Schiffswand über und unter der Wasserlinie in der Gegend des Besanmastes durchbrochen war. Das hier durch das Leck eindringende Wasser hatte nicht nur den Wallgang erfüllt, sondern war auch in den Innenraum der dort liegenden wasserdichten Abteilung eingedrungen. Die Beschädigung war sehr schwer. Spanten und Gurtungen des doppelten Bodens

waren vom Bug des fremden Schiffes durchbrochen, und wenn nicht die wasserdichten Abteilungen geschlossen gewesen wären, so hätte das Schiff binnen zehn Minuten untersinken müssen. Anfänglich wurde befürchtet, daß eines der mitfahrenden Schiffe, die „Amphitrite“ oder der „Roon“, angerannt habe und ebenfalls beschädigt worden sei, aber die Art des Lecks ließ darauf schließen, daß es ein kleineres Fahrzeug gewesen sein müsse und daß dieses in sehr spitzem Winkel angestoßen habe und nach dem Heck abgeglitten sei. Eines jener beiden Kriegsschiffe würde größere Verwüstungen angerichtet haben. Immerhin war die Verwüstung sehr groß, und der Kreuzer lag für den Augenblick einem Wrack ähnlich auf dem Wasser.

Mit sehnsüchtiger Ungeduld wurde der Tagesanbruch erwartet, und sobald das Licht es gestattete, gingen die Taucher über Bord und untersuchten, an der äußeren Schiffswand hinabgleitend, das Leck gründlicher, als bis jetzt möglich gewesen war. Nun stellte sich heraus, daß die stählernen Spanten gesprungen und das Eichenholz der Beplankung gerissen waren. Eine Öffnung von etwa einem Meter Länge und einem halben Meter Höhe zeigte sich, wodurch die See einströmte. Ferner zeigte sich bei Untersuchung der Maschine, daß die Schraubenwelle verbogen war, und das war ein Schaden von unberechenbaren Folgen, denn die Maschine ward dadurch brachgelegt. Es war keine Möglichkeit, mit den an Bord befindlichen Mitteln die Schraube wieder leistungsfähig zu machen, und

die Reparatur mußte sich auf die Wiederherstellung der Planken beschränken. Eine sehr schwierige Lage, die es dem Kreuzer unmöglich machte, dem Geschwader zu folgen. Er konnte nichts tun, als seine Havarie möglichst ausbessern, um sich über Wasser zu halten, und dann unter Segeln nach dem nächsten Hafen zu steuern.

Die notwendige Arbeit ward alsbald mit dem größten Eifer begonnen, und es glückte, im Lauf des Tages alles eingedrungene Wasser zu entfernen, nachdem die zerrissenen Planken wieder zusammengeflickt worden waren. Inzwischen hatte sich jedoch eine Brise aufgemacht, die zwar die Regenwolken vertrieb, aber gegen Abend mehr an Stärke zunahm, als für die Fahrt unter diesen Umständen angenehm war. Glücklicherweise stand sie nach den Kap-Verde-Inseln zu, wohin der Kapitän zu segeln beschlossen hatte, und dorthin nahm der „Moltke" seinen Lauf.

Die Nacht verlief über Erwarten gut, das wackere Schiff zog schnell durch die Wogen, die Arbeit der Zimmerleute schien solide zu sein, in vierundzwanzig Stunden dachte der Kapitän im Hafen von St. Vincent einzulaufen. Aber der Morgen brachte stärkeren Wind, und die Obersegel mußten weggenommen werden. Das Barometer fiel, und vorsichtigerweise wurden zwei Reffe in die Marssegel gesteckt. Die Brise nahm immer mehr zu, und am Nachmittag zeigte sich auf Luvseite ein weißer Streifen auf der Oberfläche des Meeres, leicht zu erkennen als der Schaum einer

langen Linie empörter Wellen, die der Sturm vor sich hertrieb. Das Blau des Himmels hatte sich in ein rötliches Gelb verwandelt, die ganze Natur zeigte einen drohenden Anblick.

Mit schrillem Schrei zog der Albatros über die See hin, und die Spitzen seiner langen Flügel tauchten beinahe in das Wasser, indem er sich dicht über der schwankenden Welle wiegte.

Rasch erscholl beim Heranbrausen der Schaumlinie das Kommando, aber ehe noch die Segel geborgen werden konnten, war der Sturm schon da. Er fiel mit unbezähmbarer Wucht in die Leinwand, er bog die Masten, seufzend unter dem gewaltigen Druck legte sich der Kreuzer auf die Seite, und jetzt rissen unter scharfem Knallen Großsegel und Besansegel und durchpeitschten zerfetzt die Luft. Mächtig schwoll die See an, dunkle Berge türmten sich zu beiden Seiten auf, und mit rasender Fahrt trieb das Schiff, vom Sturm dahingejagt, durch das Wasser, verfolgt von den Sturzseen, die es zu erreichen und niederzuschmettern drohten.

Alle Mann waren auf Deck, und alle Augen verfolgten den Gang der Ereignisse mit Schrecken. Das stolze Fahrzeug, das sonst den Elementen gebieten zu können schien, wurde, durch seinen Unglücksfall geschwächt, nunmehr ein Spielball der Gewalten, die sich übermächtig ringsum erhoben, es trieb einem schwachen Boote gleich dahin. Immer weiter ging die Fahrt, immer wütender tobten Sturm und See. Da ertönten warnende Rufe, die kaum vernehmbar waren im Brausen der

Elemente. Die Blicke wenden sich nach der von den Posten bezeichneten Richtung: Kapitän und Offiziere entdecken einen dunkeln Punkt am Horizont, der rasch größer wird und sich verbreitert. Es ist Land, kein Zweifel, dort zeigt sich Land, ein furchtbarer Anblick, denn in wütender Fahrt stürmt der Kreuzer gerade auf die gefährliche Bank los. Immer deutlicher wird der Streifen, er zeigt zackige Umrisse und schon ist das Weiße am Fuß der Felsen zu erkennen, die Brandung, das an Klippen auftosende Meer.

„Halt ab, halt ab!" befiehlt mit Donnerstimme der Kapitän. Der Sturm will seine Worte verschlingen, und nur schwach tönen sie zum Steuer hin.

Mit voller Kraft legen sich die Männer am Ruder in die Radspeichen — vergeblich, das Schiff gehorcht nicht, es scheint eignen Willen zu besitzen und sich selbst durch Auflaufen auf die drohenden Klippen zerstören zu wollen.

Otto sieht, daß der Wind in einer Drehung begriffen ist und die Rahen so herumgelegt hat, daß sie nach dem Kopf des Schiffes zeigen. Sie wirken in dieser Stellung so, daß das Schiff nicht abfallen kann, sondern in immer unveränderter Richtung gerade den Klippen entgegenfliegt. Es kann nur noch wenige Minuten dauern, bis der Kiel aufrennt, wenn der Kapitän nicht noch ein Mittel entdeckt, den Lauf des Schiffes zu ändern.

Und der Kapitän wagt ein kühnes Mittel. Dem Sturm zum Trotz, der ihm bei diesem Manöver

die Stengen abzubrechen droht, läßt er an den Wind luven, um an der aus dem Meer emporgetauchten und drohend im Osten stehenden Insel nordwärts vorbeizusegeln. Das Kommando ertönt, das Schiff gehorcht, der „Moltke“ kehrt den Kopf nach Norden und pflügt seitwärts von den Klippen ab. Aber der Sturm, ergrimmt über diesen Trotz, packt mit wilder Kraft in die ihm preisgegebene Takelung. Es kracht, es splittert, es knallt dort oben: Stengen brechen, Rahen stürzen herunter, Segel zerreißen und fliegen davon, der Kreuzer, des Druckes ledig, schießt wieder in den Wind und treibt, nunmehr ohne lenkende Kraft, den furchtbaren, Verderben bergenden Klippen zu.

Noch ein letztes Mittel gibt es, das Scheitern zu verhindern: die Anker, und schleunigst — nur noch einen Büchsenschuß weit ist die Küste — befiehlt der Kapitän, die Anker auszuwerfen. Es ist die höchste Zeit.

Eiligst werden die beiden Buganker hinabgestürzt, sie schlagen schwer in die See ein, und rasselnd folgen ihnen die Ketten. Werden sie halten? Werden sie stark genug sein, den Lauf des schweren Schiffes aufzuhalten? Jetzt gibt es einen gewaltigen Ruck, nun unmittelbar darauf noch einen schwächeren. Beide Anker haben in den Grund eingebissen, und die Ketten sind zu ganzer Länge von dem weiterlaufenden Schiff angespannt. Gleich einem wilden Pferd, das am Zügel gehalten wird, sich losreißen möchte und mit den Hinterhufen ausschlägt, so ruckt der Kreuzer an den

beiden Ketten am Bug und bäumt mit dem Heck auf den Wogen empor. Doch jetzt schießt das Schiff wieder vorwärts, dem Zug der Anker folgend und von der zurückweichenden Welle getragen, daß der Bug in die Höhe steigt und die See über das Hinterdeck hinwegspritzt.

Kreischend flattern weiße Möwen um das Schiff, und indem sie gegen den Sturm ankämpfen, werden sie wie leichte Schmetterlinge umhergepeitscht.

Der Kapitän schätzt die Gewalt der Stöße, er mißtraut der Kraft der Anker und ihrer Ketten, er läßt auch die beiden schweren Rüstanker auf den Grund werfen. Sie geben dem Schiff mehr Stetigkeit, es wird an vier Stellen gehalten, aber der Spielraum ist so groß zwischen den in ungleicher Länge ausgespannten Ankerketten und der Tanz der Wellen so wild, daß das Schiff immer noch auf und nieder schießt und in gefährlicher Weise an den Ketten zerrt. Sie klingen hell, indem sie straff angespannt werden, bald diese, bald jene, und plötzlich springt die eine Kette, nun noch eine — es steht zu befürchten, daß auch die beiden andern springen, und dann sind Schiff und Mannschaft rettungslos verloren.

In diesen furchtbaren Augenblicken ist es sehr still auf dem Schiff, abgesehen von dem Brausen und Donnern des Sturmes und des Meeres rings um das rollende Fahrzeug. Die Menschen schweigen angesichts dieser zürnenden Erhabenheit. Fest steht der Kapitän auf der Kommandobank, beide Hände auf der Galerie, die Augen auf die Küste gerichtet,

der das unabwendbare Schicksal ihn und sein schwimmendes Reich zuzutreiben droht. Es ist nichts mehr anzuordnen, nichts mehr zu tun. Er muß erwarten, was da kommen wird. In tiefem Schweigen stehen die Offiziere da, halten sich an Tauen und stehendem Gut, um nicht durch überdampfende See und schroffe Stöße des Schiffes zu Boden geschleudert zu werden, und sehen dem nahenden Tod festen Blickes entgegen, wenn auch im Innern der Gedanke an die Heimat und die zurückgelassenen Lieben sie erweichen will. Denn sie müssen und sie wollen der Mannschaft das Beispiel geben. Die ganze Mannschaft ist auf dem Verdeck. Um den Großmast zusammengedrängt, an die Verschanzungen angeklammert und wo sonst ein Halt sich bietet, sehen sie auf die Vorgesetzten. Niemand will unten bleiben, ein jeder will dem Tod in freier Luft und im Getöse des nahen Kampfes entgegengehen. Und wohl scheint es sicher, daß der Tod herankommt. Die beiden noch haltenden Ketten erklingen, als wollten sie jeden Augenblick reißen. Sie sind von gewaltiger Stärke, aber waren das nicht auch die andern, die gesprungen sind? Das Schiff ist von enormem Gewicht, und wenn die wütende Welle es vorwärts schleudert, drückt es mit Bergeslast auf die metallenen Glieder.

Die Sonne ist dem Untergang nahe. Sie blickt düsterrot durch neblige Schleier und die emporspritzenden Wellen. Ihr Licht läßt die felsige Küste aus dem weißen Schaumgürtel, der sie umbrandet, rötlich hervorblicken, und über diesen glühenden

Zacken liegt grauschwarzes Gewölk, oft zerreißend und in andre Formen gewandelt, aus denen die dem Verderben nahen Menschen unheimliche Bilder herauslesen.

Aber noch halten die Anker, und jetzt bemerkt Otto, daß der Wind noch mehr herumgeht und sich in dem Augenblick, wo die Sonnenscheibe vollständig in die See einsinkt, so weit dreht, daß er vom Lande her auf das Schiff stößt. Er atmet auf, und mit ihm schöpfen alle an Bord neue Hoffnung. Denn jetzt wirkt der Wind dem Drange der anstürmenden See entgegen, und beide Kräfte kämpfen gegeneinander und brechen sich gegenseitig. Zwar ist es ein Kampf, worin das Schiff kracht und stöhnt und in allen Fugen zittert. Von dieser Seite stürmen die Wogen heran, die noch unter der Nachwirkung des vorher aus Westen blasenden Sturmes stehen, von jener Seite treibt der Ostwind Schiff und Wellen zurück. Es ist, als sollten in diesem Tumult der Elemente, inmitten der kochenden, schäumenden Wasser, die Masten brechen oder losgerüttelt werden. Aber die Hauptsache ist, daß nicht mehr der gemeinsame Druck von Wind und Wasser das Schiff auf die Ankerketten stürzt, daß die Gefahr des Reißens der Ketten und des Strandens auf den Klippen vorüber ist.

Es ist finster geworden, die Nacht breitet ihre Schrecken über das gefährdete Fahrzeug aus, noch immer tosen die Elemente. Aber allmählich überwindet der Sturm die See, und der Kapitän hält

den Augenblick für gekommen, die Anker aufzuwinden, deren Ketten nunmehr das Schiff von dem Abtreiben in See zurückhalten. Denn es ist ihm vor allem wichtig, aus der Nähe der Klippen zu kommen, das offene Meer, so sehr auch der Sturm braust, bietet ihm Rettung. Er gibt den Befehl, die Mannschaft gehorcht, und nun sind die Anker an Bord, und mit wilder Eile stürmt der Kreuzer in die offene See, der Sturm sitzt ihm im Nacken, und Sturzseen ziehen hinter ihm her.

Aber nachdem einmal die schlimmste Gefahr vorübergegangen war, kam neues Leben in die Mannschaft. Es konnte etwas geschehen, und die anstrengende Arbeit verscheuchte fernere Besorgnis. So gut es in dem stark mitgenommenen Takelwerk gehen wollte, wurden Sturmsegel gestellt, und dann lenkte das Steuer den Kreuzer in der Art, daß der Wind ihn nicht längsschiffs von hinten packen und mit Sturzseen überschütten konnte, sondern schräg in die Segel fiel. So wich das Schiff den verfolgenden Wassern aus und trieb seitwärts ab unter dem Winde. Mit rasender Eile jedoch trieb es dahin. Der Sturm blieb stark und zog brausend hinter ihm her, er blies beharrlich aus Osten, und in nordwestlicher Richtung flog das Schiff durch die Wellen dahin.

Der Sturm hielt an, die ganze Nacht hindurch flog der Kreuzer immer mit demselben Kurse, der Morgen brach an, ein Morgen mit Wolkenfetzen, durch die die Sonnenstrahlen nur mühsam hindurchbrachen, mit Regenschauern und dem Heulen des

Windes. Das Schiff flog weiter durch das Atlantische Meer, doch bot der Tag Gelegenheit, zu reparieren, so gut es ging. Es ward als ein Wunder angesehen, daß die geflickte Stelle der Bordwand in dem Wogentumult vor den Klippen gehalten hatte. Von neuem wurde hier gehämmert und verpicht, dazu wurden Stengen und Rahen erneuert, so gut es ging, und neue Segel verfertigt, und die auf dem Verdeck angerichteten Schäden ausgebessert.

Unter all diesen Arbeiten rollte das Schiff stark auf dem aufgeregten Wasser, zog jedoch mit erstaunlicher Schnelligkeit weiter. Es kam die Nacht, ein neuer Tag brach an — acht Tage lang hielt das stürmische Wetter an und zog der fliehende Kreuzer seine Bahn. Es konnte kein Versuch gemacht werden, den Elementen von neuem zu trotzen, um, der ursprünglichen Bestimmung gemäß, die Reise nach Kamerun fortzusetzen, denn das hätte geheißen, das stark beschädigte Schiff dem Untergang aussetzen. Es blieb nichts übrig, als klug dem Winde nachzugeben, der der Stärkere war.

Am achten Tage fand sich der „Moltke" unter dem zweiundzwanzigsten Grad nördlicher Breite und dem siebenundsechzigsten Grad westlicher Länge von Greenwich, der Himmel verwandelte sich, die Sonne schien in voller Pracht, die See ward still, und der Kapitän erklärte seinen Offizieren, daß er es für das beste halte, die Reise nach Kuba fortzusetzen und im Hafen von Havanna den „Moltke" in Dock bringen zu lassen.

Oft ist der Fall ein Mittel, desto glücklicher wieder aufzustehen.

Shakespeare

Die tropische Sonne schien mit ihrem wunderbaren Licht auf die Perle der Antillen herab und entlockte ihr tausendfältiges, blendendes, berauschendes Widerspiel. Auf das Meer fielen ihre Strahlen wie Millionen Lichtpfeile herab, und der Glanz, der von dem bewegten Element ausging, leuchtete über das feste Land hin, über den Strand, der sich am Meer hinzog, und vereinigte sich mit dem golddurchwobenen Blau, worin die Hügel, die Paläste, die Gärten schimmerten. Die hellen Steine, der Marmor warfen dieses Licht zurück, und inmitten des Grüns, das sie umgab, glichen die Hotels, das Theater, die Privatgebäude der Matadore der Geschäftswelt von Havanna den Zauberpalästen der Märchen. Der feste Stein nahm etwas Aetherisches in dieser Beleuchtung an, und die scharfen blauschwarzen Schatten am Fuß der Mauern und unter den vorspringenden Balkons und Simsen erhöhten den Eindruck der Leichtigkeit, beinahe Durchsichtigkeit der massiven Körper. In den Gärten leuchteten aus tiefem Schatten wunderbare Blüten in brennendem Rot, Gelb, Blau und Weiß hervor, und die hohen Säulenschäfte der Palmen standen stolz, während in das tiefe Blau des Himmels hinein ihre weitgreifenden, sanft gebogenen Fächer sich erstreckten und in der höchsten Krone, von den

zartesten Tinten umflossen, mit dem Seewind tändelten. Die zahlreichen Springbrunnen aber in den prächtigen Gärten und auf den öffentlichen Plätzen schienen flüssiges Silber, Perlen und Edelsteine emporzuschleudern und zogen Regenbogen rings um sich her, je nachdem der Fußgänger auf den breiten, prächtigen Kais oder der schnelle Wagen an ihnen vorüberzog und das Auge dem Spiel des Wassers folgte.

Inmitten der bunten, geräuschvollen Menge, die an diesem Novembernachmittag den Hafen Havannas belebte und nach Art der romanischen Völker Korso fuhr, rollte Ottos Wagen den Kai entlang. Der junge Offizier war auf dem Weg zu Herrn Calderons Landsitz, und obgleich sein Herz von süßer Bangigkeit ob des Verlaufs dieses Besuches erfüllt war, wurden seine Sinne doch von dem Zauber des ihn umgebenden Schauspiels berührt, das nach den Stürmen und Schrecken der letzten Seefahrt doppelt schön erschien und außer den Reizen einer herrlichen Natur auch die interessanten Bilder bewegten gesellschaftlichen Lebens bot.

In prächtigen Karossen fuhren elegant gekleidete Damen einher, und Kavaliere auf stolzen Rossen machten ihnen den Hof. Eine tausendköpfige Menge von Fußgängern begleitete die langen Reihen von Wagen und betrachtete neugierig und bewundernd den Luxus der oberen Zehntausend, staute sich hier und dort auf, um besonders auffallenden Erscheinungen nachzusehen, und erging sich in dem lebhaften, von vielen Gesten

begleiteten Gespräch, das den Menschen in sonnigen Ländern eigentümlich ist.

In das allgemeine Gesumme der Stimmen mischten sich das Rauschen der seidenen Gewänder, der trockene Ton der Schritte auf den breiten Steinen, das Wiehern und Stampfen der Pferde und Maultiere, das Rollen der Wagen. Diese ganze Menge, Reiter und Fußgänger, Wagen und Pferde, schimmerte unter der westindischen Sonne in ungezählten Farbenschattierungen und spiegelte das Licht des Himmels wider. Hier brachen sich die Sonnenstrahlen auf dem Lack der Kutschenschläge mit den darauf gemalten und vergoldeten Wappen und Kronen, auf den Laternen, auf dem reichen Metallbeschlage der Geschirre und den Speichen der umgewirbelten Räder, dort leuchteten sie zurück von den hellen Gewändern, dem Goldschmuck und den Juwelen der Damen, von den Uniformen der Offiziere. Alles war hell und leuchtend, und selbst die zierlich geschlungenen schwarzen Kopfschleier der spanischen Damen und Kreolinnen dienten nur dazu, das Licht dunkler Augen um so heller zu machen.

Ottos Wagen, ein einspänniges Mietfuhrwerk, dessen Maultier sein rotes, mit Quasten und Schellen behangenes Geschirr lustig schüttelte, war einen Augenblick ins Gedränge andrer Wagen gekommen und fuhr langsam, als ihm eine Equipage entgegenkam, die auffallend genug war, um des jungen Offiziers Aufmerksamkeit besonders zu fesseln. Sechs schwarze Pferde, die in die silberglänzenden

Gebisse schäumten und tanzend ihre Hufe auf den harten Boden setzten, stolzierten in kurzem Trabe daher. Das Gespann ward nicht vom Bock aus gelenkt, sondern von zwei Jockeis, die im Sattel saßen, gekleidet in Jacken von rotem und gelbem Samt, schwarze Samtmützen auf dem Kopf. Die vergoldeten Speichen des mit blauer Seide ausgeschlagenen Wagens glichen kreisenden Blitzen. Zurückgelehnt in den Wagen lag eine Dame, deren Anblick ein Lächeln auf Ottos Gesicht lockte, denn sie war in ihrer Erscheinung und Haltung nicht unähnlich einem Götzenbild, wie er deren in indischen Tempeln gesehen hatte. Sie war von großer Beleibtheit, stand nicht mehr in der ersten Jugendblüte, aus dem gelblichen Kreolengesicht leuchteten große schwarze Augen, samtene Gazellenaugen von orientalischer Tiefe und Sanftheit, die bei Frauen so trügerisch sind, weil sie Indolenz und wildes Feuer zugleich in sich tragen. Die Dame war in blau und weiß gestreifte Seide gekleidet, reich mit Spitzen, noch viel reicher aber mit Schmuck behängt. Es funkelte und glänzte um ihren Hals und auf ihrer Brust von Geschmeide, und auch ihr Arm, dessen starke Rundung den langen Handschuh spannte, während die Hand einen mit Spitzen überzogenen Sonnenschirm über dem kleinen Kapottehütchen hielt, war wie bei Götzenbildern dick mit goldenen Reifen überzogen.

Als aber Otto seinen Blick von der Dame auf den Herrn neben ihr gleiten ließ, fuhr er überrascht auf seinem Sitz empor. Er kannte dieses

scharfgeschnittene Gesicht mit dem starrenden schwarzen Schnurrbart. War er auch nicht in der Uniform der Gardeulanen, sondern nach Pariser Mode in schwarzem Rock mit seidenen Aufschlägen und schwarzem Zylinderhut, und zwar in einer Weise gekleidet, die den vornehmsten Schneider auf zwanzig Schritt Entfernung verriet, so war es doch der ehemalige Leutnant von Lesczalsky.

In demselben Augenblick erkannte Lesczalsky den Marineoffizier, dessen Uniform ihm wohl leicht trotz der Fülle der Erscheinungen ins Auge fallen mußte. Sein Gesicht nahm für eine Sekunde den Ausdruck der Verlegenheit an, dann aber grüßte er sofort und rief den Jockeis den Befehl zu, die Pferde anzuhalten. Er selbst sprang, sobald die Equipage unter dem Stampfen und Schnauben der ungeduldig mit den Gebissen spielenden feurigen Rosse zum Halten kam, von seinem Sitz und kam zu Ottos bescheidener Maultierdroschke heran. Mit ausgestreckten Händen und dankesfreudiger Miene nötigte er den Freund, auszusteigen und zu ihm herüberzukommen. Dann stellte er Otto dem glänzenden Götzenbild, seiner Gattin, vor und drückte ihn neben der dicken Dame in die Polster, während er selbst auf dem Rücksitz Platz nahm.

„Mir scheint, es geht Ihnen gut, Lesczalsky, und ich darf Ihnen gratulieren," sagte Otto lächelnd, und der frühere Kavallerieoffizier fing alsbald an, seine Geschichte zu erzählen, wobei er kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte, weil die Dame kein Wort Deutsch verstand.

Dank den Mitteln, die ihm Otto gewährt hatte, war Lesczalsky glücklich nach Neuyork gekommen und hatte sich dort sogleich in die Kreise der Sportwelt begeben. Er hatte sich die Dinge angesehen und sich dann entschlossen, mit bescheidenem Anfang einen Tattersall zu gründen. Eine Reitbahn, ein Stall wurden gemietet, Pferde gekauft, um sie zu vermieten, und Annoncen erlassen. Aber obwohl in einer Welt, die ihm ganz vertraut, in einer Beschäftigung, die seiner früheren Stellung gemäß war, so daß er sich nicht in der ungünstigen Lage so vieler andern gescheiterten Kameraden befand, die drüben ganz von neuem anfangen, kannte er doch offenbar das Terrain in Newyork nicht genau genug. Er begegnete der Feindschaft von Männern, die in ihm einen Konkurrenten erblickten, und nach drei Monaten mußte er seinen Stall aufgeben und seine Pferde verkaufen. Von dem Gelde, das Otto ihm geliehen, waren nur noch tausend Mark übrig, ein Notpfennig, den er nicht in Spekulationen riskieren wollte. Da hatte er den Entschluß gefaßt, zu tun, was ihm in der Alten Welt als ein unmöglicher Schritt erschienen sein würde: er hatte sich bei einem Zirkusbesitzer als Stallmeister gemeldet. Seine Erscheinung, sein Auftreten hatten dem Mann imponiert, sein Reiten hatte ihm gefallen, obwohl es ihm allzu schulgerecht, pedantisch, nüchtern vorgekommen war, und der Zirkusbesitzer, Mister Pennoyer, in den Vereinigten Staaten einer der berühmtesten Direktoren, hatte ihn engagiert. Lesczalskys Reiten — er ritt nur im Frack und

hohen Hut — war bald unter den Kennern aufgefallen. Er hatte nichts Komödienhaftes, man erkannte in ihm den gediegenen Schulreiter, und Mister Pennoyer war zufrieden damit, daß er einen Mann engagiert hatte, der den Kennern auf den teuersten Plätzen gefiel. Hier hatte nun der Stallmeister die Blicke einer Dame auf sich gelenkt, die allabendlich in derselben Loge erschien, seitdem Lesczalsky mit der langen Peitsche auf dem gelben Sand einherschritt und dann im Sattel erschien, um den arabischen Hengst „Abdallah“, den ungarischen Schimmelhengst „Szek“, das englische Vollblutpferd „Star of Ascott“ in der Hohenschule vorzuführen. Diese Dame war seine jetzige Gattin, die Witwe eines Besitzers mexikanischer Silbergruben, sie selbst eine Kreolin aus Mexiko. Es war zur Heirat gekommen, Lesczalsky hatte seinen Direktor zu dessen größtem Bedauern verlassen und befand sich nun in Havanna, um hier nach der Sitte vieler reichen Leute Neuyorks den Winter zu verleben.

Otto warf während dieser Erzählung mehrfach verstohlen prüfende Blicke auf die Dame, deren seidene Robe ihm auf dem rechten Knie lag, während die lange silbergestickte Schleppe zum Wagen nach der andern Seite hinaus und über dem Rade hing, wo sie zerschabt und beschmutzt wurde. Ein starker Geruch wohlriechender Essenzen umwogte ihn und zog trotz der Bewegung des Wagens in der freien Luft mit. Zufrieden und behaglich in ihrer Fülle und ihrem Reichtum ruhte sie da, und

Otto fragte sich, ob wohl eine große Liebe zwischen Lesczalsky und ihr bestehe. Es war ihm nicht alles ganz genehm, was der ehemalige Gardeulan erzählte, vieles widerstrebte seinem Gefühl, und er sagte sich, daß er lieber in beständiger Not und Gefahr auf dem Meer schwimmen, als in sechsspänniger Equipage als Gatte der Witwe des mexikanischen Silbergrubenbesitzers fahren wolle. Doch glaubte er zu erkennen, daß jedenfalls die Liebe des Götzenbildes zu dem eleganten Kavalier groß sei. Die Samtaugen richteten sich während Lesczalskys Erzählung mit tiefer Glut auf den Erzählenden und sprachen deutlich aus, alles, was er sage und tue, wenn es auch nicht verstanden werde, sei liebenswürdig und bewundernswert.

„Sie ist eine Frau," erwiderte Lesczalsky auf Ottos unausgesprochene Frage, „die noch reicher an Herz und Gemüt als an Geld ist — nur sehr eifersüchtig. Aber —" fuhr er schnell fort, um dieses Thema nicht weiter ausführen zu müssen, „was machen Sie in Havanna? Sie sind natürlich vom Bord des „Moltke", der gestern eingelaufen ist?"

„Ja," entgegnete Otto, „und ich war auf dem Weg, einen Bekannten zu besuchen, einen Herrn Calderon, bei dem ich vor Jahr und Tag einmal infolge eines Seeabenteuers mit vielen Kameraden zu Gaste gewesen bin."

„Kenne ich, sehr angesehener Name in der hiesigen Geschäftswelt. Wir werden Sie hinbringen und sicher abliefern. Aber vor allem rechne ich

sehr auf Ihren Besuch in unsrer Villa. — Nicht wahr, Eulalia," fuhr er englisch fort, „wir werden entzückt sein, den deutschen Marineoffizier, meinen besten Freund, bei uns zu sehen?"

„Gewiß, wir werden sehr entzückt sein, Sie bei uns zu sehen," sagte die Kreolin.

„Sie werden jetzt übrigens niemand von der Familie Calderon zu Hause finden," sagte Lesczalsky, „denn die gesamte vornehme Welt fährt zu dieser Stunde Korso. Kommen Sie zu uns, und nachher bringe ich Sie zur Villa Calderon. — Ah, ich müßte mich sehr irren, oder Calderons Equipage kommt dort hinter uns her!"

Er gab den Jockeis Befehl, im Schritt zu fahren, und Otto, dem das Herz bis in den Hals schlug, wandte sich um.

„Die beiden Füchse vor dem Landauer," sagte Lesczalsky, „Kutscher und Bediente blau und silbern."

„Ich sehe schon," erwiderte Otto.

Die Phantasiebilder, die er von seinem Wiedersehen mit Gretchen entworfen hatte, erlitten durch die Wirklichkeit eine große Veränderung. Wie oft hatte er sich unter dem Wiegenlied der an die Planken plätschernden Wellen, unter dem Brausen des Windes den Palmenschatten vorgestellt, wo er die Geliebte wiedersehen würde. Dort ruhte sie, weiß gekleidet, in der Hängematte ausgestreckt, träumerisch durch das Blätterdach zum Himmel blickend, und wie er nun näher trat und den Gartenweg entlang schritt, fuhr sie empor, wollte ihren Augen nicht trauen, kam dann aber auf ihn

zu mit der Liebe und Wärme, die sie ihm damals bei dem Fest unter dem schattigen Palmendach bezeigt und deren Abbild ihm noch von der Traumgestalt entgegengestrahlt hatte, die ihn auf der Seefahrt beglückte. Und nun sah er sie unter dem Brausen der tausendköpfigen Menge, unter dem Klirren und Stampfen angeschirrter Rosse, dem Rollen der Räder, inmitten der von gesellschaftlicher Sitte gebotenen kalten, heuchlerischen und ihm gerade jetzt so entsetzlichen Höflichkeitsformen, dem graziösen Schwenken der Hüte von Wagen zu Wagen und dem lächelnden, verbindlichen Nicken der Damen — lauter Grüßen, die zwar von Herzen kommen können, aber gemeiniglich Gleichgültigkeit, wenn nicht Berechnung oder gar Haß verbergen.

Gretchen saß neben ihrer Mutter im Wagen, auf dem Rücksitz Herr Calderon und — es gab Otto einen Stich ins Herz — der höfliche Spanier, der Vetter von Alice Hadaway, Don Filippo de Lasso y Palmero.

Wie trügerisch doch die Bilder des Lebens, wie trügerisch das Herz und die Einbildungskraft! Auf Tausenden von Meilen, die der Kiel durch das Meer hinpflügte, war Otto stets die Havanna als das Ziel erschienen. Dort in Havanna mußte sich alles wenden, alle Gefahren, alle Schwierigkeiten waren nur Hindernisse auf dem Weg zu diesem Ziel, aber die glückselige Insel Kuba nur einmal erreicht, mußte alles gut werden, dort hatte die Not ein Ende. Nun auf einmal fühlte er, daß die Schwierigkeit, nach Kuba zu gelangen, täuschend

gewesen sei, indem sie die Hindernisse versteckt habe, die in Havanna und im Calderonschen Hause selbst sich zeigten. Denn nun war er am Ziel, aber das Ziel selbst veränderte sein Aussehen: von ferne hatte es dem Gipfel des Berges geglichen, nun türmte sich ein neuer Gipfel auf. Dort erst, dort oben auf der Spitze jenes steilen Felsens sollte ihm die Aussicht in das Gelobte Land erblühen.

Gretchens Antlitz war mit Glut übergossen, und ihre herrlichen Augen strahlten ihm die innigste Liebe entgegen, doch mischte sich in diesen Ausdruck ihrer Freude ein Zug der Befangenheit, der ihm nicht entging. Die Ursache dieser Befangenheit konnte ihm nicht verborgen bleiben, wenn er die Mienen der übrigen Personen im Wagen betrachtete: die Spannung im Gesicht der Mutter, den Ernst in den Zügen des Vaters, vor allem aber den stechenden Blick der schwarzen, blitzenden Augen Don Filippos.

Dies alles konnte Otto in der nächsten Nähe beobachten, denn Lesczalsky hatte halten lassen, sein Gruß und Wink hatten auch Calderons Equipage zum Stehen gebracht, und man begrüßte sich nun gegenseitig über den Kutschenschlag hinweg. Kaum vermochte Otto einige Worte mit Gretchen allein zu wechseln, denn die Unterhaltung bildete ein wahres Kreuzfeuer von Komplimenten, und namentlich erschöpften sich Herr Calderon und Don Filippo in Freundlichkeiten und Schmeicheleien für das Götzenbild. Doch genügten diese wenigen Worte oder vielmehr der Ton, womit sie gesprochen,

und der Blick, wovon sie begleitet wurden, um beide zu versichern, daß die alte Liebe nicht gerostet sei. Auch wußte Gretchen pantomimisch zu reden, indem sie den Handschuh von ihrer linken Hand mit erstaunlicher Gewandtheit abstreifte und Otto fünf zarte, an den Nägeln rosig angehauchte Finger sehen ließ, die mit nichts als dem Ring geschmückt waren, den sie von ihm erhalten hatte. Die kleinen im Kreise um die Perle stehenden Diamanten strahlten ihm Hoffnung zu, ein heiliges Feuer, von der Mutter Andenken erfüllt, leuchtete in ihnen, diese Hand und ihre Bewegung sprachen deutlich aus: Niemand steht meinem Herzen nahe als du allein!

„Wir waren auf dem Weg, Sie zu besuchen, gnädige Frau," sprach Lesczalsky zu Frau Calderon. „Mein Freund, Leutnant Gerding, wollte Ihnen seine Aufwartung machen, und wir haben ihn unterwegs aufgefischt und ihm gesagt, daß es noch zu früh am Tage sei."

Frau Calderon befragte ihren Gatten mit dem Blick, und dieser sagte:

„Herr Leutnant Gerding erzeigt uns, wie ich hoffe, die Ehre, mit uns zu speisen. Unsre Stunde ist sieben Uhr."

„Unmöglich!" rief Lesczalsky; „so schnell lassen wir meinen alten Freund nicht los. Er speist mit uns und kommt nachher."

„Dann erzeigen Sie uns die Ehre, Herr Baron, mit Ihrer Frau Gemahlin mitzukommen," sagte Herr Calderon.

Lesczalskys Frau wurde befragt und erklärte sich mit gnädigem Kopfnicken bereit, die Einladung anzunehmen.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, setzten sich beide Equipagen wieder in Bewegung und fuhren noch eine Strecke nebeneinander her, wobei die Unterhaltung fortgesetzt wurde.

Otto hatte ruhig über sich verfügen lassen und war in ein seliges Anschauen der geliebten Gestalt versunken, die jetzt in einiger Entfernung, doch neben ihm, so daß er sie deutlich sehen konnte, dahingeführt wurde.

Gretchen schien ihm noch schöner geworden zu sein, als er sie ehedem gekannt hatte. Daß sie sich aus dem Kinde zur Jungfrau entwickelt, daß das kleine Mädchen, dem er einst verhängnisvollerweise ein blondes Löckchen geraubt hatte, eine schöne junge Dame geworden war, das hatte er schon in der von stürzenden Eisbergen erfüllten See wahrgenommen, nun aber hatte die Zeit sie mit einem Zauber von Weiblichkeit überschüttet, der ihm neu an ihr erschien. Zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln lag ein Duft und Hauch der Anmut und Lieblichkeit auf ihren Zügen, und aus ihren guten, freundlichen Augen blickte die vertiefte Seele.

Jetzt wandte die Equipage mit den beiden Füchsen, noch ein Gruß, ein Lächeln, und die sechs andalusischen Rappen setzten ihren Weg in schnellerer Gangart fort, während jenes holde Bild im Gewühl entschwand.

Lesczalsky betrachtete seinen Freund mit besonderem Blick. Er schien etwas gemerkt zu haben.

„Wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise nützlich sein kann," sagte er, „so befehlen Sie nur. Ihnen stehe ich unbedingt zu Diensten, das versteht sich von selbst."

Otto dankte ihm, und jetzt fiel ihm ein, daß er Lesczalsky ja noch gar nichts von seinem Wiedersehen mit Leonie und Heise erzählt habe.

„Haben Sie Nachrichten von zu Hause, aus Berlin?" fragte er.

Lesczalsky preßte die Lippen zusammen und schlug die Augen nieder.

„Ich habe meine Spur verwischt, als ich Abschied nahm," sagte er. „Erst nach meiner Verheiratung habe ich an meinen Vater geschrieben, doch kann bis jetzt wohl noch keine Antwort von drüben hier angelangt sein. So weiß ich nichts von zu Hause."

„Nun, ich kann Ihnen Nachricht bringen," sagte Otto, und er erzählte von seinem Abenteuer mit Lady Glencartys Jacht und von der Ankunft des jungen Paares auf Madeira.

„Das ist das Beste, was Sie mir hätten mitbringen können. Immer kommt mir Gutes von Ihnen," sagte Lesczalsky, indem er Otto bewegt die Hand drückte. „Ich habe mir Sorge um Leonie gemacht, und es ist mir ein großer Trost, daß sie Berkfelds Benehmen gegen sie überwunden und sich nicht weiter zu Herzen genommen hat. In alledem fühle ich ja meine Schuld — wie froh bin ich, daß es sich so gewandt hat!"

Die Korsofahrt ward noch eine Weile fortgesetzt, und Lesczalsky gab unterwegs eine Depesche an seine Schwester nach Madeira auf. Otto sah noch mehrere vierspännige und sechsspännige Equipagen, auch noch mehrere Schleppen, deren Stickerei und kostbarer Samt oder Seidenstoff über die Räder gebreitet lag, um zum Zeichen des Reichtums ihrer Besitzerinnen bei einer einzigen Fahrt ruiniert zu werden. Aber keine einzige Equipage war so elegant wie die, worin er selbst neben der indolenten Kreolin mit den wunderbaren Augen saß, und er konnte hieraus, wie auch aus dem Benehmen der Herren Calderon und de Lasso auf die Besitztümer der fetten Dame schließen. Er wurde hierin durch den Anblick der Pracht bestärkt, die in Lesczalskys Villa herrschte.

Als der Wagen vor dem luftigen Säulenbau des im Garten stehenden hellen Gebäudes vorfuhr, stürzten reichgalonierte Diener herbei, um den Schlag zu öffnen und den Herrschaften beim Aussteigen behilflich zu sein. Die Kreolin lehnte sich auf Lesczalskys Arm und schritt die breite Marmortreppe hinauf, dort nahmen Kammerfrauen ihre Herrin in Empfang, und während sie Toilette zum Diner machte, gingen die beiden Herren durch die verschiedenen Gemächer des Hauses und auch durch die Stallungen, die für Lesczalsky noch wichtiger waren als alle Pracht im Innern. Er zeigte mit stolzem Lächeln die herrlichen Pferde, seine Passion war noch dieselbe.

Das Diner wurde in einem Raum des oberen

Stockwerks eingenommen und war von lukullischer Üppigkeit, das Gemach selbst schön dekoriert und schön gelegen. Es war in Weiß und Gold gehalten, der Fußboden von weißen und hellgrauen Marmorplatten gebildet, seidene Vorhänge, weiß und gelb, umgaben Türen und Fenster, und durch die weitgeöffnete Balkontür war der Hafen zu sehen, ein prachtvoller Anblick. Die Dame vom Hause war noch eleganter und reicher gekleidet als vorher. Ein farbenprächtiges Gewand, rote Seide mit Einsätzen von Goldbrokat, das die Pariser Mode zugunsten kreolischer Bequemlichkeit abgeändert zeigte, umschloß ihre üppigen Glieder — wenn hier überhaupt von Umschließen die Rede sein konnte —, die schönsten Perlen glänzten auf der mattgelben Haut ihres Halses, und Brillanten von enormer Größe funkelten an ihrer Brust, in ihrem blauschwarzen Haar, in ihren Ohrläppchen und an ihren Fingern.

Otto war jedoch von seinen Gedanken, die sich alle um den bevorstehenden Abend drehten, so in Anspruch genommen, daß er wenig auf all diese vor seinem Blick ausgebreitete Herrlichkeit achtete. Er war wie im Fieber und wünschte das Ende des Diners herbei, das sich mit immer neuen Gängen in die Länge zog. Endlich kam die Stunde, wo Lesczalsky es für passend erachtete, den Besuch bei Calderons zu machen, und ein schneller Zweispänner führte die drei zu dem entfernt liegenden Landhause, wo Otto schon so zauberische Augenblicke verlebt hatte. Wie die Verhältnisse nun ein-

mal lagen, war es ihm lieb, daß er den Besuch nicht allein zu machen hatte, und seine Voraussicht, daß Herr und Frau von Lesczalsky die Aufmerksamkeit der Eltern auf sich lenken würden und er dann Gelegenheit finde, Gretchen allein zu sprechen, erfüllte sich. Gewiß war es auch Diplomatie von Lesczalsky, der sich bemühte, auf jede Weise seine Dankbarkeit gegen Otto an den Tag zu legen, wenn er Herrn Calderon in ein tiefes Gespräch über geschäftliche Angelegenheiten zog.

Die Gesellschaft befand sich auf einer offenen Veranda, die von allem Reiz westindischer Natur umflossen war. Die Abendluft war rein und belebend, aus dem Garten wehte der Duft blühender Orangenbäume, der blauschwarze Himmel war so durchsichtig, daß die Sterne mit einem Glanze herniederschienen, wie in kalten Nächten nördlicher Breiten. Das Götzenbild lag in einem Schaukelstuhl, schlürfte Scherbett und ließ sich von Frau Calderon unterhalten, bewegte schläfrig einen riesigen Fächer und lachte zuweilen laut mit einem weich und silbern klingenden Ton, den man ihrer Korpulenz nicht zugetraut hätte. So konnte Otto sich mit Gretchen zeitweise ungestört unterhalten. Er wiederholte ihr die Schwüre seiner Liebe, erzählte von der Furcht, die ihn befallen habe, als man ihm gesagt, sie sei mit Don Filippo verlobt, und fragte mit dem innigsten Tone, ob er jetzt ihren Vater um ihre Hand bitten dürfe.

„Du bist meiner sicher,“ sprach Gretchen leise; „ich werde niemals einem andern meine Hand

reichen, am wenigsten dem Manne, den du nennst und den ich hasse. Lieber will ich immer unverheiratet bleiben, lieber will ich sterben, als das tun."

In diesem Augenblicke bemerkte Otto eine Bewegung der kleinen Fächerpalme, die einige Schritte entfernt im Garten stand. Es war, als rührte sich dort etwas, vielleicht ein Tier, ein Nachtvogel, der durch die Blätter strich. Er achtete nicht weiter darauf, er las in Gretchens Augen ein Liebesbekenntnis, das ihn glücklich machte, und hörte ihrer Stimme mit Wonne zu, wenn auch etwas in dieser Antwort lag, was ihn beunruhigte.

„Und unsre öffentlich anerkannte Verlobung, Gretchen? Dein Vater —"

„Laß uns noch der Zeit vertrauen, übereile nichts, bitte ich dich. Wie lange kannst du in Havanna bleiben?"

„Unser Schiff wird mindestens sechs Wochen hierbleiben, ich habe Quartier in der Stadt, im Hotel, genommen. Aber, bestes, teuerstes Gretchen, wenn du von Zeit sprichst und von nicht übereilen, so ergreift mich die größte Besorgnis. Wie lange habe ich geduldig gewartet und mich gesehnt! Welche Qualen habe ich schon erlitten!"

„Ich nicht?" fragte sie leise. In ihren Augen schimmerte eine Träne.

„Du weißt ja," fuhr sie fort, „wie es mit mir ist, ich habe dir damals schon erzählt, daß mein Vater meine Vermählung mit Don Filippo wünscht. Ich habe ihm gesagt, daß ich niemals dazu bereit

sein würde, daß Don Filippo mir widerwärtig sei, und er liebt mich zu sehr, um mich zwingen zu wollen. Aber er hofft, daß ich mich doch noch besinnen werde; er ist mit dem Hause Lasso so eng liiert. Die Gelegenheit ..."

Hier wurde das Gespräch des Liebespaares durch den Vater unterbrochen, der von seinem Platze aus schon mehrere Male einen beobachtenden Blick in die Ecke geworfen hatte, wo der Marineoffizier mit seiner Tochter saß.

„Hat nicht Don Filippo gesagt, er wollte kommen?" fragte Herr Calderon.

„Er hat es ungewiß gelassen," antwortete seine Frau, während Gretchen schwieg. „Er sagte, wenn es ihm möglich wäre, würde er herauskommen."

Wiederum war ein Geräusch, wie von einem knackenden Zweige, von der Palme her zu vernehmen, und wenn Otto schärfer darauf hätte achtgeben wollen, so würde er Don Filippo selbst hinter dem niedrigen Baume versteckt gefunden haben. Aber er so wenig wie die übrigen dachte daran, daß ein Lauscher in der Nähe sein könne, und sie setzten ihr gemeinschaftliches Gespräch fort, bis einer der farbigen Diener die Tür des Gartensalons öffnete und von dort her den erwarteten Herrn auf die Veranda führte.

Don Filippo trat mit der ihm eigentümlichen Geschmeidigkeit und Höflichkeit auf die Veranda, und es war ihm nicht anzusehen, welche Wut in seinem Herzen tobte. Er drückte Otto die Hand, begrüßte Gretchen mit dem süßesten Lächeln, und

wenn auch aufmerksame Beobachtung in seinen Augen ein unheimliches Blitzen wie von einer Dolchklinge hätte entdecken können, so fand sich doch niemand, der ihn so genau hätte beobachten wollen. Otto war einen Augenblick versucht, ihm von Miß Alice Hadaway zu sprechen, aber er hielt seine Worte zurück, da ihm einfiel, welche Bezeichnungen die junge Dame für den Vetter gehabt hatte.

Es bot sich keine Gelegenheit mehr, vertraute Worte mit Gretchen zu wechseln, und als Lesczalskys aufbrachen, erhoben sich auch Otto und Don Filippo, um der Familie Calderon eine gute Nacht zu wünschen. Otto stieg zu Lesczalskys in den Wagen, Don Filippo entfernte sich zu Fuß.

Mit geteilten Empfindungen blickte der junge Offizier auf den Abend zurück. In sein Entzücken über das Wiedersehen mischte sich die Sorge. Er hatte klar erkannt, wie die Verhältnisse lagen: Don Filippo betrachtete sich, wenn auch keine Verlobung stattgefunden hatte, als den anerkannten zukünftigen Gemahl der schönen jungen Dame. Wie er diesen gordischen Knoten auflösen könne, wußte Otto nicht, nur wußte er, daß er zum Ziele kommen wollte, und daß er jetzt, einmal in der Nähe der Geliebten, jedes von der Ehre erlaubte Mittel anwenden mußte.

Er wurde am folgenden Morgen von Lesczalsky besucht, der ihm zunächst die geliehene Summe in gutem französischem Golde zurückerstattete und ihn dann dringend einlud, das Hotel zu verlassen und

in seiner Villa Quartier zu nehmen. Er war nicht ganz damit einverstanden, aber schließlich sah er keinen Ausweg, die Einladung abzulehnen, wenn er Lesczalsky nicht beleidigen wollte. So ließ er denn sein geringes Gepäck in den Wagen bringen und stieg mit Lesczalsky ein. Neptun folgte mit großen Freudensprüngen. Das Zimmer in der Villa, das für ihn bereits instand gesetzt worden war, zeigte nun allerdings einen ganz andern Luxus und eine andre Bequemlichkeit, als ihm im Hotel geboten werden konnte, und ein Neger in schneeweißem Anzuge ward zu seiner ausschließlichen Bedienung bestellt. Lesczalskys Absicht war es, seinem Gast den Aufenthalt nicht nur höchst bequem, sondern auch möglichst amüsant zu machen, und er entwarf ein glänzendes Programm, worin Pferdesport keine geringe Rolle spielte. Otto mußte wohl oder übel darauf eingehen, doch betrachtete er als Hauptsache seinen Verkehr mit dem Hause Calderon, und Lesczalsky besaß genug freundschaftlichen Takt, um ihm die genügende Freiheit zu lassen.

Herr und Frau Calderon hatten ihn eingeladen, jeden Abend, der ihm genehm sei, bei ihnen zuzubringen. Die Abende waren nach der Sitte Havannas die Zeit geselligen Zusammenseins, während der Tag bis zur Spazierfahrt vor Sonnenuntergang teils den Geschäften, hauptsächlich aber der Ruhe in den kühlen Häusern gewidmet war. Otto begab sich demgemäß auch den zweiten Abend hin, fand aber eine sehr aufgeregte Stimmung vor,

so daß er sich wieder entfernt haben würde, wenn nicht noch andrer Besuch erschienen wäre, der ihm sein Verbleiben erleichtert hätte, indem Herr Calderon seinen Unmut und die beiden Damen ihre Befangenheit zu verbergen genötigt wurden. Dieser Besuch, mehrere Herren und Damen aus befreundeten Familien, gab ihm auch Gelegenheit, Gretchen für einige Minuten allein zu sprechen. Er sah ihren Augen die Spuren von Tränen an, und als er sie befragte, erzählte sie ihm, daß Don Filippo diesen Morgen durch seinen Vater einen entscheidenden Antrag habe stellen lassen. Ihr Vater sei infolgedessen am Vormittag aus seinem Geschäftshause in der Stadt herausgekommen und habe von ihr eine bestimmte Antwort verlangt. Da habe sie erwidert, daß sie Don Filippo auf keinen Fall heiraten werde, und diese Antwort, von ihrer Mutter unterstützt, habe ihren Vater in große Aufregung gebracht. „Mein Vater liebt mich zu sehr, um mich zu zwingen, das weiß ich," sagte Gretchen, „aber es wird noch harte Kämpfe setzen."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als Don Filippo im Hintergrunde erschien. Seine schwarzen Augen richteten sich mit unheimlichem Glanze auf Gretchen und Otto, die er wiederum nebeneinander erblickte, doch war gleich darauf nichts in seinem Benehmen zu entdecken, was auf etwas Besonderes an ihm hätte schließen lassen können. Er war von der gewöhnlichen geschmeidigen Höflichkeit, küßte galant Gretchens Fingerspitzen, begrüßte Otto mit der größten Liebenswürdigkeit und erwähnte dann,

indem er zu allen Anwesenden sprach, daß er eine Reise vorhabe und sich für acht Tage empfehlen müsse. Als ihn Herr Calderon etwas befremdet fragte, wohin er zu reisen gedenke, sagte er, daß er ins Innere wolle, um seines Vaters Plantage zu besichtigen.

„Seien Sie nur vorsichtig,“ erwiderte ihm Herr Calderon darauf. „Es ist sehr unsicher im Innern.“

„Freilich, es ist unsicher,“ sagte Don Filippo. „Überall streifen jetzt Strolche umher, da ja leider Gottes unsre Regierung zu schwach ist, um mit den Insurgenten fertig zu werden. Aber ich werde am Tage reisen und bewaffnete Begleitung mitnehmen. Morgen früh denke ich aufzubrechen.“

Otto verließ diesen Abend die Villa zu Fuß. Er kannte den Weg, der bis zu Lesczalskys Villa in einer Viertelstunde zurückzulegen war, genau genug, um nicht fehlzugehen, und der Spaziergang war sehr schön unter dem sternenhellen Himmel. Don Filippo begleitete ihn eine kurze Strecke und empfahl sich dann.

„Ich hoffe, Sie nach meiner Rückkehr noch wiederzusehen, mein teuerster Freund,“ sagte er mit dem freundlichsten Lächeln.

Otto empfand, als er Don Filippos Gestalt in der Seitenstraße verschwinden sah, beinahe Gewissensbisse. Denn er hatte sich, hoch erfreut über des Nebenbuhlers Abreise, vorgenommen, indessen seinerseits offen mit seiner Werbung hervorzutreten, und es kam ihm fast wie ein Verrat vor, daß er so hinter dem Rücken eines Mannes handeln wollte,

der ihn seinen teuersten Freund nannte. Er besann sich jedoch darauf, daß die Liebe solche Rücksichten unmöglich nehmen könne und daß doch auch die südlichen Völker verschwenderischer als die Deutschen mit dem Worte Freund umzugehen pflegten.

Wie heute, so ging er auch morgen zu dem Landhause des Herrn Calderon und fühlte sich freier und leichter, weil Don Filippo nicht da war. Die Familie war allein, es war kein Besuch gekommen, und die Stimmung war ruhiger als am vergangenen Abend. Man erinnerte sich des Abenteuers, das einst die Passagiere des gescheiterten Dampfers auf das deutsche Kriegsschiff geführt hatte, und jene Stunden der Bootfahrt, die damals von allen Schrecken der Verlassenheit, des drohenden Todes und des Suchens nach Hilfe begleitet gewesen waren, gewannen nun in der Verklärung der Zeit und der endlichen Rettung das eigentümliche, aus Angst und Freude gewobene, immer aber anziehende Kolorit überstandener Gefahren. Ganz von selbst leitete diese Erinnerung zu der ferneren Fahrt an Bord der Fregatte „Hermione" hinüber, man sprach lächelnd von den verschiedenen Koketterien und kleinen Liebesaffairen jener Tage, Herr Calderon aber gedachte dankbar des glücklichen Moments, wo er wahrgenommen hatte, daß die Boote auf offener See zwischen den Eisschollen vom Kriegsschiffe aus bemerkt worden waren. Hierbei milderte sich der Ernst seiner Züge, und Otto fühlte deutlich, welcher Art die gespannte Lage war, wie schwer Gretchens Vater zwischen dem Wunsche, seine Tochter

glücklich zu machen, und dem Gefühl der Verpflichtung, vielleicht auch unter dem Drucke geschäftlicher Rücksichten kämpfte. Es war, als wollte Frau Calderon den jungen Mann, in dessen Miene sie wohl seine Ungeduld, seine Begierde lesen mochte, beschwichtigen. Ihre Blicke, ihre Worte enthielten auch, ohne daß dies gerade ausgesprochen wurde, die Mahnung zur Ruhe. Gretchen endlich war in ihrem Wesen ganz Hingebung und süße Liebesversicherung. Wieder und wieder fühlte Otto sich versucht, den Augenblick zu benutzen, und immer folgte er doch einer Art von Instinkt, der ihm sagte, der Augenblick sei noch nicht günstig, sein bestes Barometer unter diesem Himmelsstriche sei Frau Calderons Gesicht.

So war es spät geworden, später als Otto gedacht hatte. Es war beinahe Mitternacht, als er das Haus verließ und den ihm wohlbekannten Weg zur Lesczalskyschen Villa einschlug. Es war noch ziemlich lebhaft auf den Straßen, und selbst hier in einem der entlegeneren Teile der weit ausgedehnten Stadt waren in den Gärten, auf den Wegen, die zum Hafen führten, und auf den Balkonen Menschen zu erblicken, die sich der duftigen Nacht erfreuten. Vom Meere her tönten weiche Gesänge, dort ließen an verschiedenen Stellen der Kais Gruppen von Männern und Frauen spanische Volkslieder und die eigentümlichen Liebeslieder der Kreolen ertönen. Otto war noch nicht weit von dem Calderonschen Landhause und wandte sich nach dessen erleuchteten Fenstern, als sich von

dem mit Schlinggewächsen dicht überhangenen Geländer eines Gartens, zehn Schritte von ihm entfernt, eine dunkle Gestalt loslöste und auf ihn zuschritt. Er hatte den Mann vorhin nicht bemerkt, er hatte niemand auf dieser Strecke der Straße gesehen. Der Mann trug einen dunkeln Mantel und einen breitkrämpigen Strohhut, den er so tief ins Gesicht gerückt hatte, daß fast nur ein schwarzer Bart darunter hervorblickte. Otto sah sich das so genau an, weil es ihm auffallend erschien, daß der Mann so gleichsam aus dem Versteck auf ihn zukam. Der Himmel war hell genug, wenn auch die nächste Laterne zwanzig Schritt weit entfernt war. Er schritt weiter und wollte in der Entfernung von zwei Schritten an ihm vorübergehen, als der Unbekannte an seinem Hute rückte und die Bitte um ein Almosen aussprach. Otto griff in die Tasche, um eine kleine Münze hervorzulangen, aber er beobachtete dabei aufmerksam jede Bewegung des Bettlers, der ihm verdächtig vorkam, und er konnte sich Glück wünschen, daß er in diesem Augenblicke von einem ihm sonst fremden Mißtrauen erfüllt war. Als nämlich seine Hand sich in der Tasche befand, griff der Bettler plötzlich mit der linken Hand nach ihm und zog schnell einen Gegenstand unter seinem Mantel hervor. Der junge Offizier jedoch wich in derselben Sekunde einen Schritt zurück, hatte seine Hand schnell wieder freigemacht und packte mit einem so festen und raschen Griffe nach des Bettlers rechtem Arme, daß dieser aufgehalten wurde. Es klirrte auf den

Steinplatten, und Otto sah ein Messer mit breiter Klinge auf dem Boden liegen.

„Kanaille!" rief er und hielt den Mann fest.

Der Angreifer wand sich um, sich von dem starken Griffe des ihm an Größe und Muskelkraft überlegenen deutschen Offiziers loszumachen, und dabei glitt ihm der Mantel von der Schulter. Zugleich stieß er einen Pfiff von besonderer Art aus, der wie ein Signal klang, und alsbald liefen zwei andre Männer herbei. Der eine kam aus einem Seitenwege, der sich zwischen den Gärten hinzog, der andre von der entgegengesetzten Seite, so daß die Straße von beiden Seiten abgeschnitten war. Die Männer sahen nichts weniger als vertrauenerweckend aus. Sie trugen breite Hüte gleich dem ersten, aber auch schwarze Halbmasken vor dem Gesicht und schwangen Degen in den Händen, deren lange, spitzige Klingen im Sternenlichte blitzten.

Otto biß die Zähne zusammen — die Sache wurde bedenklich. Er konnte seinen Weg nicht fortsetzen und konnte auch nicht umkehren, ohne einem der Leute zu begegnen. Mit einem gewaltigen Stoße schleuderte er den ersten Angreifer, den er gepackt hielt, zur Seite und sprang alsbald auf die andre Seite der Straße, wo er sich mit dem Rücken an das Geländer lehnte und seinen Säbel aus der Scheide zog. Im nächsten Augenblicke schon griffen ihn die beiden Feinde mit dem Degen an, und der dritte raffte sein Messer auf und kam ebenfalls heran.

In dieser Lage, die Hand am Säbelgriff, den

rechten Fuß vorgeschoben und den Kopf mit scharfem Blicke vorgeneigt, während drei Männer stumm und feindlich gegen ihn herankamen, dachte Otto mit Dankbarkeit an die Stunden, die er auf der Marineschule an seine Ausbildung im Fechten gewandt hatte, denn nichts andres als seine Gelenkigkeit und Kraft stand ihm jetzt zu seiner Rettung zu Gebot. An Hilfe von andrer Seite war kaum zu denken. Einige männliche und weibliche Gestalten, die er vorher erblickt hatte, waren verschwunden, diese Spaziergänger hatten sich offenbar aus dem Staube gemacht, als sie gemerkt hatten, daß es in der Gegend nicht geheuer sei.

Beim ersten Anlauf parierte Otto beide Degenklingen, die nach ihm zielten, und stieß so schnell und mit so weitem Ausfall nach, daß die Maskierten zurücksprangen. Sie merkten, mit wem sie zu tun hatten. Aber unmittelbar darauf drängte sich der Dritte mit dem Messer heran und hätte ihm einen Stoß unter dem bewaffneten Arme in die Rippen versetzt, wenn sich Otto nicht mit einer Schnelligkeit, worüber er selbst erstaunte, gedreht hätte. Wütend ließ er seinen Säbel nach dieser Seite durch die Luft pfeifen. Er traf den vom Stoße gebückt dastehenden Mann, der so schnell nicht wieder in die Höhe kommen konnte, nachdem er in die Luft gestoßen hatte, gerade auf den Kopf. Der Strohhut war nicht imstande, diesen Hieb zu parieren, es krachte unter dem Säbel, und der Mann mit dem Messer fiel seiner ganzen Länge nach vorwärts auf die Straße, so daß er gegen Ottos rechtes

Bein anschlug. In demselben Augenblicke fühlte Otto, daß er von der andern Seite getroffen wurde. Es war ein Gefühl, als ob ihn eine glühende Nadelspitze berührt hätte: der Degen eines seiner beiden andern Gegner war ihm durch den linken Arm gedrungen.

Es war jedoch nicht gefährlich, Otto konnte den Arm bewegen, und in der Aufregung achtete er nicht auf die Wunde. Er nahm von neuem Stellung, doch hielt er es, indem er wieder parierte, jetzt nicht unter seiner Würde, um Hilfe zu rufen. Indem er den einen Degen niederschlug, und den andern zur Seite bog, rief er mit voller Kraft seiner Stimme auf spanisch: „Hilfe! Mörder! Hilfe!" Vielleicht wurde dies noch im Calderonschen Landhause gehört, vielleicht von andern Einwohnern, die nicht zu feige waren, einem Bedrängten beizustehen. Vorläufig freilich galt es, sich selbst zu helfen.

Die Lage des jungen Offiziers war nicht erfreulich. Seine beiden Gegner verstanden mit dem Degen umzugehen, und wenn der Kampf noch länger anhielt, war er zweien gegenüber verloren. Hatte er den Angriff des einen zurückgewiesen, so bedrohte ihn schon die Degenspitze des andern. Zweimal hatte er schon wieder eine Berührung gefühlt, glücklicherweise unbedeutender Art, aber dafür hatte er auch einem seiner Gegner Blut aus der Schulter fließen gemacht. Der eine seiner Gegner war ein schlanker, zierlicher Mann, der andre kleiner, untersetzt, und dieser war der gefährlichere; beide waren in die Tracht der

Landleute gekleidet, wozu freilich ihre Masken wenig paßten.

Noch einmal rief der junge Offizier laut und schallend in die Nacht hinaus und wies zugleich einen Degenstoß des Schlanken zurück. Klirrend fuhren die Klingen aneinander hin. Aber der Untersetzte machte gerade jetzt einen wütenden Ausfall, Otto konnte den Stoß nicht mehr parieren, sondern sprang zur Seite, über den liegenden Mann hinweg. Hierbei wäre er fast gestolpert und zu Boden gestürzt, er sah wieder beide Klingen dicht vor sich und dachte schon, es sei mit ihm zu Ende, als eine ganz unerwarte Hilfe kam. Wie der Blitz so schnell kam ein langer schwarzer Körper dahergesaust. Die dunkle Masse warf sich zwischen die Kämpfenden, ein Wutschrei, ein unterdrücktes Stöhnen tönte aus dem Wirrwar, und Otto sah in der nächsten Sekunde seinen einen Gegner, den untersetzten Mann, am Boden liegen und erkannte Neptun, der ihn an der Gurgel gepackt hatte und unter dumpfem Knurren niederhielt.

„Bravo, Nep!“ rief er freudig aus und brach alsbald mit frischer Kraft gegen den letzten der drei Gegner los. Dieser mochte einsehen, daß der Überfall mißlungen sei, denn er dachte nur noch an seine eigne Rettung. Er parierte, wich, und jetzt drehte er sich um und lief mit der größten Schnelligkeit davon. Otto stürzte hinter ihm her. Aber schon nach kurzem Laufe sah Otto eine neue Erscheinung auftauchen, die ihm sehr erwünscht kam.

An der hellen Farbe erkannte er Lesczalskys

eleganten Pflanzeranzug; es war Lesczalsky, der den beiden Laufenden gerade entgegenkam. Dieser mußte die Lage sogleich richtig beurteilt haben, denn er sprang alsbald auf den Fliehenden los, der um ihn weg laufen wollte, und schlug zur Abwehr des gegen ihn gezückten Degens mit dem Bambusrohre. Noch einige Sekunden, und der Flüchtling war in den Händen der beiden Deutschen. Lesczalsky riß ihm die Maske herunter, und Otto erkannte das Gesicht des höflichen Spaniers Don Filippo de Lasso y Palmero.

„Ah, Herr von Lasso!“ sagte Lesczalsky, „entschuldigen Sie, daß ich von meinem Stocke Gebrauch gemacht habe. Die Schuld liegt an der Maske. Ich wußte nicht, wem ich das Vergnügen hatte zu begegnen.“

„Und ich stelle mich Ihnen mit dem Degen zur Verfügung,“ setzte Otto hinzu, vorausgesetzt, daß Sie mich nicht wieder überschätzen, sondern daß wir Mann gegen Mann stehen.“

Don Filippo antwortete nicht. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, und in seinem blassen Gesichte funkelten die schwarzen Augen wie die eines in die Enge getriebenen Raubtieres.

„Wollen Sie uns nicht die Ehre erzeigen, uns eine kleine Aufklärung zu geben?“ fragte Lesczalsky wieder.

Aber Don Filippo antwortete auch hierauf mit keinem Worte, und die beiden Herren sahen, daß er die Augen schloß und auf den Füßen wankte. Sie griffen zu, um ihn zu halten, da er offenbar

ohnmächtig wurde, ließen ihn, als er niedersank, sanft zu Boden gleiten, und bemerkten jetzt ein Blutbächlein, das ihm von der Schulter lief und sich durch die Kleidung Bahn brach.

„Es sind da drüben noch zwei Kerle am Boden, und den einen hält der treue Neptun,“ sagte Otto zu seinem Freunde.

Inzwischen waren Stadtsergeanten herbeigekommen, die im Augenblicke der Gefahr nicht zu finden gewesen waren, und auch ein Haufen Volk versammelte sich, aufgeregt, unter Fragen und Geschrei. Die Beamten machten anfangs Miene, die drei nebeneinander befindlichen Männer zu verhaften, aber als sie sich überzeugten, daß Don Filippo besinnungslos war, hoben sie ihn auf, um ihn in ein Haus zu tragen, und Angesichts der deutschen Marineuniform und der vornehmen Erscheinung des ihnen wohlbekannten reichen Barons Lesczalsky begnügten sie sich damit, die Namen der beiden Herren und den Tatbefund aufzuzeichnen. An dem Orte, wo der Angriff stattgefunden hatte, wurden die beiden Männer noch am Boden gefunden. Erst auf Ottos Ruf ließ der grimmige Neufundländer seinen Gefangenen los. Er hatte ihm nichts zuleide getan, aber hatte auch nicht erlaubt, daß er sich rührte. Der Mann wurde verhaftet, und der verwundet Daliegende wurde aufgehoben. Ob dieser wieder zum Leben kommen würde, war zweifelhaft, denn er hatte eine klaffende Wunde im Hirnschädel.

„Aber, beim Himmel, Sie sind auch verwundet!“

rief Lesczalsky erschrocken, als er mit seinem Freunde sich dem Gedränge der immer zahlreicher zusammenlaufenden Menge entzogen hatte.

„Es ist nicht so schlimm, wir kommen wohl nach Hause, und dann lassen Sie einen Arzt holen," antwortete Otto, seinem treuen Hunde, seinem eigentlichen Lebensretter, dankbar den Kopf streichelnd.

Sie beeilten ihre Schritte, nachdem vorläufig ein Taschentuch fest um Ottos Arm gebunden worden war, und Lesczalsky erzählte, daß er mit Neptun das Haus verlassen habe, um dem Freunde entgegenzugehen, der diesen Abend so lange ausgeblieben war.

„Es ist hier nicht unbedingt sicher in der Nacht," sagte er, „und die hiesige Bevölkerung sieht im Messer ein Instrument, dessen Gebrauch leicht und angenehm ist. Es war eine hübsche Promenade in der herrlichen Luft, und ich hatte nicht gedacht, daß sie so enden würde. Neptun war von einer merkwürdigen Unruhe, ich mußte ihm mehrere Male zurufen, damit er nicht vorausliefe, da hörte ich plötzlich einen Hilferuf, erkannte Ihre Stimme jedoch nicht. Nur dieser brave Neptun erkannte sie und war wie ein Pfeil von mir weg. Der Hund müßte dekoriert werden. Er ist es, der Sie gerettet hat, ich kam zu langsam hinterher."

Otto war es inzwischen etwas schwach geworden. Es flimmerte ihm vor den Augen, und er mußte sich auf Lesczalskys Arm stützen. Glücklich aber erreichten sie die Villa, bevor ihm schlimmer ward, und hier fand sich nun sogleich gute Pflege. Einer

der Diener rannte zum Arzt, und währenddessen ward die Blutung der Armwunde durch Hausmittel gestillt.

Genesung 29

Allmächt'ge Liebe, göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königin der Seelen!
Schiller

Die Seeluft wehte mit erquickendem Hauche durch die weitgeöffneten Fenster, und das Licht der Morgensonne brach sich in vielfältigen Farben auf den bunten seidenen Vorhängen und dem Marmor des großen Gemaches. Auf dem Ruhebette im Hintergrunde lag Otto, blaß, aber mit heiterem Gesichtsausdrucke in der wohltuenden Ruhe der Genesung. Der fieberhafte Schimmer seiner Augen war einem noch etwas matten, aber doch gesunden Glanze gewichen, nach dreitägiger ausgezeichneter Pflege und geschickter ärztlicher Behandlung fühlte er sich wieder als zu den Lebenden und Strebenden gehörig. Auf dem kleinen Teppich vor seinem Lager war Neptuns mächtige Gestalt ausgestreckt, und sein tiefschwarzes, glänzendes Fell stach lebhaft von dem Weiß des Marmorfußbodens und dem Rot der seidenen Bettdecke ab. Er hatte den Kopf auf die Pfoten gelegt, aber seine klugen braunen Augen waren auf seines Herrn Gesicht gerichtet, als sei er dessen Befehls und Winks gewärtig.

Jetzt erhob er den Kopf und blickte zur Tür, die sich öffnete: Lesczalsky trat herein und näherte sich dem Bette.

„Wie geht es?“ fragte er, Otto die Hand reichend.

„Es geht mir vorzüglich, ich danke. Hoffentlich gestattet mir der Arzt, heute aufzustehen.“

„Dann könnten wir eine Spazierfahrt machen. Es ist herrlich am Meere. Ich komme eben von einem längeren Ritt zurück. — Übrigens, was ich sagen wollte: Ist es Ihnen genehm, Besuch zu empfangen?“

„Was für Besuch?“ fragte Otto, dessen Wangen sich röteten, da er aus Lesczalskys Lächeln etwas Besonderes herauszulesen glaubte.

„Es sind zwei Damen, die sich nach Ihrem Befinden erkundigen wollen, eine ältere und eine jüngere, eine gewisse Frau Calderon mit ihrer Tochter, Fräulein Gretchen Calderon.“

„Oh,“ rief Otto, „ich lasse bitten, hereinzukommen!“

„Vortrefflich!“ sagte Lesczalsky, und er ging, ließ die beiden Damen eintreten und verschwand selbst, in der Überzeugung, daß er jetzt im Krankenzimmer überflüssig sei.

Otto saß aufgerichtet in seinem Ruhebette, und als er nun das freundliche Antlitz der Frau Calderon und dahinter Gretchens schüchtern hereinkommende Gestalt erblickte, war ihm so eigen zumute, war sein Empfinden der Gegenwart so sehr mit Erinnerungen und Hoffnungen verschmolzen, daß ihm sein Dasein wie in einem Wunder dahinzuziehen schien. Frau Calderon trat an sein Bett heran und fragte ihn, indem sie seine Hand ergriff und lange

festhielt, nach seinem Befinden. Er antwortete höflich, aber er wußte kaum, was er sagte, und Freudentränen wollten ihm in die Augen steigen, als er Gretchens liebes Gesicht betrachtete. Denn das gute Mädchen sprach tausend zärtliche Gedanken aus, nur wie sie ihn anblickte und die hellen Tropfen ihr über die Wangen liefen. Er sah sie wieder wie in ihrer Kindheit, und sah sie doch auch schön und groß, die schwärmerischen Gefühle der Konfirmationszeit wachten auf und mischten sich in die Liebe von heute. Da war kein Vergessen gewesen, da gab es kein Wiedererwachen der Leidenschaft, sondern wie die Blüte gewesen, so reifte nun die Frucht an dem wundersamen Baume der Entwicklung zweier treu liebender Seelen.

Gretchen hielt sich anfänglich zurück, aber als Otto, obwohl mit der Mutter sprechend, sie so anblickte, da kam sie auch nahe an sein Bett.

„Oh, und daß es meine Schuld ist, daß es meine Schuld ist!“ rief sie und faßte seine Hand und zog sie an ihre Lippen.

„Nein, Gretchen, nein!“ sagte er in glücklicher Befangenheit, indem er seine Hand zurückzog. „Wie ist es denn nur deine Schuld?“

Die Mutter trat vom Lager weg, ging zum Fenster und tat so, als freue sie sich über die schöne Aussicht. Gretchen aber gab nun dem sanften Zuge des Geliebten nach, beugte sich über ihn und drückte ihre Lippen in einem langen Kusse auf seinen liebedurstigen Mund.

„Um mich ist dein Blut geflossen, du Armer,

Lieber! Um mich bist du in so furchtbare Gefahr gekommen!“ klagte sie mit süßem Tone. „Oh, wie ich gebetet habe für dein Leben!“

„Gottlob, es ist nicht so schlimm, mein Liebchen, es ist ja nur ein Kratz, nur eine Schramme. Viele solche Schrammen möchte ich gern erdulden, um dich darüber zu gewinnen. Denn nun, Gretchen, wirst du doch mein! Nun wird dein Vater dich nicht mehr dem Schändlichen geben wollen!“

„Sprich nicht von ihm! Es ist entsetzlich!“ rief sie erbleichend. „Mir schaudert, wenn ich nur an ihn denke! O Otto, wie dankbar müssen wir Gott sein, daß er dich errettet hat. Mein Vater ist auch in der größten Aufregung, aus verschiedenen Gründen. Doch wir wollen jetzt nicht davon sprechen, denn du mußt dich schonen, und ich will nichts weiter sagen, sondern nur ganz sanft, ganz leise über deine Stirn streichen, daß dein Wundfieber ganz weicht. Könnte ich dich doch nur ganz in Pflege nehmen und immer für dich sorgen, daß du bald wieder ganz gesund umhergingest.“

„Deine Hand tut mir sehr wohl,“ erwiderte Otto lächelnd, indem er ihre Finger ergriff, die ihm kühlend über die Stirn gingen, und sie an seine Lippen zog. „Aber das beste Fiebermittel ist doch ein Kuß. — Siehst du, Gretchen,“ fuhr er fort, nachdem sie ihren Kopf wieder erhoben hatte, „hier ist auch Neptun, den kennst du noch nicht, aber der hat mir beigestanden. Kam der gute Hund nicht, so war ich wohl verloren.“

Neptun legte seine Schnauze auf die Bettdecke,

als er seinen Namen hörte, und sah Gretchen verständnisvoll an.

„Ja," sagte sie, ihn freundlich streichelnd, „ich habe davon gehört. Braves Tier! Du solltest es gut haben, wenn du bei mir bliebest."

„Übrigens bist du ganz im Irrtum, Liebchen, wenn du glaubst, ich müßte noch geschont werden. So schwächlich sind wir Seeleute nicht. Heute denke ich wieder aufzustehen und spazierenzufahren. Deshalb möchte ich gern alles erfahren, was bei euch zu Hause vorgefallen ist und was dein Vater denkt."

Gretchen blickte im Zweifel, ob sie reden dürfte, zu ihrer Mutter, und diese wandte sich vom Fenster ab und kehrte an Ottos Lager zurück.

„Mein Mann ist natürlich außer sich," sagte sie. „Seit langen Jahren steht er in enger Geschäftsverbindung mit dem Hause Lasso, und diese Geschichte hat ihn in der schmerzlichsten Weise ergriffen. Der Prozeß, der jetzt droht — denn Don Filippo wird, sobald er genesen ist, vor Gericht kommen —, und alles, was damit zusammenhängt, ist für ihn mit den größten Aufregungen verknüpft. Er . . ."

„Liebe Mutter, male nur nicht gar zu schwarz," sagte Gretchen, sie unterbrechend. „Ich glaube, daß es für Papa in mancher Beziehung nur vorteilhaft ist, von den Lassos loszukommen, und er wird das auch bald einsehen."

„Ja, mein Kind, du betrachtest es natürlich von deinem Standpunkt aus und freust dich, aber ich sehe es schon kommen, daß der Vater sein Geschäft

ganz aufgibt, denn er wird sich, was auch mit Don Filippo geschehen mag, kaum in Havanna halten können, wenn er die Feindschaft der Lassos und ihres ganzen Anhangs gegen sich hat."

„So ziehen wir von Havanna weg und gehen wieder nach Deutschland!" rief Gretchen.

„Mein Wunsch wäre das ja auch, liebes Kind, aber du weißt, daß das vom Vater abhängt."

„Verehrteste gnädige Frau," sagte Otto, „ich bitte Sie, mir nur das eine zu sagen: Wie ist denn Ihr Herr Gemahl gegen mich gesonnen? Sie wissen, wie ich Gretchen liebe, und daß ich es als mein höchstes Glück betrachte, Ihre Tochter mein zu nennen. Bis jetzt hat jener — ich will ihn nicht nennen — zwischen uns gestanden, aber nunmehr ist doch wohl kein Hindernis mehr im Wege, und frei und offen dürfen wir doch wohl vor der ganzen Welt erklären, daß wir uns lieben!"

„Mein lieber Herr Leutnant," antwortete Frau Calderon, „glauben Sie denn, daß ich mit meiner Tochter zu Ihnen gekommen wäre, wenn ich da noch Bedenken hätte?"

„O gnädige Frau!" rief Otto mit strahlendem Gesicht.

„Ja, Sie sollen Gretchen haben," fuhr Frau Calderon fort. „Mein Mann ist jetzt mit mir darin derselben Ansicht. Aber Sie werden es begreiflich finden, daß wir unter den gegenwärtigen Umständen keine Proklamation erlassen wollen. Haben Sie Geduld, lassen Sie sich an meinem Wort vorläufig

genügen, und sehen Sie vor allem zu, daß Sie recht bald wieder völlig besser werden!“

Otto machte an demselben Tag seine Spazierfahrt, und seine Kräfte hoben sich unter dem belebenden Einflusse glücklicher Liebe mit erstaunlicher Schnelligkeit. Eine Woche nach seiner Verwundung konnte er sich als völlig wiederhergestellt betrachten, und da inzwischen auch Don Filippo wieder so weit bei Kräften zu sein schien, daß seine gerichtliche Vernehmung stattfinden konnte, wurden Tag und Stunde festgesetzt, wo der Gerichtshof über den meuchelmörderischen Überfall zusammentreten sollte. Von den beiden Helfershelfern Don Filippos schwebte der eine noch zwischen Tod und Leben: der Hieb, den er über den Kopf erhalten hatte, war kräftig gewesen. Der andre aber war frisch und gesund und konnte vernommen werden. So erzählte Lesczalsky, der sich genau auf dem laufenden erhielt, und er teilte außerdem mit, daß die gewöhnliche lässige Behandlung von Übeltaten, wo reiche und vornehme Leute im Spiel waren, dieses Mal einem ganz andern, energischen und rücksichtslosen Vorgehen der Gerichtsbehörden von Havanna Platz gemacht habe, weil es sich um einen deutschen Offizier handle und die Macht des Deutschen Reiches gefürchtet werde.

Indessen kam es doch anders, als Lesczalsky und Otto erwartet hatten, und die Wendung der Dinge war Otto nicht unangenehm. So sehr er auch über den heimtückischen Überfall empört war und so wenig er Mitleid mit den Leuten haben

konnte, die sich solcher niederträchtiger und schändlicher Mittel zu bedienen nicht scheuten, war ihm der Gedanke, daß der Name Calderon, der Name der Geliebten, in der Öffentlichkeit genannt werden könne, doch höchst peinlich. So vernahm er denn mit einer gewissen Befriedigung die Nachricht, die ihm Lesczalsky in großer Aufregung brachte, daß nämlich Don Filippo in der Nacht vor der Gerichtssitzung verschwunden, aus dem Gefängnis entflohen sei.

„Cosas de España, cosas de Habána!“ rief Lesczalsky. „Das ist ganz, wie es sich hier schickt und zuträgt! Don Filippo de Lasso hat Geld und hat reiche Freunde, da hält kein Schloß, keine Gefängnismauer! Vielleicht hängen sie nun noch den armen Schuft, den sie haben, aber Don Filippo ist in Sicherheit.“

Die Flucht des Hauptübeltäters hatte zur Folge, daß die Gerichtsbehörde die Verhandlung hinausschob. Zunächst, hieß es, solle Don Filippo wieder eingefangen werden. Das hatte seine Schwierigkeit. Der Bürgerkrieg wütete auf Kuba, seit langen Jahren besaß die spanische Regierung nur so viel Terrain, wie sie mit ihren Truppen beherrschte, und leicht konnte der Flüchtling sich auf Gebiete begeben, wo er unangefochten wohnen konnte, bis ihm über kurz oder lang, dank den Verbindungen seiner Familie, die Möglichkeit geboten wurde, nach Havanna zurückzukehren und Korso zu fahren, als ob nichts geschehen sei.

Angesichts dieser Lage beschloß Herr Calderon,

den Plan auszuführen, den er seit einiger Zeit reiflich erwog. Er beschloß, sein Geschäft einem jüngeren Manne zu übergeben, der bei ihm gearbeitet und sich seines Vertrauens würdig gezeigt hatte, selbst aber mit Frau und Tochter nach Deutschland überzusiedeln. Dies war lange schon der Wunsch der Frau Calderon, die sich als geborene Deutsche in dem fremden, katholischen, spanischen Lande niemals recht heimisch gefühlt hatte, und die Verbindung Gretchens, der einzigen Tochter, mit dem deutschen Offizier steigerte diesen Wunsch. Herr Calderon war reich genug, um so viel Kapital aus dem Geschäfte herausnehmen zu können, wie er gebrauchte, um in Hamburg behaglich zu leben, und er fühlte, daß er klug daran tun würde, jetzt zu gehen, um sich nicht der Feindschaft Don Filippos und seiner Familie auszusetzen. Er selbst als Spanier konnte sich am deutlichsten eine Vorstellung von den Gefahren machen, womit der rachsüchtige und grausame Sinn seiner Landsleute und ehemaligen nahen Freunde ihn bedrohte.

Inzwischen lag der deutsche Kreuzer „Moltke" noch immer auf der Werft und waren die spanischen Dockarbeiter mit Reparatur der schweren Havarien beschäftigt, die er erhalten hatte. Für Otto eine glückliche Zeit, die er in Gretchens Gesellschaft verbrachte, die jedoch schließlich auch ein Ende nehmen mußte. Denn sobald das Schiff wieder seetüchtig war, mußte er mit ihm wieder in die Ferne ziehen, und er konnte nicht voraussehen, wann er dann die Teure wiedersehen würde. Aber das Glück

hatte sich jetzt gewandt und schien ihm ein beständig lächelndes Antlitz zeigen zu wollen.

Gerade zu der Zeit, wo Herr Calderon mit der Abrechnung und Übergabe seines Geschäftes an seinen Prokuristen, einem Deutschen, beschäftigt war, lief ein Schiff in den Hafen von Havanna ein, dessen zierlicher Bau, dessen feine Formen unter all den Hunderten von Fahrzeugen, die dort lagen, auffielen und die Bewunderung der deutschen Offiziere erregten, die auf der Terrasse des Café de Madrid saßen und mit ihren Gläsern das Leben auf der Reede und im Hafen als Kenner beobachteten.

Otto war unter ihnen, und als er jetzt, von einem Kameraden aufmerksam gemacht, den Blick dorthin richtete, stieß er einen Ruf der Überraschung aus. Er erkannte das Schiff sogleich, er hatte es selbst geführt: das war der scharf geschnittene Bug, das die leichte, elegante Kurve des niedrigen Unterschiffs: es war die „Alice“, Lady Laura Glencartys Jacht, vom Royal-Thames-Klub.

Alsbald sprang er auf, eilte zum Kai, und unter den Booten, die sich durch die stets bewegte Brandung hindurchkämpften, um an der „Alice“ anzulegen, war sein Boot das erste. Er winkte mit dem Taschentuch, von Bord winkte es wieder, und bald erkannte er die Personen an Deck. Lady Glencarty stand dort, neben ihr aber nicht, wie er erwartet hatte, die schwarzlockige Alice, sondern Leonie, und auf der Kommandobank entdeckte er seinen früheren Kameraden Heise, wie er Befehle

gab und die Jacht mit graziöser Wendung in den Wind und vor Anker brachte.

Er schwang sich hinauf und begrüßte die Lady mit ehrerbietigem Handkuß.

„Meine liebe Alice ist fort,“ sagte sie ihm, seiner stummen Frage antwortend. „Sie hat es für ihre Pflicht gehalten, zu ihrem Adoptivvater nach England zu reisen, und sie hat meine völlige Bewilligung ihres Vorhabens, ihr Leben von nun an Lord Glencarty zu weihen. Sie wird ihm das Haus führen, während ich noch einige Zeit meine wissenschaftlichen Forschungen fortzusetzen gedenke.“

Otto erfuhr, daß sich eine innige Freundschaft zwischen der Lady und der schönen Leonie entwickelt hatte, deren energischer Charakter vortrefflich zu der Lady Unternehmungsgeist paßte. So hatte sich die Lady auf Lesczalskys Depesche entschlossen, sie nach Havanna zu einem Besuche bei ihrem Bruder zu bringen. Leonie bewohnte Alicens ehemalige Räume, und wenn sie auch nicht malte wie Alice, so hatte sie doch vollauf mit dem Studium des Seewesens zu tun, dem sie sich mit demselben Eifer und Geschick wie ehedem dem Pferdesport widmete.

„Ich bin glücklich,“ sagte sie zu Otto. „Kein größeres Vergnügen, als auf solch einem Schiffe durch die weiten Meere zu fahren und ferne Länder zu besuchen. Das ist noch interessanter als der Turf. Mein Mann hat das Kommando der Jacht übernommen, und er gibt mir Unterricht in der Schiffsführung. Ich finde das prachtvoll!“

„Ich glaube Ihnen, gnädige Frau," sagte Otto, indem er ihr nachdenklich in das kühn geschnittene Antlitz sah.

„Wir Heises haben immer Glück in der Ehe, ich sagte es dir schon," fügte jetzt der Kommandant der „Alice" hinzu, indem er Otto herzlich die Hand drückte. „Aber keiner von allen, weder mein Onkel, der englische Admiral, noch alle die andern Verwandten, die sich in der Geschichte Hannovers und Englands einen Namen gemacht haben, ist wohl so glücklich gewesen, wie ich es bin. Das ist eine Frau!"

„Ich gratuliere!" antwortete Otto.

„Und nun an Land!" sagte Lady Glencarty. „Ich bin gespannt, Leonies Bruder zu sehen, der sich, wie er uns nach Madeira telegraphiert hat, mit einer Dame aus Mexiko vermählt hat."

Es war ein glückliches Wiedersehen, und Bruder und Schwester vergaßen nicht in der Freude über eine so unerwartet günstige Wendung ihres Geschickes, Otto innig zu danken, der durch sein hilfreiches Einschreiten in der Stunde der Not ihnen ein rettender Engel geworden war und nunmehr wieder die erste Veranlassung zu diesem Wiedersehen gegeben hatte. Selbst in des Götzenbildes Indolenz kam Leben, die reiche Mexikanerin fühlte sich geschmeichelt und erhoben durch den Besuch einer Dame wie Lady Laura Glencarty, einer Dame der britischen Aristokratie, die an allen Küsten, die das Meer bespült, ganz besonders aber in den Republiken Amerikas, des höchsten Ansehens genießt.

Noch acht Tage dauerte der Aufenthalt auf der Perle der Antillen. So lange wartete Otto umsonst auf eine neue Vorladung, so lange hatte Herr Calderon noch mit Abwicklung seiner Geschäfte zu tun, und so lange genoß Heise mit seiner jungen Frau die Gastfreundschaft Lesczalskys und der vielfachen Millionärin mit den Samtaugen. Dann aber ging es zur Abreise.

Der Kapitän des Kreuzers, noch immer durch die Reparatur seines Schiffes zurückgehalten, erteilte dem Leutnant, der doch nicht zu seiner Besatzung gehörte, sowie dem Oberbootsmannsmaat Hahlbeck und den Matrosen der „Thetis" Erlaubnis, nach Deutschland zurückzukehren und sich in Wilhelmshaven bei der vorgesetzten Behörde zu melden. Dann bestieg die ganze Gesellschaft auf Lady Glencartys Einladung die „Alice", Heise übernahm deren Kommando wieder, und es ging der Heimat zu.

Ein günstiger Wind vom Westen her schwellte die Segel der prächtigen Jacht, Otto stand Hand in Hand mit Gretchen auf dem Verdeck, und sie blickten in seliger Eintracht zurück auf das herrliche Land, das im Morgensonnenglanz vor ihnen dalag, allmählich seine leuchtenden Farben in Violett und goldenen Schimmer verwandelte, wie der Kiel der „Alice" nach Osten hin die Flut durchschnitt, und noch Blumendüfte als Gruß herübersandte, die der Morgenwind von den blühenden Gestaden her auf seinen Schwingen trug.

> In der Schönheit frischem Blütenkranze
> Prangt der Unschuld Lilie so schön;
> Mit des Seelenfriedens heiterm Glanze
> Wird sie deines Auges Licht erhöh'n.
> K. L. M. Müller

Und noch ein Jahr war vorübergegangen und der endlosen Reihe der Zeiten nachgerollt, die Menschenjammer und Menschenglück im Schoße der Ewigkeit zu begraben scheinen, ein endloses Kommen und Gehen, dessen Ziel und Zweck nur Gott kennt, da schmückte sich die kleine Kirche in dem Städtchen, wo Otto die Braut zuerst gesehen und lieben gelernt hätte, zu fröhlicher Feier.

Es war Gretchens Wunsch gewesen, nicht in dem reichen, glänzenden Hamburg, wo sie jetzt mit ihren Eltern wohnte, sondern dort getraut zu werden, wo die liebsten Erinnerungen ihrer Kindheit ihr den Ort verklärten.

Herr Christian Tovote, der Fensterguder, war stolz darauf, diese Hochzeit auszurichten, und im engeren Kreise der Familie rühmte er sich damit, daß er zuerst gesehen habe, wohin das Ding zielen wolle, und daß er die eigentliche Ursache des Glückes seiner Nichte sei. Das Haus, dessen Fenster Otto so oft mit bangendem Herzen und in sehnsüchtiger Schwärmerei, auf verbotenen Wegen gehend, betrachtet hatte, barg nun die angesehenen Verwandten, deren ausländischer Name und durch das Gerücht noch übertriebener Reichtum immer ein Licht der Vornehmheit auf den Hauptstamm

der Tovotes ausgestrahlt hatten. Von hier sollte der Leutnant zur See, dessen Uniform schon das Städtchen in Aufregung versetzte und dessen frühere Taten in seiner Gymnasialzeit von mythischer Bedeutung geworden waren, die Braut heimführen. Palmenzweige, nicht so groß und nicht in solcher Fülle, wie Gretchen sie in Havanna gesehen, aber auch nicht von den Gefahren umgeben, die ihr dort gedroht hätten, dazu Orangenbäume aus dem fürstlichen Gewächshause und viele andre blühende und grünende Gesträuche schmückten die Kirche, so daß das Sonnenlicht, durch die bunten Glasfenster hereinscheinend, den sonst oft düsteren Ort nun einem Garten ähnlich fand. Bunte Teppiche bedeckten den Pfad von der Sakristei bis zum Altare, viele Kerzen brannten dort, und ein zauberhaftes, feierliches und frohes Licht erfüllte, als jetzt die Orgel ertönte und der Hochzeitszug daherschritt, die Wölbungen der altersgrauen Kirche.

Kleine Mädchen gingen vorauf und streuten Blumen, hinter ihnen kam das Brautpaar, und nun erstarb das Geflüster in der Menge ringsum, die bis auf den letzten Platz den heiligen Raum ausfüllte und von allen Kirchenstühlen, von der Orgel herab und von den oberen Galerien begierig ausschaute. Nur hier und da konnten Freundinnen der Familie und alte Stammbesucherinnen von Trauungen nicht ganz die leisen Rufe der Bewunderung unterdrücken, die das Erscheinen von Braut und Bräutigam ihnen entlockte. Und wirklich war es ein schöner und reizender Anblick: der

stattliche Offizier mit dem guten, männlich-ernsten Gesicht, wie er mit froher Rührung kämpfte, wenn er auf die geliebte Gestalt an seiner Seite niederblickte, und dann die Braut selbst in ihrer süßen, schüchternen und doch glückstrahlenden Erscheinung. Entzückend sah das schöne Mädchen in dem langen unschuldweißen Atlasgewande aus, den Myrtenkranz in dem goldglänzenden Haar, den herrlichen Strauß in der Hand und den duftigen Schleier lang herabwallend. Ihre dunkeln, sprechenden Augen waren niedergeschlagen, nur einmal blickte sie zu Otto auf, und ihre Blicke begegneten sich in einem stummen Gelübde, das der beredte Ausdruck ihres innigsten Empfindens war.

Hinter ihnen schritten die Brautjungfern mit den Freunden des Bräutigams: Laura Tovote am Arme des jungen Barons von Rosencron, der inzwischen zum Husarenoffizier avanciert war, und Olga Zucker am Arme des Kandidaten Theophil Schückelmeyer. Diese jungen Damen waren heute noch ledig, doch hieß es im Städtchen, daß Theophil, sobald er eine feste Anstellung hätte, wohl dem Netze nicht mehr werde entgehen können, das Olgas Reize um ihn geschlungen hätten. Sie war ein frommes Mädchen und besuchte regelmäßig die Kirche, wie es sich für Theophils künftige Gattin schickte.

Es folgten alsdann die Eltern der Braut und sonstige würdige Personen, der Rektor Schückelmeyer, immer noch mit dunkelm Bart, und seine Gattin, das ehemalige Hoffräulein. Ihr Gesicht war blaß

und mild, ihr braunes Haar glatt gestrichen und einfach gescheitelt. Bei diesem sanften Ausdruck ihrer schönen braunen Augen war schwer zu sagen, ob sie glücklich durch ihren Gatten geworden sei, oder ob ein tieferes Verständnis für die Eitelkeit der Welt ihrem Antlitz Frieden verleihe.

Die Familie Heise war ferner im Zuge zu erblicken, beide hatten sich für kurze Zeit von Lady Glencarty beurlaubt, die eine weitere Expedition nach Japan plante. Auch Frau von Storren war anwesend, und Dr. med. Schückelmeyer, fürstlicher Leibarzt, glatt rasiert, einem Diplomaten ähnlich, mit einem Orden am goldenen Kettchen auf dem Frack, führte sie am Arme. Noch war es ungewiß, ob das Schicksal diese beiden zusammenführen würde auf der Lebensbahn. Unter den übrigen angesehenen Personen in dem großen Hochzeitszuge fielen noch der Baron und die Baronin von Rosencron durch stattliche Erscheinungen auf.

Dann kam die Rede des würdigen Geistlichen, dann wechselten Braut und Bräutigam die Ringe, und mit dem Jawort, das sie für immer verband, fanden ihre Seelen, die einander angehörten, ohne daß jemals eine andre Trennung als die des Raumes und der Zeit störend zwischen sie getreten wäre, die feierliche Bestätigung ihrer ersten Liebe.

